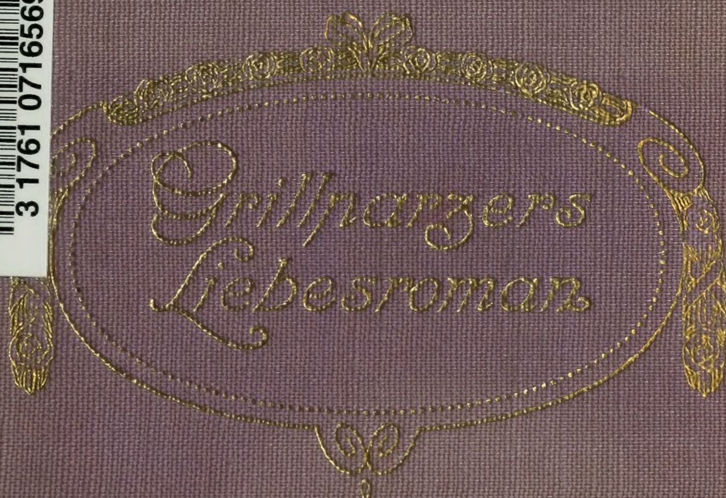



Grillparzers
Liebesroman

Grillparzers
Liebesroman



Franz Grillparzer



Kathi Fröhlich

Nach Originalminiaturen von M. Daffinger, 1823.

Grillparzers Liebesroman

Die Schwestern Fröhlich

Roman
aus Wiens klassischer Zeit
von

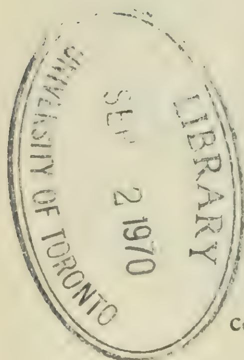
Joseph Aug. Lux

......

Erstes bis zehntes Tausend



Verlag von Rich. Bong, Berlin W.



Druck von Hallberg & Büchting, Leipzig.

Vorwort.

Als Eduard von Bauernfeld in seiner Spätzeit angegangen wurde, seine Erinnerungen an den Personenkreis der freundesfrohen und liederreichen zwanziger Jahre in zusammenhängender biographischer Form mitzuteilen, gab er zu verstehen, es sei mit Biographie nicht getan, nur eine Dichtung sei imstande, den Genius jener Zeit und ihrer Menschen zu vergegenwärtigen.

Bauernfeld hatte recht, denn er war Poet. Sein Wort ist gut und sinnvoll, es bleibe unvergessen.

Auch wir Heutigen blicken mit einer Art von zärtlichem Familienstolz auf jene Zeit und ihre berühmten Größen zurück, als wär's unsere persönliche Vergangenheit; sie steht unserem Herzen am nächsten; wir wollen ihr ins liebe Antlitz schauen, in ihren Augen lesen, ihre Seele ergreifen, ihr inneres Leben, also das, was unsterblich ist und als allgemein

Menschliches und Schicksalmäßiges auch für uns einen bleibenden Sinn hat.

Überlieferte Daten, Jahreszahlen, zusammenhanglose Notizen, Briefe und ähnliche etwas spröde biographische Einzelheiten sind die spärlichen Bruchstücke des äußeren Lebens, mit denen der Dichter nicht rekonstruierend sondern freischaffend verfährt, durch nichts gebunden als durch das Gesetz der inneren Wahrhaftigkeit und der poetischen Gerechtigkeit. Er ordnet die Ereignisse nach diesem künstlerischen Gesetz und hat darum den Vorwurf eines Anachronismus nicht zu fürchten, obgleich ihm wichtiger als die überlieferte chronologische Folge die psychologische Wahrheit dünkt, die zugleich im geistigen Sinn die historische Wahrheit enthält, und wie alle Geschichte eine persönliche Schöpfung ist. Daten sind Rohstoffe und an sich tot. Gestalt und Leben empfangen sie nur durch die persönliche Zeugenschaft. Wer also den Liebes- und Dichterfrühling dieser zwanziger Jahre innerlich erlebt und als Heutiger sagen kann, wie er ihn sieht, der ist trotz der zeitlichen Ferne gewissermaßen — dabei gewesen, und darauf kommt es an.

Seit mehr als zehn Jahren habe ich mit den unvergeßlichen Menschen dieser köstlichsten Alt-

wiener Vergangenheit intimen seelischen Umgang; ich brauche nur nach innen zu horchen, und ich höre sie reden; ich höre ihr Lachen und Jubeln, ihr Weinen und Klagen, und was ich auf diese Weise hörte, habe ich niedergeschrieben.

Das ist sehr einfach. Aber der Dichter hat nicht mehr zu geben als diese inneren Stimmen.

Joseph Aug. Lux.

I.

Als der Herr Konzeptspraktikant und Dichter Franz Grillparzer bei Geymüller anklopfte, ahnte er nicht, daß das Schicksal in der holdesten weiblichen Verkörperung und folgenschwersten Bedeutung an diesem Abend in dem befreundeten Hause seiner harre.

Er hatte es sich lange überlegt, ehe er sich wirklich entschloß hinzugehen. Die Aussicht, gute Musik zu hören, lockte ihn. Der Gedanke an eine Menge Menschen, der er dort begegnen werde, war ihm zuwider und hielt ihn wieder ab. Er fühlte sich einsam und unglücklich und sehnte sich nach heiterer Geselligkeit; aber neben dieser Sehnsucht erwachte zugleich eine innere Stimme, die wissen wollte, daß er um so melancholischer und grilliger werden würde, je heiterer und ausgelassener um ihn die Gesellschaft wäre. Er wußte schon, daß die Stimme, die ihn abhielt, recht haben könnte; aber auch der Sehnsucht, die ihn hintrieb, mußte er ebenfalls recht geben. So verging die Zeit in selbstquälerischer Unschlüssigkeit, bis der Abend da war, und bis es hieß: entweder — oder!

„Tramhapperter Patzer!" erboste sich der Dichter über die eigene Wankelmütigkeit. „Hast schon dein' Nam' verdient," schimpfte er in sich hinein; „Grill, Grill, das kommt von den Grillen, die ich

g'fangen hab'; und parzer soll besser heißen Patzer! Verpatzer! Lebensverpatzer — einer, der sich das Leben verpatzt und den anderen! Zu dumm so was!"

Kastentüren und Kommodeladen flogen auf, jetzt war er im Schuß. Den neuen blauen Frack heraus, das schönste feingefältelte Hemd, die bauschige Binde aus schwerer Seide, und die große, mit Steinen besetzte Busennadel, ein Erbstück vom Großvater —

„Die Nadel, die Nadel, ja wo is' denn? Ich kann die Nadel nöt finden! Kruzitürken, wo hab ich denn nur die Nadel hin'geben?"

Alle Laden durchgekramt, das oberste zu unterst, er kann die Nadel nicht finden.

„Resi, Resi!" Seine Stimme, die immer bedeckt und verschleiert klingt, gibt sich jetzt hell und frei, ein Wohllaut ist darin, trotzdem er jetzt ärgerlich ist und schreit, was er unter Leuten nie tut. Aber bei der Resi kann er sich gehen lassen, und tärrisch ist sie auch.

Die alte Resi humpelt herein, sieht den Wirrwarr, schlägt die Hände zusammen und jammert: „O mein, o mein, wenn das die selige Frau Mutter wieder seh'n tät!"

„Wenn das die selige Frau Mutter wieder seh'n tät," äffte sie der Herr Konzeptspraktikant nach, schon ganz weinerlich vor Ärger und Ungeduld und fährt sie dann an: „D' Nadel such ich, alts Hausmöbel. Wo hab'n Sie's denn verräumt, die Nadel?"

„Aber Herr Franz, aber Herr Franz, da is sie ja eh, die Nadel."

„Ein' Schmarrn ist das die Nadel. Das ist zwar eine Nadel, aber nicht die Nadel, die ich such. Es ist die Nadel, die ich alle Tag trag, ich

such aber die alte schöne Nadel, die mit den vielen Steinen, verstehn S' denn nöt?"

„Wir werden s' schon finden," beschwichtigte die Alte. „So nehmen S' halt heut auch die Alle-Tag-Nadel; die andere wird morgen schon zum Vorschein kommen, wenn ich beim Staubabwischen Zeit hab alle Laden durchz'schaun und in Ordnung zu bringen. Oh mein, der Durcheinand!"

„Verstehst denn nöt, Resi, daß ich die Alle-Tag-Nadel heut nöt nehmen kann? Lieber bleib ich z'haus. Lieber verzicht ich auf alles. Jetzt ist's mir schon zu dumm!" Riß die kunstvoll geschlungene seidene Binde wieder herab, schmiß sie hin und sagte noch zur Bekräftigung seiner Übellaune: „Ich pfeif drauf. Ich mag eh nit hingehn. Sind mir eh zwider die Leut."

Unterdessen hatte sich die Alte an den vielen Schubfächern des Schreibkastens zu tun gemacht und hob aus der kleinsten Lade triumphierend den gesuchten Gegenstand heraus: „Da is sie ja, die Nadel!"

An Stelle des Ärgers, der das Gesicht alt und mürrisch machte, stand ein Lächeln auf dem plötzlich wieder knabenhaft verjüngten Antlitz des Dichters Franz, und er wiederholte mit denselben Worten: „Da is sie ja, die Nadel!"

So standen beide da, der Herr Franz und die treue Resi, lächelten verklärt und sagten noch einmal, fast zugleich: „Da is sie ja, die Nadel!"

Fast weich und kindlich, ganz im Gegensatz zu seinem vorigen unwirschen Wesen, fügte Franz hinzu: „Die Nadel hätten wir g'funden, Resi, was wir aber nicht mehr finden, das ist mein gut's Mutterl. Die geht uns allen zwein ab, gelt, Resi? Die hätt' die

Nadel auf den ersten Griff g'habt. Ich kenn mich halt nimmer aus in meine Sachen, seit sie nöt mehr ist."

Der Herr Konzeptspraktikant geriet leicht außer Rand und Band, wenn nicht alles nach Wunsch ging. Er hatte als mütterliches Erbteil ein reizbares Nervensystem und die Anlage zur Melancholie und Hypochondrie mit auf den Lebensweg bekommen. Das war verhängnisvoll für den Menschen, vielleicht aber nicht für den Dichter. Er war glücklicher daran als es die Mutter war, und als es seine Brüder waren, die ebenfalls die krankhafte Anlage ererbt hatten, denn Gott hatte es dem Franz gegeben nicht nur zu leiden sondern auch zu sagen, was er litt und also in der Poesie als dem großen Heilmittel der Menschheit Erlösung zu finden. Die unglückliche Mutter hatte in ihrer letzten Lebenszeit an vorübergehenden Geistesstörungen gelitten und in einem Anfall religiösen Wahnsinns Hand an sich gelegt. Sie war keines natürlichen Todes gestorben. Und was den Vater betrifft, der der Mutter im Tod früh vorausgegangen, — o, das war ein gar finsterer, verschlossener Mann! Da war Franzens Jugend so wenig sonnig wie das düstere Elternhaus am Bauernmarkt, das die durch Geistergeschichten und kunterbunt betriebene Lektüre erregte Phantasie des Knaben mit Gespenstern und Märchen bevölkerte. Vielleicht ward damals schon der geistige Grund zur „Ahnfrau" gelegt. Weil der Vater Advokat war und auch die Mutter aus Advokaten- und Juristenkreisen stammte, so war es natürlich, daß die Kinder für die juridische Laufbahn vorbereitet wurden, und daß Franz zunächst in den Staatsdienst kam. Es gab damals nicht viel anderes für die Söhne aus besseren Häu-

sern. Franzens Brüder, erblich noch schwerer belastet als er, waren geschlagene Menschen und konnten in ihr äußeres Leben keine Ordnung bringen, während Franz im Gegensatz zu ihnen manchmal allzu pedantisch und ängstlich war. Tiefe Schatten fielen in das ohnehin leicht zu Trübsinn geneigte Gemüt des Dichters. Er war ein vom Schicksal Gezeichneter. Seine große Reizsamkeit war Segen und Fluch, indem sie dem Dichter frommte und zugleich eine Menge schmerzlicher Konflikte mit dem Leben beschwor, das den empfindsamen, schonungsbedürftigen aber auch ein wenig launischen und grillenhaften Franz nicht so mütterlich behandelte, wie die gute alte Resi es tat.

Als er nun plötzlich zu lamentieren anfing, brauchte es nichts mehr, um das rührsame Herz der alten Dienerin zu ergreifen und die Tränenschleusen zu öffnen. Rasch führten die zitternden Hände das blaue Fürtuch an die schwimmenden Augen, und die Stimme schluchzte halb erstickt: „z' früh verlassen hat sie uns! Die paar Jahrln hätt's doch noch machen können. Das hätt sie noch erleben sollen, die Frau Mutter, den Herrn Sohn zu sehen in dieser Ehr', als großen Dichter . . ."

„Hörn S' auf, Resi," rief Franz mit wackliger Stimme, indem er sich heftig schneuzte, um seinerseits Rührung und Schmerz zu verbergen, den der fremde Schmerz um die Unvergessene wachrief. „Hörn S' doch schon einmal auf, wenn ich sag!"

Von neuem die stattliche Halsbinde gebunden und von der ansehnlichen Busennadel festgehalten, die dunkelblonden Locken schön gescheitelt, den blauen Frack angezogen, die Handschuhe angelegt und den hohen Stock mit Elfenbeingriff hervor-

gesucht, stand endlich der Herr Konzeptspraktikant und Dichter zusammengewichst da, wie aus dem Schachterl. Die alte Resi hatte die Tränen getrocknet, es war nur ein Übergangl, und betrachtete leuchtenden Blicks den Jüngling, für den sie als Statthalterin der Abgeschiedenen mütterlichen Stolz empfand.

„Herr Franz," versuchte die Alte zu trösten, indem sie auf ihre Weise einen guten Rat gab, „Herr Franz müssen halt schauen, daß Sie eine recht schöne und brave Braut kriegen, die so gut zu Ihnen ist, wie die selige Frau Mutter war." Ganz jugendlich wurde das runzlige Gesicht in der schamhaften Röte, die ihr plötzlich aufstieg. Sie bückte sich rasch, um aus einer Lade ein gesticktes Schnupftuch zu nehmen, das sie dem Jüngling hinlegte, der an seinem Zylinder putzte. „Ja, mein, das Bücken fallt einem halt schon schwer, das ganze Blut steigt einem zu Kopf. Werd's halt auch nöt mehr lang machen, und möcht doch die Gewißheit mitnehmen, daß Herr Franz in guten Händen ist."

„Plapper nicht, Resi," murrte der Dichter mit komischem Unwillen. „Weiß's eh, daß es keine mehr auf Erden gibt, die so gut ist wie's Mutterl. So wie sie war, find ich keine, und bevor ich eine andere nimm, werd ich lieber ein alter Jungg'sell. Eine richtige Ehe, Resi, das ist eine sehr schwere Sach. Zu zweien eins sein zu können, und nie daran zu erinnern, daß man doch zweierlei ist, das versteht kein Weibsbild heutzutag'. Das versteht nur das Mutterherz. Das gibt's ein zweites Mal nicht mehr. Hab mich viel umgeschaut und keine g'funden, die so viel Achtung und Liebe verdienen würde. Sind alle auf einen Schlag. Weinen ohne

traurig zu sein, lachen ohne froh zu sein, scheinen immer anders, als sie wirklich sind und bringen ihrer Gefallsucht jedes, auch das größte Opfer. Koketterie, das ist die Achse, um die sich ihr Denken und Tun dreht. Liebe und Freundschaft werfen s' leichtfertig hin, wenn sie sich damit nur einen Augenblick das Beifallslächeln der Bewunderung erkaufen können. Nein, Resi, bin nix für die Ehe, scheint mir."

„Jessas, Jessas, grad dasjenige, was Sie sagen, Herr Franz, hab ich mir eh immer selber schon denkt," erhitzte sich die Alte. „Recht haben S', Herr Franz, nix wert sind s' heut mehr, diese Frauenzimmer. Nöt einmal das Anschauen sind s' wert, ja, das sag ich. Im Grab tät sie sich umdrehn, die selig' Frau Mutter, wenn so eine Schwiegertochter ins Haus käm. Sind alle ein Bund Hadern. Und wenn S' mich fragen, Herr Franz, ich wüßt's rein selber nöt, welche das gut genug ist für'n Herrn Franz."

So war es dem Herrn Franz aber auch wieder nicht recht, und er machte eine unwillige Bewegung.

„Na, na, ich wüßt schon eine," machte sich die Alte wichtig und trippelte näher voll Geheimnistuerei: „Wenigstens weiß ich, wie sie ausschauen müßt', die für Herrn Franz passen tät."

„Wie denn?"

„Sie wissen's ja eh, Herr Franz, besser als ich," bedeutete die Alte mit täppischer Vertraulichkeit. „Wenn ich auch eine dumme ungebüldete Person bin, so weiß ich doch, wieviel's g'schlagen hat, da drin im Herzen nämlich. Und wenn ich die Ehr hätt', die Mutter des Herrn Franz selber zu sein, könnt' ich's auch nöt besser wissen. Im Theater hab' ich das neulich derkennt, in Ihnerem Stück, Herr Franz,

in der ‚Medea'. Ich hab nöt aufhören können zu weinen, Herr Franz," und jetzt fuhren die Zipfel des blauen Fürtuches wieder an die Augen, um ein neues Übergangl zu trocknen, „ich hab nöt aufhören können zu weinen, und die Leut um mich herum in der vierten Galerie haben mitg'weint. Mein Lebtag vergiß ich das nöt mehr, so schön war es. Alle haben mich beneidet, als ich in den Pausen erzählt hab, daß ich den Herrn Dichter kenn, und daß ich schon vor dreißig Jahren eine treue Dienerin des Hauses war und seit dem Tode der seligen Frau Mutter wieder die Wirtschaft führ'. Eine Mutter kann nöt stolzer auf ihren geehrten Sohn sein, als ich war, wie mich die Leut ang'schaut und ausg'fragt haben. Diese Begeisterung, Herr Franz, Sie machen sich keinen Begriff. Ja, g'freut Ihnen denn das gar nöt, Herr Franz?! Diese Ideen! Und diese Phantasie! Ich kann mich halt nöt genug wundern, Herr Franz, wo Sie nur den Kopf hernehmen. Nein, diesen Kopf! Wenn das die Frau Mutter, Gott hab s' selig! hätt erleben können! Daß aber die Gute wenigstens beim Herrn Franz sein ersten Stück dabei sein hat können, bei der ‚Ahnfrau', das ist freilich auch wieder ein Trost. Den Anfang hat s' doch g'sehen, die selige Frau Mutter! Hab immer dran denken müssen."

Diese Äußerung lenkte die Gedanken des Dichters zurück auf die Erstaufführung der „Ahnfrau", mit der sein Stern aufging, und die mit ihren halb schmerzlichen, halb komischen Einzelheiten noch recht lebhaft in seiner Erinnerung stand. Da war der Herr Konzeptspraktikant und dramatische Dichter im fadenscheinigen Überrock und mit schülerhafter Schüchternheit zu den Proben in das Theater an der Wien gekommen, wo das Stück zuerst auf-

Handschrift Grillparzers aus dem ältesten Manuskript der „Ahnfrau“

Original im Grillparzer-Archiv der Stadt Wien

geführt worden war, und er wurde auf der Bühne von den Schauspielern empfangen wie ein junger Gott. Es wurde ihm, er wußte nicht wie. Alle waren entzückt von ihren Rollen und versprachen sich einen ungeheuren Erfolg, nur der Dichter hatte nicht den Mut zu hoffen und sah mit Angst dem Abend entgegen. Die Hofburgschauspielerin Madame Schröder, die zur Aushilfe an diesem Theater mitwirkte, gab in ihrer Freude und Rührung vor allen Kollegen dem Dichter einen Kuß. Der Hofschauspieler Lange und einige andere Mimen machten spöttische Bemerkungen darüber.

„Was wollt ihr," rief die entflammte Madame Schröder, „soll ich den Mund des Dichters nicht küssen, der soviel schöne Worte gesprochen hat?"

Seine Schamhaftigkeit war damals so übertrieben, daß er sich kaum auf die Gasse wagte, als der Theaterzettel groß an den Straßenecken prangte: „Die Ahnfrau, Trauerspiel in fünf Aufzügen," ohne Angabe des Autors, denn er hatte sich mit aller Entschiedenheit dagegen gewehrt, daß sein Name beigedruckt würde. Trotzdem empfand er damals diese Kundmachung wie eine persönliche Entblößung. Zur Erstaufführung seines Stückes hatte er gratis drei Sperrsitze in der ersten Galerie bekommen; dort saß er nun mit der Mutter und dem jüngsten Bruder. Sie faßten sich krampfhaft an den Händen, daß die Finger knacksten, aber sie spürten es nicht, so groß war die Aufregung der drei. Der Dichter selbst rezitierte die Verse leise mit ohne es zu wissen. Der jüngere Bruder betete unaufhörlich, daß alles gut ausfallen möge, und die Mutter raunte in einemfort: „Um Gottes willen, Franz, reg dich nöt so auf, du wirst mir noch krank!"

Die Qualen zu verschärfen, begann ein alter Herr vor ihm, der keine Ahnung von des Dichters Nähe hatte, bei einigen starken Szenen halblaut zu kritisieren. Besonders in dem Auftritt, wo dem liebenden Jaromir in der nächtlichen Kapelle statt Bertha die geisterhafte Ahnfrau entgegentritt, wollte dem alten Herrn vollends der Geduldfaden reißen, obgleich die Mehrzahl der Theaterbesucher an den Gruselszenen den meisten Gefallen fand.

„Grell, viel zu grell!" brummte der unzufriedene Herr.

Das Schlimmste war, daß der Dichter selbst vom stärksten Widerwillen gegen sein Stück erfüllt war, als er es aus der visionären Wirklichkeit seiner Gedanken herausgezerrt und in die unechte Wirklichkeit des Rampenlichtes, der Schminke, der Perücken und vor allem auch der geschminkten Rede gestellt sah. Wie zart und schön hatte alles ausgesehen, als er es träumte und dichtete, zart und schön wie die imaginären Figuren verblaßter Gobelins in alten Schlössern; wie roh und gemein sah es jetzt in der falschen Beleuchtung und dem falschen Pathos der gespreizten Schauspieler aus, in einer Darstellung, die wie alles Bühnenmäßige die groben Effekte unterstreicht und die feinen dichterischen Nuancen fallen läßt. Der alte Herr hatte gar nicht unrecht, es war wirklich grell, allzu grell!

Der Dichter konnte schon damals seinen Traum mit dem Leben nicht in Einklang bringen, nicht einmal mit der Bühne, die doch auch nur ein Traumdasein hatte; es war der tragische Konflikt seines Daseins, der sich in allen Formen wiederholte. Damals hatte er beschlossen, seine Stücke nie wieder

auf dem Theater ansehen zu wollen, und er hatte es gehalten, was er gelobte.

Die alte Resi faselte unterdessen von der „Medea“ weiter.

„Wir haben alle einen fürchterlichen Zorn auf dieses grausliche Frauenzimmer g'habt, auf diese Medea; hinunterschreien hätten wir mögen von der Galerie, und dann hat s' uns doch wieder derbarmt. Wir haben nur die furchtbare Angst ausg'standen, daß sie am End nöt doch der Kreusa was antut. Das ist ja der reinste Engel, ein himmlisches Geschöpf, wie man sich's auf Erden gar nöt denken kann. Und gespielt haben s' wieder, gespielt! Nein, hab ich mir denkt, die Braut, die für'n Herrn Franz paßt, die muß so ausschauen wie die Kreusa. Ich hab' gleich verstanden, wie's der Herr Franz gemeint hab'n, das Mutterherz könnt's auch nöt besser verstehn.“

„Aber du weißt doch, Resi, daß eine Kreusa bei uns nöt zu finden ist.“

„Das ist's ja eben, Herr Franz, das ist's ja eben!“

„Da wird mir halt nichts anderes übrig bleiben, als ich heirat dich, Resi,“ lachte der Dichter und ging mit leichtem Kopfnicken zur Tür hinaus.

„Mich alts Weib ausspötteln, das ist nöt recht, Herr Franz,“ rief ihm gekränkten Tons die treue Resi nach. Aber sie war nicht gekränkt. Mit einem seligen Lächeln machte sie sich daran, die umhergestreuten Dinge in Ordnung zu bringen, mit liebender Sorgfalt alles an seinen rechten Platz zu legen und die Kasten und Laden zu schließen.

„Jung sein möcht man halt wieder, das wär eine Freud',“ seufzte sie. Noch nie hatte sie das Altsein so nachdenklich gestimmt als eben jetzt.

II.

Der Dichter hatte keine besondere Eile. Er schlenderte durch das Labyrinth des Schottenhofes, wo sich seine Wohnung befand, die er seit dem Tode der Mutter behalten und noch während ihrer letzten Lebensjahre aus seinen Einkünften als Theaterdichter behaglicher hatte gestalten können. Von den Fenstern seines Wohnzimmers konnte er in den Hof eines sehr alten Hauses blicken, wo sich ein turmartiger Aufbau mit einer sehr steilen Wendeltreppe befand. Für gewöhnliche Augen konnte der Fensterausblick kahl und trübselig erscheinen. Allein der Dichter hatte ihn mit seinen Visionen belebt, und der kahle Turm mit der Wendeltreppe führte in seiner Phantasie längst ein ideales Dasein. Aus dem Gewirr von Häusern und Höfen ging jetzt der junge Mann über den großen, von Bäumen beschatteten und mit Blumen geschmückten Vorderhof, schritt über die Freiung, die mit ihren Palästen einem wahren Fürstensaal glich; bei dem Brunnen sah er sich nach den drei Parzen um, die inmitten der Brunnenschale unter einer kunstreich gemeißelten Baumkrone saßen.

„Was wollen die drei Frauenzimmer von mir?" Er hatte plötzlich die Empfindung gehabt, als ob die drei steinernen Nornen unter dem Baum den Kopf vorgeneigt und ihm nachgeblickt hätten.

„Kinderei!"

Er ärgerte sich schon wieder über die Phantasterei, sah aber dennoch schärfer hin, von einem unbestimmten Gefühl geleitet.

„Sind aber saubere Weibsbilder," dachte er unwillkürlich. Die Sinnlichkeit erwachte, er stand

im Feuer wie der brennende Dornbusch. Jetzt waren die steinernen Leiber nicht mehr Stein, sondern blühendes Fleisch und warmes Leben; jetzt saßen die Schönen nicht mehr starr und streng unter den steifen Blättern, sondern neigten sich ihm holdselig zu, ein liebreicher Schwesternreigen; jetzt war die gemeißelte Laubkrone erfüllt von Gesang und Blätterstimmen, und das Rauschen des Brunnenwassers war das Rauschen des singenden Baumes. Ganz selig von dem Schauen ging Franz weiter, sein Fühlen war bei den drei Märchenfrauen, und die drei Märchenfrauen waren bei ihm, und über ihm war der tönende Baum wie das gelinde Brausen einer Orgel, oder das selige Gemisch süßer Stimmen.

In dieser Träumerei störte ihn der quälende Gedanke: „Wer wird denn heute dort sein, bei Geymüllers?“

Am Heidenschuß vorbei, wo der Türke zu Pferd drohend seinen krummen Säbel schwingt, stieg er einen steilen Pfad zum Hof hinan. Das ist wieder ein Platz, der sich saalartig auftut. Atlanten stützen die Weltkugel, Leute strömen aus der kerzenflimmernden, weihrauchgeschwängerten Jesuitenkirche.

„Wird Lotte Paumgartten dort sein?“ Es ist die Stimme des Herzens, die ihn also fragt. Unruhe kommt über ihn. Er schwenkt ab; anstatt durch die Bognergasse zum Graben zu gehen, wo Geymüllers wohnen, rennt er den Kohlmarkt hinunter in der Richtung, die zur Behausung des jungen Ehepaars Paumgartten führt. Die hohen schmalen Gassen gleichen langen Korridoren.

„Lotte, liebe Lotte, wer hätte das gedacht?“ seufzt das Herz und will zerspringen vor Sehn-

sucht. Die drei Märchenfrauen vom Nornenbrunnen, die in Gedanken mit ihm gegangen sind, sind vergessen, seit das geliebte Bild Charlotte vor seiner glühenden Seele hängt. Auch der Märchenbaum mit seinen holden Stimmen ist versunken. Seine Sinne schwelgen in dem Gedanken an die Geliebte, das Leben ist stärker als der freundliche Spuk. Paumgartten ist sein lieber Freund, und doch hat ihn Franz betrogen. Das Gewissen will gegen ihn aufstehen und zu hadern anfangen. Mit einem Ruck schüttelt der grüblerische Liebhaber die Mahnung ab.

„Ach was!“ eifert er jetzt. „Warum mußte er sich zwischen mich und Charlotte Jetzer stellen. Mich hat Lottchen geliebt, ihn hat sie nur geheiratet. Daß ich mich nicht früher um ihre Liebe gekümmert habe, weiß Gott wie's kam.“

In Gedanken treibt er die Selbstbeschönigung weiter. Bei der Michaelerkirche besinnt er sich. „Jetzt zu Paumgarttens gehen, hat doch keinen Sinn. Aber sie ist sicher bei Geymüller.“

Er biegt in das Michaeler-Durchhaus ein. Es ist, als ob man in einer Wohnung durch eine Menge Türen und winkliger Zimmer ginge, die dem Besucher sonst nicht gezeigt werden. Auf dem Josefsplatz atmet er wieder auf. Hier ist alles Harmonie. Eine große maßvolle Schönheit ist um ihn. Antiker Geist, gemischt mit der Gefühlsekstase des Barocks — etwas, das ihm innerlich nahe liegt, er weiß nicht wie. Wie ein kaiserliches Throngemach mutet ihn der Platz an. Mit ehrfürchtiger Liebe schaut er an dem schönen Denkmal von Zauner empor: Kaiser Josef zu Pferd als römischer Imperator. Irgendwie fühlt er sich mit diesen Dingen ver-

wachsen und schöpft aus ihnen eine stolze Freude. Liebes Österreich! Wie sehr er es liebt hat er erst erfahren, als er fern war auf Reisen. Die Sehnsucht war ihm nachgelaufen, ein treues, folgsames Hündlein, das ihn am Ärmel zupfte und die Namen derer zuflüsterte, die er liebte und nicht missen konnte, und die daheim saßen und wieder seiner gedachten in Sehnsucht und Liebe. Wo er war, war auch die Sehnsucht, sein österreichisches Gefühl.

Und jetzt war aber auch schon wieder der Ärger da, der die Harmonie zerbrach. Ja, dort hinten in der Ecke, das sind die Fenster der Kanzleistiegen, wo er täglich seine Hoffnung aus und ein trug, seit vielen Jahren schon und immer vergebens.

„Konzeptspraktikant mit dreihundert Gulden Jahresgehalt, seit langen Jahren schon, daß Gott erbarm! Da möcht man doch auf und davon gehen! Die paar Stück, was hab'n s' denn ein'bracht? Nicht der Rede wert. Kann da ein Mensch ans Heiraten denken?" Er verband diesen Gedanken mit Charlotte Jetzer, die nun die Frau seines Freundes und Vetters Paumgartten war und unterdrückte das Bewußtsein, daß er ohnehin nie daran gedacht hätte, Charlotte heimzuführen. Aber es tat ihm wohl, sich als Opfer der Verhältnisse zu fühlen. „Aussichten, nichts als Aussichten! Als ob der Mensch von Aussichten leben könnte!"

Mißmutig wandte er der Hof- und Staatsherrlichkeit den Rücken zu, bog in die Dorotheergasse ein, die als langer schmaler Gang zum Graben führte, wo man wieder leicht und frei atmen konnte. Die ganze innere Stadt glich solcherart einer einzigen weitläufigen Wohnung, wo es viele schmale und dunkle Korridore gab, große herrliche Zimmer

und Prunkgemächer, aber auch heimliche Winkel und Rumpelkammern, wo das menschliche Schicksal stärker zu spüren ist als in den großen Fest- und Empfangsräumen, wo man sich leicht hinter einer gefälligen Maske verschanzt. Aber es ist schön, eine Stadt zu kennen und sich in ihr heimisch zu fühlen wie im eigenen Haus und an den Freuden und Schmerzen, den geheimen wie den lauten, teil zu haben. Der Graben mit dem benachbarten Stefansplatz war das Herz der alten Stadt. Die Dreifaltigkeitssäule war eine versteinerte Ekstase, die in Erdenlust und -Wehe nach dem Himmel schrie. Es wollte ihn bedünken, als ob seine Seele von einer ähnlichen Verzückung wüßte und hier ihr Gleichnis erblickte. Drüben in dem Hause, wo zwei wuchtige Atlanten den Torbogen stützten, war die Geymüllerische Wohnung. Die Fenster waren hell erleuchtet, zuweilen zeichnete sich ein menschlicher Schattenriß auf den weißen Vorhängen ab.

„Em End' ist gar wieder der Kammersänger Vogl oben, dann geh' ich lieber gar nicht hinauf,“ überlegte der Dichter, der sich von dem allzu selbstbewußten Wesen des Opernsängers abgestoßen fühlte. Aber der Gedanke an die Paumgartten siegte über jedes Bedenken.

Im Hausflur an der breiten Treppe brannte ein Öllämpchen. Der Dichter und Konzeptspraktikant blieb stehen, sah sich scheu um und horchte. Alles blieb still. Dann zog er rasch einen Taschenspiegel heraus, musterte sein blasses Gesicht, das ganz deutliche Spuren innerer Kämpfe eingeprägt hatte, und zupfte noch ein wenig an den Kleidern herum. Die sorgfältig gescheitelten Locken, die kunstreich geschlungene Krawatte mit der alt-



Die Freyung mit dem Nornenbrunnen; rechts die Schottenkirche, dahinter der Schottenhof
(nicht sichtbar)

väterischen Busennadel, die dünne venezianische Goldkette, die um den Hals gelegt war, alles befand sich in Ordnung. So schritt er denn, eine gewisse Schüchternheit, die ihn vor jeder fremden Tür anwandelte, überwindend, die Treppe hinauf und klopfte, nicht zu laut, aber auch nicht zu leise, gerade wie sich's gehörte. Er war peinlich in solchen Dingen. Ein nettes Hausmädchen mit weißer Schürze öffnete alsogleich.

„Küß die Hand, Herr von Grillparzer."

Der Dichter dankte mit einem bloßen Kopfnicken. Fröhlicher Lärm kam ihm wie eine tönende Wolke entgegen, als er das Vorzimmer betrat. Ein bescheidenes Lämpchen verbreitete ein notdürftiges Licht in dem dunklen Raum, darin eine stumme Gesellschaft von glockenförmigen Frauen- und Mädchenhüten, im Schmucke von Bändern und Blumen mit seidenen Zylindern kokettierten, die ihrerseits wieder sich der Spazierstöcke als galantes oder gravitätisches Akkompagnement bedienten. Wie ein elegantes Herrenspalier auf der Promenade standen oder lehnten die Stöcke herum und gaben den Hüten, zu denen sie gehörten, das individuelle Gesicht. Das dünne Rohr mit dem zart gearbeiteten damenhaften Griff verriet den tändelnden Stutzer, der kräftigere hellbraune Stock mit dem elfenbeinernen Frauenleib als Endigung ließ den Weltmann und Schönheitsfreund erkennen, der glatte Elfenbeingriff mit dem Goldkettlein affektierte eine Einfachheit, zu der komplizierte Naturen ihre letzte Zuflucht nehmen, der Lederriemen an jenem derberen Holz hing sicher mit einer etwas spießbürgerlichen Behäbigkeit zusammen, die zarte und dennoch feste Krücke dort ließ einen schon leicht

gekrümmten Rücken vermuten, der gerne noch vor schönen Damen Reverenzen machte. Ein ganzer Troß von Überkleidern hing an einem Kleiderstock in der Ecke und glich einer Schar von männlichen und weiblichen Dienstboten, die in respektvoller Entfernung von den Hüten und Stöcken einander die Geheimnisse ihrer Herrschaft zuflüsterten. Grillparzer suchte ein Plätzchen für seinen Hut und seinen Stock, aber die Herrschaften hatten alles besetzt und schienen ihn als unwillkommenen Eindringling zu betrachten. Da schob er sie unwirsch auseinander, zerstörte ein zärtliches tête-à-tête zwischen einem grauseidenen Zylinder und einem spitzenbesetzten Charlotte-Corday-Hütchen, schob seinen eigenen Hut der lieblichen Charlotte so ungestüm auf das zarte Haupt, als ob er sie in einer stürmischen Umarmung an sich gepreßt hätte. Seinen Stock aber legte er wie zur Warnung zwischen seinem seidenen Filz und dem fremden Hut. Noch einen Blick in den blau angelaufenen, etwas matronenhaften Spiegel, eine flüchtige Musterung, dann betrat er durch die offene Flügeltür einen halbdunklen Raum, eine Art Empfangszimmer, das sein Licht durch die offenen Flügeltüren aus dem anstoßenden Salon empfing, wo die Gesellschaft versammelt war. Der Lärm, der von dort herauskam, ein Durcheinander von Stimmen, war nicht unhübsch anzuhören. Musik schien es, zwar ohne Melodie, aber dennoch harmonisch, Rohstoff einer Symphonica domestica. Der Dichter glaubte einige Frauen- und Mädchenstimmen an dem Klang zu erkennen, die sich glockenhell von den baßtiefen Männerstimmen abhoben. Wie Lerchensang stieg das Lachen in die tönenden Wolken empor. Franz glaubte den

Liederbaum über sich rauschen zu hören, von dem er unterwegs geträumt. Zögernd leise trat er näher zur Salontüre, da brach plötzlich der Lärm ab, auf dem Klavier schlugen einige kräftige und helle Akkorde an, und eine hinreißend schöne weibliche Stimme sang ein italienisches Lied: „O cara memoria . . .“

Die unter dem Kerzenlüster am Klavier saß und sang, war Netty Fröhlich, die er schon bei der Karoline Pichler flüchtig kennen gelernt hatte. Das junge Mädchen hinter der Sängerin, die im Notenblatt am Klavier mitlas, mußte er schon irgendwie getroffen haben. Auch bei der Pichlerin? Oder war's nicht kürzlich auf einem Ball? Ja, so war es. Jetzt kannte er sie. War sie doch eine Schwester der Netty Fröhlich. Wie heißt sie nur? Er erinnerte sich an den Namen Pepi. Ganz richtig, Josefine heißt sie. Soll eine außerordentlich schöne Stimme haben, Siboni bildet sie aus.

Aber wer ist die, die Hübsche in dem duftigen weißen Mullkleid, die links von der Sängerin sitzt? Jetzt fällt ihr das seidene Schultertuch herab, aber sie achtet es nicht. Sie hält horchend den Kopf gesenkt, den Körper leicht nach vorne geneigt, als ob sie von den fliehenden Tönen nachgezogen würde . . . Jetzt blickt sie auf, gerade auf ihn, ohne ihn jedoch zu sehen. Saperlot, diese Ähnlichkeit! Kein Zweifel, sie muß auch eine Fröhlich sein. Er weiß von einer dritten Schwester, die mit dem Flötenvirtuosen Bogner, der nebenher Beamter ist — nebenher sind alle Beamte — verheiratet ist. Also müssen's vier Schwestern sein. Die hinter ihr mit den brennenden Augen ist die zarte Piquot. Auch die Mama Piquot ist da, die mit dem weißen, schier gepuderten Kopf

und dem rosigen Gesicht. Aber seine Aufmerksamkeit kehrt immer wieder zu der Hübschen zurück, die ihm unbekannt ist, und doch so bekannt scheint. Sie ist vielleicht die Lieblichste unter den Lieblichen, aber er möchte doch gerne einen Makel an ihr entdecken. „Eselsschönheit," denkt er, „nichts Außergewöhnliches." Dies alles, während er von dem Gesang ganz hingerissen ist und der dunklen Gefühlsmacht unterliegt. Aber etwas Kritisches ist in ihm, das auf eigene Faust weiterarbeitet und bohrt und bohrt.

Das Lied verstummt, der Bann löst sich allmählich, die Menschen atmen wieder nach dem Rhythmus des eigenen Herzens, der Spektakel geht los. Zuerst Beifallslärm und Bewunderung, dann lösen sich die Gruppen. Auch die Hübsche, die noch eine Weile entrückt dagesessen, findet langsam zu sich zurück. Der späte Ankömmling tritt näher, die Bekannten zu begrüßen, aber da ist schon Karoline Pichler, die ihn längst bemerkt hat und mütterlich in die Arme schließt.

„Mein lieber Dichter," ihre Anrede ist immer ein wenig pathetisch im Stile des Familienblattes für die vornehme Welt, „denken Sie nur, mein lieber Dichter, ein paar Tage hernach, als Sie mir das Gedicht über unseren blühenden Mandelbaum schickten, kam wirklich Reif und Schnee, wie Sie es in den Versen prophezeit hatten. Die alten Römer hatten recht, wenn sie sagen, daß die Dichter Seher sind."

Der alten Pichlerin war die dick aufgestrichene Lobrede zu verzeihen; Franz begnügte sich, seine Gereiztheit in einen leichten Spott zu kleiden:

„Heut' hab ich die fixe Idee g'habt, daß mir die drei steinernen Frauenzimmer vom Nornen-

brunnen nachg'stiegen sind — glauben Sie, daß die Römer da auch noch recht hab'n?"

Die gelehrte Pichlerin lächelte fein wie eine Sibylle und wiederholte bedeutsam: „— ast sacri vates et divum cura vocamur —"

Der Dichter sah sich nach der Hübschen um. Vergessen war Charlotte Paumgartten, vergessen seine Sehnsucht. O cara memoria!

„Sie kennen Kathi Fröhlich nicht?" rief die Pichlerin über des Dichters Frage erstaunt und zugleich dankbar, denn sie liebte es, die Leute zusammenzuführen und Allerweltstante zu spielen.

Also stand der Herr Konzeptspraktikant und Dichter vor der Kathi Fröhlich, aber er war ganz hilflos vor dem heiteren und schalkhaften Mädchen, das ihn ohne Scheu betrachtete und nach der Förmlichkeit des Vorgestelltwerdens auf eine Anrede zu warten schien.

„Unser lieber Dichter Franz Grillparzer," hatte die Pichlerin mit mütterlicher Zärtlichkeit zur Kathi Fröhlich gesagt und war dann abgerauscht, das Paar dem eigenen Genius überlassend.

Aber der gute Franz war nur in Gedanken kühn und wußte sich mit dem Mädchen rein gar nichts anzufangen. Die verwünschte Schüchternheit! Die stärksten Vorsätze halfen nichts dagegen. Die Frauenwesen mußten ihm schon selbst entgegenkommen und ein bißchen Mut machen, sonst war's immer ein Malheur.

Um die Lippen des Mädchens ging ein leiser spöttischer Zug. „So schau'n Sie aus," sagte endlich der liebe Racker.

Der Dichter der „Sappho" und „Medea" wurde empfindlich, der spöttische Ton behagte ihm gar nicht.

„Bin ich Ihnen nöt recht?“ versetzte er ein wenig gereizt.

„Hab Sie mir eigentlich anders vorg'stellt.“ Sie lächelte noch immer spitzbübisch und blickte zur Seite, wie um das Bild wiederzufinden, das sie sich von dem gefeierten Dichter gemacht hatte.

„Sie müssen mich halt nöt anschau'n, wenn ich Ihnen nöt recht bin,“ erwiderte er trocken. Seine Eitelkeit war schon ganz verwundet.

„No, no,“ begütigte sie wieder; „ich mein ja nur. Man macht sich halt eine andere Vorstellung. Man hat oft so eine fixe Idee von einem Dichter und ist dann leicht enttäuscht, wenn man ihn wirklich sieht. Ist Ihnen das nicht auch schon vorgekommen?“

„Aber Kathi, red' doch nöt so dumm,“ legte sich Netty mit sanft mütterlicher Verweisung ins Mittel; „glauben Sie ihr kein Wort, Herr Grillparzer, sie redet immer das Gegenteil von dem, was sie meint.“

Und als Kathi lebhaft protestieren wollte, fügte sie mit neckischer Drohung hinzu: „Geh sei still, Plaudertaschen, sonst muß ich alles verraten. Sie müssen nämlich wissen, Herr Grillparzer, daß wir alle vier zu den größten Verehrerinnen Ihrer Dichtkunst gehören. Aber die Begeistertste von allen ist die Kathi.“

„Jö, wie sie lügen kann,“ platzte die lebhafte Kathi heraus, widersprach sich aber gleich wieder, indem sie erklärte: „Wer würde denn nicht zu den Verehrerinnen gehören?“ und trieb eine artig unartige Gaukelei zwischen halbem Widerspruch und halbem Zugeständnis, konnte aber nicht verhüten, daß ihr eine verräterische Röte ins Gesicht schoß,

über die sie nur noch verwirrter wurde. Aber sie war nicht faul, mit allerhand „Ja, aber . . .“ sich selbs und die Schwester Lügen zu strafen, um in der Plänkelei mit dem Gegner eine gedeckte Position zu gewinnen.

Der Dichter hätte bemerken müssen, daß die wider Willen Errötende lieblich dastand wie ein plötzlich aufblühendes Rosenbäumchen, und er hätte sich pflichtschuldigst über den Anblick freuen müssen. Aber jeder poetische Gedanke an die Rosen, und jedes derartige Gleichnis im Hinblick auf diese Mädchenblüte lag ihm jetzt gänzlich fern. Denn es verdroß ihn gewaltig, daß ihm die Schwestern wie einem wehleidigen Knäblein, das ein paar sanfte Rutenstreiche empfangen, nun zum Trost das Zuckerbrot einer Belobung hinreichen wollten. Er achtete gar nicht darauf und war noch ganz erbittert über die Rutenstreiche, als er herausfuhr: „Wie hab'n S' denn eigentlich glaubt, daß ich ausschau?“

Da lachte die Kathi wieder, denn jetzt hatte der Schäker die Oberhand. Mit lebhafter Gebärde, und indem die großen Augen munter und mutwillig umhersprangen, so daß es dem geärgerten Dichter schien, als habe sie nur Augen, suchte sie ihm das auseinanderzusetzen und brachte es kurz und bündig auf die Formel: „Mehr heldenhaft. Mehr Jason!“

„Heiliger Bimbam!“ dachte tiefgekränkt der Dichter, „also wie Jason müßt ich aussehn, um der Mamsell zu gefallen!“ Er war jetzt ganz gottverlassen und mit Blindheit geschlagen, denn sonst hätte er sehen müssen, daß ihn die Schöne liebreich ansah, und daß ihre Rehaugen Abbitte leisteten wegen der mutwilligen Neckerei. Aber der Groll hatte seinen Sinn aufgerührt und verdunkelt; er empfand

eine böse Lust, ihr ein hartes, schmerzendes Wort zu sagen.

„Mamsell Katharina Fröhlich . . .“ begann er steif und förmlich, sozusagen im Amtsstil, als ob er diese Überschrift auf einen Akt setzen wollte.

„Kathi heiß ich,“ fiel ihm treuherzig, aber nicht ohne Schelmerei, das Wiener Bürgerkind ins Wort.

„Ach was,“ brauste der Konzeptspraktikant kanzleimäßig auf, „gefällt er Ihnen denn so, dieser Dienstbotennam'?“

Sofort sah er seine grobe Ungeschicklichkeit ein und bereute sie. Lieber hätte er sich in die Zunge gebissen, aber jetzt war's zu spät.

„Patzer, Patzer!“ ergrimmte er, diesmal über sich selbst, zur Abwechslung. Er war ganz bestürzt, die Veränderung zu sehen, die in ihrem Gesicht plötzlich vorging. Das Lächeln verblich auf den vollen Lippen, ein Schmerz stieg siedend heiß in die großen schönen Augen — er hätte hinsinken mögen, überwältigt von Weichheit und Rührung, sie um Verzeihung bitten, ihre Hände zu küssen, was freilich nur eine flüchtige Regung war. Vielleicht wenn sie allein gewesen wären, hätte er seiner Eingebung gefolgt und sich wenigstens zu verbessern gesucht; aber die Gegenwart vieler Menschen lähmte ihn ohnehin, und jetzt verließ ihn die Fassung ganz, so daß ihm die weiteren Worte in der Kehle stecken blieben.

Sie sah ihn eine Weile an, schmerzlich, aber ohne Zorn, eigentlich mehr erstaunt und suchend, als ob sie nun erst recht das Bild des Dichters finden müßte.

„Kathi!“

Sie wandte sich ab, um der Schwester, die sie

Zu Julius Schmids „Ein Schubert-Abend in einem Wiener Bürgerhause“.



1. Josef v. Schober.
2. Franz v. Spaun.
3. Leopold Kupelwieser.
4. Leopoldine Blahetka.
5. Johann Mayrhofer.
6. Marie Wagner.
7. Franz Grillparzer.
8. Karoline Pichler.
9. Ignaz Edler v. Mosel.
10. Friedrich Aug. Kanne.
11. Ladislaus Pyrker v. Felsö-Eör.
12. Joh. Christian Rit. v. Bruchmann.
13. Josef Lange.
14. Katharina Fröhlich.
15. Sophie Müller.
16. Anna Fröhlich.
17. Barbara Fröhlich.
18. Franz Schubert.
19. Eduard v. Bauernfeld.
20. Joh. Bapt. Jenger.
21. Joh. Michael Vogl.
22. Josefine Fröhlich.
23. Moritz v. Schwind.
24. Ignaz Schuppanzigh.
25. Graf Moriz v. Dietrichstein.
26. Ferdinand Raimund.
27. Ignaz v. Sonnleithner.
28. Franz Ritter v. Bruchmann.
29. Raphael G. Kiesewetter von Weissenbrunn.



Schubertabend in einem Wiener Bürgerhause
Nach einem Gemälde von J. Schmid

gerufen hatte, beim Suchen in den Notenblättern zu helfen.

Da stand nun der Dichter allein und tief betrübt inmitten der heiteren Gesellschaft. Die Fröhlichkeit war bloßer Lärm für ihn geworden. Je lauter und ungezwungener sich die anderen gaben, desto einsamer und verlassener fühlte er sich. Die Götter trieben argen Spott mit ihrem Liebling. Der Dichter, den die Pichlerin als Seher angerufen hatte, war noch immer von tiefer Blindheit befangen. Denn sonst hätte er vielleicht auch bemerken müssen, daß die junge Piquot, die mit der jüngsten Fröhlich, der zukunftsreichen Pepi, im Fenster stand, ihn mit heißen Blicken betrachtete und in schwärmerischer Anbetung der Freundin gestand: „Sieh nur, diese strahlenden blauen Augen, die das ganze Gesicht verklären! Mehr als die Sonne, ist mir ein Blick von ihm. Der größte Weltbesitz wäre mir eine Locke seiner schönen Haare. Seine Hände küssen und sterben vor Seligkeit!"

Da stand der Tor, der ein Dichter war, in seiner Trübsal und erkannte nicht, daß das Auge der Liebe auf ihm ruhte. Er war froh, daß Netty sich wieder ans Klavier setzte, denn während der Musik konnte er ungestört seinem Trübsinn nachhängen.

„O Bächlein meiner Liebe, wie bist du heut' so stumm . . ."

So sang die Sängerin.

„Ist das schön, ist das aber schön!" rief Franz mit einer selten an ihm beobachteten Lebhaftigkeit, als die Sängerin ihr Lied beendet hatte. „Wer hat das gemacht?"

„Den kennst du nicht?" triumphierte der Vetter Sonnleithner und warf sich in die Brust. „Den

Schubert kennst du nicht? Ich hab' schon eine Menge Sachen von dem kleinen Wunderkerl."

Grillparzer schüttelte verneinend den Kopf. Woher auch sollte er ihn kennen? Die Anwesenden stritten um die Ehre, das musikalische Genie entdeckt zu haben, jeder nannte sich Freund des Musikus. Franz aber ward wenig in den heiteren Zirkeln der jungen Welt gesehen und war seine eigenen stillen Wege gegangen.

„Sie können ihn in acht Tagen bei uns kennen lernen," sagte die Netty Fröhlich; „kommen Sie doch!"

Franz warf einen Blick auf die Kathi, aber die Kathi tat nichts dergleichen.

„Ich werde sehen," sagte der Dichter, als wollte er sich zweimal bitten lassen.

Aber die Kathi sprach noch immer nicht das aufmunternde Wort. Sie tat, als hörte und sähe sie nichts, obgleich ihre Augen überall waren.

„Ich komme," sagte Grillparzer zur Netty Fröhlich. Dabei dachte er, ich komme jetzt aus Trotz, gerade weil's der Kathi nicht recht ist.

Als man sich zu einer ziemlich späten Stunde zum Weggehen erhob, gab es im Vorzimmer eine neue Verlegenheit und einen neuen Ärger.

„Ja, wer hat denn das getan?" rief die Kathi mit komischer Übellaune, „mein ganzer Hut verdrückt, die schönen Spitzen! Wer hat denn den schweren Filzhut auf meinen Chapeau gelegt?" Die Augen prüften mit drolligem Ernst das Herrenspalier, nur den Franz wollten sie nicht bemerken. Der nahm demütig seinen Hut und stotterte eine Entschuldigung. „Es war der meinige," meinte er unterwürfig.

„Das hab ich mir gedacht," unterbrach ihn das resche Mündchen.

Rasch den Hut aufgestülpt, den Stock unter den Arm, und bei der Tür draußen war er und mit einem Satz unten. Nicht einmal zu grüßen war ihm eingefallen, so giftig war er wieder über die Mamsell Kathi geworden.

Mit dem Stock stieß er aufs Pflaster: „Jetzt komm ich grad nöt!"

III.

Fort rannte der Dichter in die Maiennacht, die ihn sänftiglich mit ihrem dunkelblauen Samt umhüllte und das milde Licht ihrer Sterne ins Poetenherz träufelte. Aber dieses Herz wollte nichts wissen von Maienwonne und Sternenschimmer, es brannte im Zorne und unbegreiflichen Schmerz und zuckte wie eine Fackel im Sturmwinde. Das Pflaster war schlecht, und die Gassen waren finster, aber noch finsterer war sein überempfindliches Gemüt, und jeder Schritt auf den holperigen Wegen im rotbrandigen trüben Schein der spärlichen Öllampen verursachte ihm Kopfweh, davon er sein Haupt wund fühlte, als wäre er mit diesem Kugelpflaster und Granitwürfeln gesteinigt worden.

In schattenhaften Umrissen tauchte der Legendenbrunnen wieder auf, die Rätselfrauen schienen vermummt und in Schlaf gesunken, das Wässerlein redete im Traum. Der Dichter wurde seltsam. Er blieb stehen, erhob die Hand, halb winkend, halb abwehrend gegen das Brunnenphantom und rief:

„Was wollt ihr von mir, Schicksalsfrauen! Warum seid ihr mir nachgelaufen? Hab' euch erkannt, euch drei, wenn ihr jetzt auch tut, als ob ihr nicht bis fünfe zählen könnt. Kenn euch beim Namen: Netty, Kathi, Pepi! Welche ist es, die Freuden und Leiden ins Lebensgespinst einflicht? Die mittlere der drei Parzen ist es. Und wenn ich dich frage, wie du heißt, wirst du wieder dein vorlautes Göscherl auftun und schnippisch antworten: Kathi heiße ich! Ich habe Sie aber gar nicht gefragt, und danke Ihnen schönstens für die Ehr'!"

Es war ihm ordentlich leichter und freier zumute, als er an den duldsamen Brunnenfrauen seine grillige Laune austoben lassen durfte, indem er sie mit den Fröhlichs verglich. Er redete sich in eine neue Giftigkeit hinein, aber er konnte nicht verhindern, daß seine Phantasie die mittlere der drei Parzen mit den Zügen der Kathi ausstattete, und daß er sie licht und hold immer vor seinen Augen sah. Er hatte das demütigende Gefühl, sich linkisch und ein wenig lächerlich benommen zu haben, und er maß dem Mädchen alle Schuld bei. Aber seine Seele wurde der Anwalt der Hübschen, wie heftig er auch dagegen stritt und sie zu bemängeln suchte. Er zwang sich, ihre etwas freie Art und ihr ungebundenes Benehmen unschön zu finden und vermeinte eine heftige Abneigung dagegen zu spüren. Schon wie sie die zum Gruß dargebotene Hand nach Männerart erfaßte, war ihm unausstehlich. Die Augen — es ist ja wahr, daß es schien, als ob neben ihr niemand Augen hätte als sie, und als ob sie selbst nur in ihren Augen da wäre — diese dunkelrollenden Augen hätten weniger herumschießen sollen, dann hätte er ihnen vielleicht mehr Geschmack abge-

wonnen. Aber während er dies dachte, sah er immer das Blitzern der dunkelbraunen Bälle, die scharf fassend, leicht beweglich, alles bemerkten und jedes Wort, jede Bewegung einträchtig begleiteten, obgleich es ihm nur als eine Erinnerung an einen eher merkwürdigen als anziehenden Gegenstand vorkommen wollte. Noch weniger natürlich konnte er den Ton und die Gebärde des Schulknabenjuxes, darin sie sich gefiel, billigen. Er kam zu diesem Schluß: „Mein Frauenideal ist sie nicht."

Es fiel ihm dabei sofort ein, daß er hingegen auch nicht ihr Männerideal war. Wie hatte sie gesagt? Mehr Jason, mehr Heldenhaftigkeit! Du lieber Gott, das ist doch der simpelste Backfischbegriff! Aber schon erschrak er wieder bei diesem Gedanken, denn als Dichter der „Medea" hatte er Jasons edle Männlichkeit, von der die Mädchen entzückt waren, selbst erschaffen. Er hatte ihr diesen Backfischbegriff eingeimpft. Doch sein Gemüt haderte weiter: „Der Jason tät ihr schon g'fallen, das glaub' ich gern; ob aber sie dem Jason g'fallen tät, da müßten wir doch einmal ihn selber fragen. Nachdem aber der Jason doch von mir ist, und ich aus diesem Grunde dem Jason seinen Geschmack kennen muß, so könnt' ich der Mamsell Katharina schon die rechte Auskunft geben, wenn einem die besten Gedanken nicht immer zu spät einfallen würden. Dem Jason sein Frauenideal ist: Hingebung, gerade das, was dem wohlgeborenen Fräulein Kathi Fröhlich ganz und gar fremd zu sein scheint. Hingebung ist auch mein Ideal von der Weiblichkeit. Also hab' ich doch mehr vom Jason, als die Mamsell bemerkt haben dürfte. Aber es ist ja zu dumm, daß ich mich darüber so ärger'."

Er stand jetzt vor dem Schottenhof. Heimgehen? Keine Spur. Es war ihm unmöglich, sein unruhvolles und beschwertes Herz in die Einsamkeit seiner Klause zu tragen, dort würde ihm noch schwerer zumute werden. Von Schlafen konnte ja vorderhand keine Rede sein. Er wollte Menschen und Lärm um sich haben, gerade das, was er sonst scheu mied. Fremde Menschen, unter denen man wirklich einsam sein konnte, und Lärm, der für seinen Zustand das war, was die Narkose gegen den Zahnschmerz ist.

Er überlegte einen Augenblick und ging dann so rasch, als es die dichte Finsternis in dem Gewirr von Gassen und der holperige Weg erlaubte, ins Paradeisgartl auf der ziemlich nahen Löwelbastei. Aus den hohen Fenstern der Wirtschaft strahlte Licht, es waren noch viele geputzte Menschen da, und im Garten saßen beim Scheine der Windlichter noch einige Tische voll Leute, Schwärmer, die sich von der lauen Frühlingsnacht nicht trennen konnten. Hier war es schön zu sitzen. Der Wind, dieser echte Wiener Gassenjunge, der sonst wie ein unverschämter Schusterbub pfiff und heulte, auf dem Glacis unten Sandhosen aufwirbelte, den Leuten ganze Tüten Staub ins Gesicht warf, hohnlachend wieder um die Ecken war, Passanten an den Laternenpfahl hinschmiß, den Dämlein die weiten Röcke aufbauschte und in die Höhe wirbelte, ihnen den Chapeau von dem lockenbekränzten Haupt riß, die Zylinder der Herren auf dem Katzenkopfpflaster hopsen ließ, bum, bum, und ihn ganz zerbeulte, ehe er ihn großmütig wieder seinem hinterherjagenden Eigentümer überließ: derselbe Wind, der sich hier den tollsten Schabernack erlaubte, atmete heute wie

ein süß schlummerndes Knäblein und wälzte mit traumhaften Händen Wohlgerüche von den Wienerwaldhöhen und von den sanften Geländen herüber, wo der junge Wein blühte. Im Paradeisgartl auf der Löwelbastei saß man wie im Luftballon hoch über der Erde, die im Schlaf lag, von Dunkelheit umhüllt. Unten auf dem Glacis brannten einige Lämpchen, die wie Nachtlichter aussahen; zuweilen kam ein verirrter Traumschrei herauf, Hundegebell, eine verwehte Menschenstimme, und dann war wieder das leise Flüstern der jungbelaubten Bäume. Drüben die Lichtlein zeigten die hohen Häuser der Vorstädte an, die ganz in die blauschwarze Nacht entrückt schienen. Die Sterne tränten vor Licht und hingen in langen Tropfen.

Franz ging auf einen leeren Tisch zu, der abseits am Gartenrande stand und einen Tiefblick gewährte. Dort war es gut zu munkeln in der Wohligkeit der Mainacht und in der nicht zu nahen Nachbarschaft der Geselligkeit, deren Lärm gemildert herüberklang. Aber da rief ihn schon von einem der lautesten Jung-Männer-Tische eine bekannte Stimme an, die Gesichter der anderen wendeten sich nach ihm: „He, Franz! Bei uns ist Platz genug."

Jugendfreunde und Bekannte; er mußte sich, ob er wollte oder nicht, zu ihnen setzen.

Der ihn angerufen hatte, war sein Vetter Alexander von Paumgartten. Augenblicklich stand Lottes Bild vor Franzens Seele, sie, die er heimlich und sündhaft liebte und über einer neuen Begegnung, die ihm nicht einmal erfreulich schien, ganz und gar vergessen hatte.

Unsicher in Ton und Miene begrüßte er den

Vetter mit der etwas hastigen Frage: „Und deine Frau?“

„Zu Hause; sie hat wieder ihren Kopfschmerz und konnte nicht mitgehen. Wir haben eine Landpartie gemacht.“

Keiner von den Tischgenossen ahnte die innere Bewegung, die sich hinter der erkünstelten äußeren Ruhe verbarg.

„Kopfschmerz!“ dachte der Dichter, „natürlich war das eine Finte. Auf mich hat sie gewartet. Und dieweil sie sich in Sehnsucht verzehrt, bin ich drei Frauenzimmern nachgelaufen. Böser Zauber! Das heißt, die Brunnenhexen sind mir nachgelaufen. Aber ich hab mich verführen lassen. Ich hätt' meinem Kopf folgen und nicht hingehen sollen. Das Glück wartet auf mich, und ich renn dran vorüber, wie halt immer, wie immer, ich Esel, dreimal g'schlagener Esel!“

Während ihn sein Herz anklagte, tauschte er Grüße mit den Freunden, die bei aller ungezwungenen Kameradschaftlichkeit des Verkehrs für den Dichter doch einen unbewußt huldigenden Respekt an den Tag legten. Fast alle sprangen auf, jeder bot ihm seinen Platz als den besten.

„Mögen S' da sitzen, Herr Grüllpatzer,“ sagte Johann Mayrhofer, der sich gerne hochwürdig und feierlich gehabte wie ein Priester, als trüge er noch das geistliche Gewand eines Novizen zu St. Florian, das er aus Freiheitsdrang abgeworfen, um nun in neuer Abhängigkeit als Beamter vom kümmerlichen Staatssolde zu leben. Beim Wein aber und unter guten Freunden vergaß er die Hochwürdigkeit, vergaß Beamtenelend, glänzte in munterer Laune und schwelgte im Freiheitsrausch wie der erstbeste junge

Hitzkopf und konnte dann sehr ungebärdig werden. Auch er war Dichter, ebenso wie seine Amtskollegen, der friedsame Paumgartten und der stille, ideale Joseph von Spaun, der neben ihm saß; wie die anderen glich auch er auf diese Weise die Widersprüche seines Lebens aus. Diese jungen Männer boten alle dem großen Franz ihre Stühle an, aber er dankte mit bescheidener Freundlichkeit und setzte sich an eine Tischecke neben Franz von Schober, den weltgewandten Schweden, der sich geistig ein wenig nach Lord Byron stilisierte und neben Moritz von Schwind, den lieben kleinen Kerl mit den seelentiefen Künstleraugen, der sich nur wenig an der Unterhaltung beteiligte, dafür aber um so eifriger auf dem Tischtuch kritzelte und wunderliche Gestalten ersann. Zwischen dem Poeten, Liebhaber und Weltmann und dem aufstrebenden künstlerischen Genius seiner Zeit, saß ungeachtet seiner Berühmtheit der de- und wehmütige Dichter der „Ahnfrau“ und der „Medea“, von Gewissensschuld bedrückt, die ihn innerlich einem Jason durchaus ähnlich machte. Das hatte Jungfer Kathi freilich nicht bemerken können. Wartburgstimmung und politischer Katzenjammer spukte in dem jungen Kreis, gerade das, was der in sich gekehrte Grillparzer nicht eigentlich liebte. Aber, es war ihm jetzt recht so, er konnte sich unter den stürmischen Jünglingen still verhalten und mit seinen Gedanken allein sein, wie er es ja gesucht hatte.

„Aufschreien tut's in mir manchmal, daß ich glaub', es z'reißt mir's Herz,“ rief leidenschaftlich der von josefinischen Ideen erfüllte Mayrhofer, der das Zeug eines prächtigen Demokraten und Freiheitsmannes hatte, wenn er nur nicht zu spät oder zu früh auf die Welt gekommen wäre. „Wo soll's

denn hin mit unserem Österreich, wenn's so fortgeht?! Schauts euch um und um, Talent über Talent! Jeder ein halbes oder ein ganzes Genie, ein g'sundes und tüchtiges Volk, ungemünzte Schätze im Lande, und dennoch geht nichts vorwärts. Wir ersticken noch in Streusand, Aktenstaub und Polizeiverordnungen. Manchmal ist mir, als müßt' ich die Faszikeln hinhauen, einen Strich über den ganzen Quark machen und die Amtstüren aufreißen, daß ein bissel Luft und Licht rein kann, ein bissel Freiheit . . ."

„Pst, pst!" machten Paumgartten und Spaun fast zugleich und deuteten mit ängstlichen Mienen nach dem Pavillon. „Nöt so laut, Mayrhofer! Siehst denn nicht den Sedlnitzky dort?" Alle guckten verstohlen nach dem Portikus, wo der gefürchtete Polizeipräsident, dessen Macht größer als die des Kaisers schien, in Begleitung seiner Damen den Saal verließ und einen Wagen bestieg.

„Ach was!" murrte Mayrhofer unwillig, obschon mit sehr gedämpfter Stimme; „soll's hören! Einem pflügenden Ochsen das Maul verbinden, hat schon die Bibel verboten. Ihr müßt's doch zugeben, daß Sünd und Schad ist um uns. Nennt mir in der ganzen Welt einen Ort, wo halbwegs soviel Prachtkerle beisammen sind, die der Welt ein Loch hauen können als gerade hier. Und da soll man nicht einmal ordentlich auf den Tisch schlagen und mit einem Himmel Sakrament dreinfahren können?! Es ist zum Weinen, wenn man bedenkt, was wir sein könnten und nicht sein dürfen!"

„Weimar," schalt Schober ein. „Weimar würde auch dann der Parnaß bleiben."

„Ja, ein Schmarrn!" schnaubte der fuchtige

Mayrhofer. „Weimar ist aus. Schiller ist tot, Goethe ist alt und überdies kein Freund der Jugend. Die neue Blüte ist hier, bei uns zu Hause. In Weimar kannst du jetzt nur mehr existieren, wenn du berühmt und g'storben bist."

„Hast ja recht, Mayrhofer," beschwichtigte der versöhnliche Paumgartten und hob sein grüngoldenes Weinglas; „ich bin ganz deiner Meinung. Aber man kann nicht alles Gute zugleich verlangen. Unser Lebensglück ist hier zu Hause, das kann uns nicht genommen werden. Solange wir unsere Liebe haben und diesen guten Wein und das bißchen Drum und Dran, tausche ich nicht mit dem Gott von Frankreich. Das weiß unser Freund Schober, sonst wär' er nöt hier, und das wissen viele andere auch, die hergekommen sind und nicht mehr fortgehen. Sie sind glücklich, obzwar sie leiden, und sie leiden, obzwar sie glücklich sind."

Grillparzer belohnte den Sprecher mit einem Aufleuchten seiner blauen Augen, und Schober rief in seiner etwas gesuchten Redeweise pathetisch aus: „Mensch, Sie reden prophetisch wie ein göttlicher Mund! Nur ein Gott konnte Ihnen diese Erleuchtung geben, die für mich ein Schicksalsspruch ist, von so bindender Gewalt, als hätte die Priesterin von Delphi ihn gesprochen." Er nahm sein Glas, nickte dem Paumgartten zu, stieß aber dann leise mit seinem Freund Spaun an und seufzte: „Auf Marianne!"

Spaun ergriff unter dem Tisch die Hand des Freundes, drückte sie und flüsterte: „Es wird alles gut werden. Die Mutter ist halt ängstlich um Marianne. Das Mädel ist ein gar zartes und frommes Geschöpf und zerbrechlich wie dünnes Glas. Du

mußt dich in Geduld fassen und abwarten; was nicht ist, kann noch werden.“ So tröstete der Freund und Bruder den hoffnungslosen Freier, und so zeigte sich, daß auch er, der Glückliche und Unabhängige, der seiner Laune und seiner Liebe leben konnte, ein Leid trug wie jeder der seligen Jünglinge, die hier wie im Feuerofen saßen und sangen und ein schmerzensreiches Glück genossen, der eine im Feuerofen der Liebe, der andere im Feuerofen seiner Ideale, alle aber im Feuerofen einer unbestimmten Sehnsucht.

Aber auch den Dichter und Konzeptspraktikanten Franz Grillparzer hatte der Ausspruch seines Vetters ans Herz gegriffen. Der hatte das richtige Wort ausgesprochen. Franz hatte die Empfindung, daß es schier für ihn gemünzt war und nahm es für sein Schicksal in Anspruch. Er saß im Glück und wußte nur von Leid; er litt und wußte nicht, daß er vom Glück gesegnet war. Der Wurm fraß an seinem Herzen, und dieses Herz wand sich und schrie: Betrüger, Betrüger! Hastig trank er den Wein hinein, um die Qual zu betäuben. Aber der Wein hatte eine feurige Zunge, und die feurige Zunge wiederholte die Schmach. Betrüger ward er an dem ahnungslosen Vetter, der vor ihm saß, und Betrüger ward er an der Geliebten, die er vergebens harren ließ. Und jetzt wurde er zum drittenmal Betrüger, indem er an sie dachte und immer wieder Kathis Augen vor sich sah. Und er ertappte sich dabei, daß sein Denken jetzt wirklich weniger der Lotte als der Kathi gehörte. Ob er ihr nicht doch vielleicht weh getan hatte? Ob er nicht doch vielleicht am Ende ein bißchen zu grob war? Ja freilich war er zu grob, gewiß hatte er ihr weh getan. Oh neue Reue, oh neuer Schmerz!

„Ös Backhendeldichter, Zufriedenheitspoeten, Phäaken!“ wetterte der heute weltschmerzlich aufgelegte Mayrhofer. „Gibt's denn nichts Wichtigeres auf der Welt als Backhendel, Gumpoldskirchner und Techtel-Mechtel? Mir genügt eine g'stopfte Pfeifen, die ist mein Backhendel, mein Wein und meine Liebschaft. Aber was zum Leben noch wichtiger ist: denken dürfen, schreiben dürfen, reden dürfen! Da sollt' ihr sehen, wie unsere Bäume in den Himmel wachsen! Preßfreiheit, Denkfreiheit, Redefreiheit, Aktionsfreiheit! Das ist nämlich wichtiger als Backhendeln, verstanden!“

„Da muß ich dem Freund Mayrhofer recht geben,“ ließ sich der stille Spaun vernehmen. „Wie not tät uns die Volksaufklärung, die Bekämpfung des Aberglaubens, der Trunksucht, der Freßsucht und der Spielwut. Was nöt durch die Gurgel g'jagt wird, geht am kleinen Lotto verloren. Daß der Staat selber den Sittenverderber spielt, ist eine wahre Schand für uns. Das erste, was ich tät, wenn der neue Wind in Österreich geht, wär' die Aufhebung des Lottos.“ Die Philippika gegen das Lotto war Spauns Steckenpferd.

„Ja, wie kommt es denn eigentlich,“ neckte Paumgartten, „daß du, Mayrhofer, mit deinen Freiheitsideen in der Zensur arbeit'st und den Geist anstatt zu befreien, knebeln hilfst? Und wie kommt es, daß du, Spaun, mit deinem Haß auf das Lotto, gerade beim Lotto angestellt bist? Ich prophezeih euch, daß du, Mayrhofer, in Anerkennung deiner Verdienste um die Unterdrückung der Geistesregungen in Österreich zum Chef der Zensurbehörde avancierst, und daß Spaun mit dem Posten eines Lottodirektors ausgezeichnet wird. Müßts halt schauen,

daß mit eueren Ideen hübsch hinter Berg bleibts, sonst ist die Karriere verpfuscht."

Das war das Mittel, den überschäumenden Mayrhofer wieder zahm zu machen.

„Amt ist Amt, und Pflicht ist Pflicht. Deswegen darf der Mensch auch seine privaten Ansichten haben."

„Das ist es ja eben, lieber Mayrhofer, daß im bureaukratischen Staat auch der Mißbrauch eine geheiligte Person ist, wenn er Geld einbringt und besonders dann, wenn ein paar Beamte davon leben müssen. Dagegen kannst nix machen. Solange die Freiheit eine private Ansicht ist, die weder gesagt noch geschrieben werden darf, solange der Staat den Lotteriekreuzer braucht, um seine Beamten zu bezahlen, wird sich nix ändern. Kannst lang warten, bis bei uns der neue Wind geht. Und was wird denn nachher sein? Wie schaut's denn eigentlich mit deiner vielgerühmten Freiheit aus? Freiheit ist das Recht, sich von einer Abhängigkeit in die andere zu begeben. Und wenn du von der Abhängigkeit nichts wissen willst, dann ist Freiheit das Recht zu verhungern. Du verzichtest zwar, wie du sagst, auf Backhendel, Gumpoldskirchner und Techtel-Mechtel, aber eine g'stopfte Pfeifen möchst, gelt ja, du Schlemmer! Die g'stopfte Pfeifen ist für dich alles zugleich, Backhendel, Gumpoldskirchner und Techtel-Mechtel. Aber sie ist noch mehr für dich. Deine g'stopfte Pfeifen ist für dich der Traum von Freiheit und Unabhängigkeit. Im Pfeifenqualm bist du der göttliche Mensch, der über der Misere steht, in Gedichten denkt und Ideen im Kopf herumträgt, wie Rosinen. Du könntest so herrliche Rosinen im Kopf gar nicht herumtragen, wenn du nicht deine g'stopfte Pfeifen

hättst, die dir die Ruhe und Überlegenheit gibt. Siehst du also: dieser g'stopften Pfeifen zulieb, die einen Dichter und Freiheitsapostel aus dir macht, wirst du deine Beamtenpflicht tun und die Freiheit weiterknebeln. Hast auch vollständig recht. Die wahre Freiheit ist eine innere Angelegenheit, und der kann keine Zensur was anhaben. Hab' ich nicht recht, Mayrhofer? Na also prosit, mein liebwerter Pfeifenpoet!"

Aber die Ansichten des geruhsamen Paumgartten konnten Mayrhofers drangvolles Herz nicht beschwichtigen. Dieser schüttelte unwillig den Kopf: „Es ist so, aber es ist doch auch wieder nicht so."

Die Streitfrage war ja weggeredet worden, aber man hatte sie nicht gelöst, weil sie nicht zu lösen war. Die ungestillte Sehnsucht verblieb, jener seltsame Zustand, der dem Mann des Lebens unerträglich, dem Dichter aber um so willkommener ist.

„Wenn alle Strick' reißen, geh' ich nach München," sagte plötzlich der kleine Schwind, der bis jetzt eifrig gestrichelt hatte; „dort lebt die Kunst."

Richtig saß auf dem Tischtuch ein kleines Gemälde, ein Liebespaar im Kahn, das donauabwärts fuhr. Aber der Jüngling trug das Konterfei des Franz von Schober, halb Werther, halb Childe Harald, und die züchtiglich ehrbare Jungfrau hatte unverkennbar Mariannens Züge.

Der wohlgelungene Künstlerscherz heiterte die Gemüter wieder auf; die Jünglinge, die eben noch abgespannte und vom sorgenden Denken gequälte Gesichter hatten, wurden wieder lebensfrisch; jeder, der ein geheimes Leid trug, umwand es mit einem Strauß von Scherz und fröhlichem Lachen und im Handumdrehen hing der Himmel wieder voller Baß-

geigen. Trübsal blasen und Elend geigen konnte im Paradeisgartl nicht lange bestehen.

„Das hast in München nöt, Moritzl," meinte Paumgartten. „So lang wir da sind, und du, und s' Mondscheinhaus, und Schubertl und die vielen anderen, die zu uns g'hörn, lebt die Kunst nicht in München, sondern hier."

Der Name Schubert hatte alle mit einemmal elektrisiert. Alle kannten ihn, alle liebten ihn, alle priesen ihn. Kaum war das Wort aufgeflogen, als es am Tisch zu summen und brummen anfing, als ob die Baßgeigen, die am Himmel hingen, gestimmt würden. Abgerissene Fetzen von Melodien gingen jedem durch den Kopf, dem einen dies, dem anderen ein anderes Stück; es war, als ob in diesem Augenblick der liebe kleine Zauberkerl in jeden hineingefahren wäre, und in jeder Seele nun ein fideles Gesäusle und Gemiaue anhübe. Nun war das Leid wirklich ganz tief hinabgesunken, brunnentief, zu den Sternen, die unten liegen, und das Glück saß oben bei den Jünglingen, die nun wirklich aus Leibeskräften sangen, als ob sie im Feuerofen wären. Und dieses Glück gab ihnen einer, ein einziger, von dem es hieß, daß ihm das Leben keine Enttäuschung und keinen Schmerz bereiten könne. Franz wurde ganz nachdenklich darüber. Also wirklich einer, der glücklich, ganz glücklich ist? Ein einziger unter so vielen hunderten und tausenden Menschen? Und einer, der von seinem Reichtum weitergeben, ihn sorglos verschenken kann, und so dieses eigene Glück über die anderen verhängt, daß sie ihr eigenes Selbst vergessen und in der Seligkeit herumschwimmen, die in lauter Melodien aufbrodelt! Es schien ihm ganz unbegreiflich, daß in dieser Welt wirklich



Das Paradeisgartel mit Blick über das Glacis auf die Josephstadt (Vorstadt) und auf die Wienerwaldhöhen

einer lebt, der nichts anderes als eben glücklich ist. Er war nun wirklich neugierig geworden, und wenn es nicht schon vorher festgestanden war, so wurde es sein unerschütterlicher Entschluß: „Ich gehe doch hin!"

Dieser Gedanke war eine schöne Rosine, die viel Süßigkeit enthielt. Die Freunde hatten sich erhoben und nun ging's Arm in Arm die Löwelbastei hinunter. Schober, etwas ete petete, ließ seine sorgfältig gepflegten Weltmannsallüren fahren und benahm sich ebenso göttlich ungebunden, wie die anderen. Der sanfte Liebesschmerz, der betörende Wein, die lindlösende Mainacht, und gar nicht zuletzt der Geist des geliebten Freundes Schubert hatten diese Verwandlung bewirkt.

„O Bächlein meiner Liebe . . ." stimmte Schober an, und die anderen sangen mit. Sogar der scheue und einsilbige Herr Konzeptspraktikant und Dichter, dem das Lied, als er es von den Fröhlichs gehört, nicht mehr aus dem Sinn gegangen war, tat im Chorus weidlich mit. Ärger und Unruhe waren verweht, und in der lichten Seligkeit des Liedes stand Kathis Bild vor seinen Augen. Diesmal war es lieblich anzuschauen, von keiner Unmutswolke umflort.

Die Nacht hatte einen tiefen, verheißungsvollen Sinn und verschenkte sich mit ihren Sternen, ihren Blüten, ihren Liebesworten und ihren sehnsüchtigen Weisen, daß den Schläfern in den stillen Gassen, die den Gesang der Jünglinge hörten, im Traum das Lächeln eines unbewußten Glücks auf die Lippen trat. Die Freunde waren in solchen Eifer geraten, daß sie die Polizeiwache, die wegen Ruhestörung einschreiten wollte, überschrien und sich, von der Macht des Gesanges hingerissen, wie die richtigen

Revolutionäre benahmen. Beinahe hätte die Harmonie in einem Mißton geendet, aber ein Polizeisoldat, instinktiv von der Ahnung des Schönen ergriffen, winkte seinen Kameraden ab, und die Wache selbst ging andächtig horchend hinter den singenden Nachtschwärmern her und rief da capo, weil das Lied für sie zu früh zu Ende war. Was im Streit nicht zu erfechten war, hatten die Jünglinge, unbewußt vielleicht, in diesem Augenblick genossen: die Freiheit, die sie ersehnten und die nirgends so rein und so vollkommen zu verwirklichen ist, als in der Kunst.

IV.

„Mir hat heut nacht so komisch geträumt, Nettl," sagte Kathi, während sie mit einer kleinen Blechkanne die Geranien begoß, die in weißen Töpfen hinter den Mullvorhängen standen. Sie schien müde von den Aufregungen des Traums und setzte sich seufzend in den gepolsterten Stuhl, der vor einem Nähtischchen in der Fensternische stand.

„Ich hab' so geweint im Schlaf, daß mir jetzt noch alles weh tut."

Nanette Fröhlich, schon damals gesuchte Gesangs- und Klavierlehrerin, war eben eifrig beschäftigt, mit einem weichen Lappen die hellgelben Kirschholzmöbel abzureiben. Vom vielen Bücken war ihr das Blut ins Gesicht geschossen, sie sah noch blühender aus als sonst, und es schien, als ob der hausmütterliche Eifer neben der Beschäftigung mit den schönen Künsten ein probates Mittel wäre, die persönliche Anmut und Frische der Mädchen zu er-

höhen. Nettl hatte die Löckchenfrisur mit einem rotgetupften weißen Tuch eingebunden, das ihr mit den zwei Zipfeln vorne an der Stirne das kecke Aussehen eines harben Wäschermädels gab. Niemand würde in diesem Aufzug die Musikprofessorin vermutet haben. Aber der Genius des Hauses verriet sich sogleich, denn im Nebenzimmer stieg eben die Arie der Konstanze aus Mozarts „Entführung aus dem Serail" auf, eine schöne Altstimme breitete ihren weichen Glanz aus, die funkelnden Töne perlten und sprangen wie bunte Bälle, und die Leute, die an dem Fröhlichschen Hause in der Singerstraße vorübergingen, blieben mit einem schmunzelnden Blick nach oben ein Weilchen stehen und gingen dann gehobenen Schritts von dannen, mit einem Gefühl, als wären die Lerchen in ihrer eigenen Brust erwacht. Bis auf den Franziskanerplatz folgten ihnen die Mozartschen Arpeggien und Mortenden wie muntere Vögel, die ihnen jubelnd um die Ohren schwirrten. Es war die jüngste Schwester Pepi, die ihre Rolle übte, in der sie nächstens zum erstenmal im Kärnthnertor-Theater auftreten sollte.

„Was die heut wieder z'sammsingt," fing die Kathi an. „Hörst du, wie sie distoniert? Das ist nur eine Schlamperei von ihr."

Obzwar Kathi keinen musikalischen Beruf ausübte und in Ermangelung von Dienstpersonal das Hauswesen betreute, war sie auch in künstlerischen Dingen der getreue Eckhart der Schwestern. Sie besaß ein feines Gehör und ausgebildetes Musikverständnis und gab auf diese Weise einen vorzüglichen Kritiker ab.

Die Nettl ließ den Wischlappen sinken und horchte eine kleine Weile. Jetzt kam in dem Wiener

Wäschermädeltypus wieder die strenge Gesangsprofessorin zum Vorschein, die es um der heiligen Sache willen mit den Worten nicht sehr genau nahm.

„So ein Trampel,“ fuhr es ihr heraus, und schon flog sie zur Pepi hinein, die mit ihrer Arie Katz und Maus spielte.

„Ach, ich liebte, war so glücklich,
Kannte nicht der Liebe Schmerz . . .“

Wie mit einem Messer war der süße Faden abgeschnitten.

Drinnen hackten sie ein bißchen aufeinander los — sie hatten scharfe Schnäbel, die lieblichen Nachtigallen. Aber die Autorität der schwesterlichen Gesangsmeisterin trug den Sieg davon, von neuem stieg die Arie der Konstanze auf, diesmal in makelloser Schönheit, und der harte Zank um diese Vollkommenheit endete mit Umarmung und Kuß. Den Kopf im Rhythmus wiegend, trällerte Kathi leise die Melodie mit und nickte befriedigt der Netty zu, die wieder im Wohnzimmer erschienen war und ihre Wischarbeit fertigmachte.

„Und nun schwimmt mein Aug' in Tränen,
Kummer ruht in meinem Schoß . . .“

„Sie kann schon, wenn sie will, der Fratz,“ verständigten sich die beiden, „jetzt geht's, daß es eine Freud' ist.“

Auf dem Nähtisch lag buntes Zeug, Kaschmirstoffe, himmelblau und rosenrot, Flitterzeug und ähnlicher Tand. Kathi hatte ihre Blumen besorgt, kramte dann in dem Nähzeug herum und begann an einer silbergestickten Haube zu arbeiten. Auch Netty hatte ihren Teil an der morgendlichen Aufräumarbeit getan, sie band das Kopftuch auf, nahm die Ärmel-

schürze, die sie ganz einhüllte, ab und stand ebenso wie Kathi fix und fertig frisiert und vollständig angezogen da, um Schülerinnen oder sonstige Besuche empfangen zu können, obzwar es noch sehr früh am Tage war. Auch sie setzte sich zur Schneiderarbeit und begann emsig zu nähen. Später gesellte sich als Dritte Pepi zu ihnen, die ihre Übungen beendet hatte, und die Stunde Zeit, die ihr jetzt verblieb, mit der Näherei ausfüllen wollte, ehe sie fort zur Theaterprobe mußte.

Eine Zeitlang saßen die drei Prachtmädels schweigend über ihre Arbeit gebeugt und nähten ihre stillen Gedanken, Hoffnungen und Wünsche in das Flitterkleid hinein. Dann und wann ward ein Stück der Pepi anprobiert, ein Häubchen, ein Miederleibchen, ein Jäckchen.

„Aussehen wirst du, Pepi, bezaubernd," schwärmte Kathi. „Wenn ich ein Mannsbild wär', ich tät mich über Hals und Kopf in dich verlieben."

„Schau halt, daß d' ein' großen Erfolg hast, das ist g'scheiter," mahnte die herbere Netty.

„Ich schau ja eh, was ich kann," versetzte die schnippische Pepi und tanzte mit den anprobierten Putzsachen in eitler Selbstbetrachtung vor dem Spiegel umher.

Das Kostüm für Pepis Opernrolle war es, das die Schwestern einträchtig schneiderten und nähten. Alles wurde im Hause gemacht, teils aus Sparsamkeit, teils aus Liebe zur Sache, und weil es sonst den kunstfertigen Schwestern niemand recht machen konnte.

„Was hätt' denn ich sonst zu tun," pflegte Kathi zu sagen, die sich in ihrer raschen warmherzigen Art um alles annahm, „ich müßt' mich ja rein um

eine Stelle umschauen, damit ich mein Brot nicht umsonst eß', wenn ich für euch nichts zu tun hätt'."

„Red' nicht so dumm daher," ließen sich dann immer die anderen Schwestern vernehmen, „was täten denn wir ohne dich, du Stiefel?"

Die Wahrheit aber war die, daß keine von den dreien glücklich und zufrieden war, wenn sie sich nicht für die anderen recht tüchtig absorgen und in die Schanze schlagen durfte. Sie taten, was sie einander von den Augen ablasen, und hätten sich fressen mögen vor Liebe. Und dabei zankten sie sich bei jedem geringfügigen Anlaß.

„Dein Traum? Du hast uns ja noch gar nicht deinen Traum erzählt," mahnte die Netty. „Der muß ja ganz schrecklich gewesen sein, daß du noch so tramhappert bist."

„Also denkts euch," begann Kathi breit zu erzählen, „mir hat von unserm Kaiser 'träumt. Ich hab eine solche Angst ausg'standen, daß ich mich gar nöt rühren hab können. Zuerst wollte ich davonlaufen, wie ich die Menge Uniformen g'sehen hab, aber die Füß waren mir so schwer, daß ich kein Glied hab rühren können. Auf einmal ist der Kaiser dicht vor mir g'standen, hat mich auf die Wangen g'streichelt und hat g'fragt: ‚Wie heißt du denn, liebes Kind?' Ich hör' die Stimm' jetzt noch, so lebhaft hat mir geträumt. Ich wollt' ihm meinen Namen sagen, aber es hat mir so d' Red' verschlagen, daß ich keinen Laut hervorgebracht hab'. In meiner Angst und Aufregung hab' ich zu weinen ang'fangen, hab ihm die Hand geküßt, und die Tränen sind nur so über seine Hand heruntergeronnen. Sie war ganz naß, ich hab sie aber nicht mehr losgelassen, hab sie fest an mein Gesicht gepreßt, an die Wangen

und an die Augen, und hab immer noch mehr weinen müssen. Wie ich plötzlich aufwach, war es der nasse Polsterzipf, in den ich hineingeschluchzt hab. Ich bin jetzt noch ganz müd von der Flennerei. Das hat gewiß nichts Guts zu bedeuten."

„Bist ein rechts Tschaperl," erklärte Netty. „Ein Glück bedeutet es, sogar ein großes Glück. Es ist immer ein gutes Zeichen, im Traum mit hochgestellten Persönlichkeiten zu tun zu haben, und gar mit dem Kaiser."

Aber Kathi blieb nachdenklich. „Das nenn ich ein schönes Glück, bei dem es soviel Tränen gibt."

„Ja, meine Liebe, das Glück schaut halt manchmal auch so aus."

Aber Pepi fand Nettys Antwort zu hart und verbesserte sibyllenhaft: „Im Schlaf weinen, hat immer eine gute Bedeutung. Wenn man dagegen im Traum viel lachen muß, dann kann man sich auf einen Verdruß g'faßt machen."

„Mädel, bist du abergläubisch!" entsetzte sich Kathi.

„Ich bin doch nicht abergläubisch," bestritt das junge Theaterblut. „Aber gewisse Sachen lassen sich halt nicht wegleugnen. Wenn ich einmal anstatt mit dem rechten Fuß, mit dem linken auf die Bühne tret, dann passiert g'wiß was. Das hab ich schon ausprobiert. Seitdem passiert's mir nimmer."

„Wißts was," fuhr Netty lebhaft auf, „den Traum der Kathi müssen wir in die Lotterie setzen. Kaiser hat die Nummer 90."

„Ja, ja," riefen die beiden anderen lebhaft aus, am lebhaftesten Kathi, die mit einemmal von den Nachtgespenstern erlöst schien. Die blauen Schatten um die Augen, die Spuren der Müdigkeit wichen aus

dem Antlitz, es war nun ein Leuchten darin und eine fröhliche Zuversicht wie sonst, der Schalk saß wieder auf den Pfirsichwänglein, und die braunen Äuglein schossen wie muntere Rehe mutwillig hin und her.

„G'schwind, g'schwind," heischte sie eilfertig, „schreib d' Nummern auf, Pepp, und schick d' Hausmeisterin mit einem Zwanziger in d' Lotterie."

„Also 90," schrieb Pepi auf einen Zettel. Dann rieten sie nach den weiteren Nummern. Die Jüngste war am geschicktesten in der Traumauslegung.

„Um dein Nam hat er dich g'fragt? Also mußt deinen Namenstag setzen: 25. November. Das gibt die Nummern 25 und 11."

Während Pepi mit dem Zettel hinauseilte, die Hausmeisterin zu rufen, kam Papa Fröhlich im türkischen Schlafrock, die Schnur um das ein wenig umfangreiche Bäuchlein gebunden, das gestickte Hauskäppchen auf dem Kopf, die lange Morgenpfeife schmauchend, aus einer der Nebentüren ins Wohnzimmer herein. Die Mädchen umringten ihn mit ihrem lustigen Geschnatter und erzählten alle drei zugleich Kathis Traum und dessen Auslegung.

Papa Fröhlich nahm bedächtig die Pfeife aus dem Munde, und seine erste Frage war: „Habts in d' Lotterie g'setzt?" worauf ihm die drei geschulten Sängerinnen ein dreistimmiges Ja mit Koloraturen in die Ohren schmetterten.

„So, das ist gescheit!"

„Einen Terno, einen Terno, wenn alle drei Nummern kommen! Das viele Geld!" jauchzte Kathi und riß tanzend den würdigen Papa beim Schlafrock herum. „Par force reich werden, wär das schön! Darfst dir wünschen, was d' magst, Vaterl, alles kannst dann habn!"



Netty (Anna) Fröhlich

Verschnaufend ließ sich der behäbige Papa Fröhlich in einen Armsessel sinken; die stämmigen Beine hätten das Herumtanzen schon vertragen, aber der Blasbalg konnte nicht recht mit.

„Ach, Kinder, Kinder!“ lamentierte er.

Er war etwas larmoyant geworden, seit er sein Vermögen verloren, mit seiner Alten bei den Töchtern wohnte und sozusagen von ihrer Gnade lebte. Keine größere Seligkeit für ihn, als in der Erinnerung an die gute alte Zeit zu schwelgen und dann sich, sein Weib und seine Töchter zu bejammern, daß alles so gekommen ist. Der unbedachte Stoßseufzer Kathis, die sich sehnte, par force reich zu werden, hatte wieder auf seine Tränendrüsen gewirkt, er zog ein ungeheures blaues Taschentuch heraus, ein richtiges Zwölf-Männer-Taschentuch, und begann ein verdächtiges Räuspern und Schneuzen.

„Das Haus in Döbling sollten wir wenigstens noch habn,“ begann er zu wehklagen, „wos ös Madeln alle auf d' Welt kommen seids. Man verlangt ja eh nöt viel vom Leben, aber das Haus wenigstens, wo einem jeder Winkel ans Herz g'wachsen ist, hätten s' uns lassen sollen, und den Garten mit die Rosenbäum' und mit die Nelken. Nun ja, man verlangt ja eh nöt viel. Und das Zeugl und die zwei Jucker, mit dem wir alle Sonntag nach Neustift am Walde und nach Dornbach g'fahren sind, oder nach Klosterneuburg, wo halt der Heurige am besten war, wißts es noch, Madeln? Das hätten s' uns doch auch lassen können. Man verlangt ja sonst eh nix. Man ist ja eh so bescheiden. Man begnügt sich ja doch mit einem trockenen Stückerl Brot, wenn's sein muß, aber der Mensch muß doch auch eine Freud habn. Ist denn das auch schon weiter was, ein Haus in Döbling,

und ein Garten und ein Wagen und ein paar Pferd? Madeln, Madeln, das hätt ich und die Mamatscherl nimmer glaubt, daß es noch so kommen kann. Das ist die verfluchte neumodische Zeit mit ihren verrückten Ideen, die mich um mein Hab und Gut bracht hat. Um mein Hab und Gut!"

Seine Worte erstickten im Zwölf-Männer-Taschentuch. Die Töchter überboten sich in Tröstungen und Liebkosungen. Je mehr sie sich bemühten, desto weinerlicher wurde der Alte. Böse Zungen hatten behauptet, daß er in guten Zeiten das Rädlein allzu flott laufen ließ. Seine Fabrikation von Schwefeleinschlag für Weinfässer hatte ihn im österreichischen Weinlandl weit herumgeführt, und überall hat er es hoch hergehen lassen. Trotzdem hatte er ein ansehnliches Besitztum erwirtschaftet, und würde ein sehr vermögender Mann geblieben sein, wenn nicht verbesserte Methoden aufgekommen wären, die er anzuwenden zu dickschädlig war. So war aus dem jovialen Vater Fröhlich, der seinem Namen alle Ehre gab, ein altes Klageweib geworden.

„Euch Madeln auf meine alten Tag zur Last fallen zu müssen, das ist das ärgste," heulte er in sein Aposteltuch hinein. „Schier s' Herz druckt's mir ab."

„Aber Vaterl, red doch kein Unsinn," redeten ihm die Mädchen liebreich zu, „wir sind doch so stolz darauf, daß wir dir und dem Mamatscherl was zulieb tun können. Von einem Zurlastfallen kann nie die Rede sein, so was darfst du nicht sagen, Vaterl, verstehst du? Es geht uns doch allen recht gut, wir leben ja im Überfluß, und haben nicht zu klagen."

„Überfluß sagst? Gutgehen sagst?" raunzte der Alte, „daß ich nöt lach'! Daß euch schinden müßts

von früh bis auf d' Nacht, Stunden geben, selber schneidern müßts, selber kochen, selber aufräumen, und noch eine kränkliche Mutter und einen alten Vater zu pflegen habts, das nennts gutgehen? Und euch nöt einmal einen Dienstboten halten könnts, Madeln, die ihr als Kinder Bonnen, Gouvernanten und Hauslehrer g'habt habts! Nein, nein, Kinder, diesen Pflanz könnts wem anderen derzählen!"

„Aber Vaterl, das machen wir doch alles rein zu unserem Vergnügen," versicherten die drei Grazien mit geheuchelter Aufrichtigkeit. „Aus purem Vergnügen!"

„Aus purem Vergnügen!" kreischte der Alte auf und schlug die Hände zusammen. „Madeln, Madeln, wenn ich euch nöt hätt! Ös seids keine Madeln, Engeln seids, die reinen Engeln!" Er schneuzte seine ganze Rührung ins blaue Himmelstuch.

Wie eine Bombe krachte Wettl, die zweitälteste und verheiratete Schwester, ins Zimmer. Sie hatte in Schritt, Manier und Stimme ein ausgesprochen männliches Wesen, obzwar sie nicht weniger hübsch als die Schwestern und diesen durchaus ähnlich war. Die Natur hatte wahrscheinlich einen Mann aus ihr machen wollen und im letzten Augenblick einen Mißgriff getan, so daß sie als Mädchen geboren ward. Aber bis achtzehn Jahren ist sie in Knabenkleidern herumgelaufen, hat sich mit allen Buben in Hof und Feld herumgebalgt und bei jeder Rauferei den Sieg davongetragen. Sie war der Tausendsassa der Familie. Es gab kaum etwas, das sie nicht konnte. Wenn im Hause irgend etwas kaput ging, wurde sie geholt. Die Schlösser wurden von ihr repariert, die Klingelzüge hergestellt, alles was tech-

nische Geschicklichkeit erforderte, gehörte in ihr Gebiet. Daß sie eine vortreffliche Sängerin und Pianistin war, gehörte bei den Fröhlichs zu den Selbstverständlichkeiten; fluchen und wettern wie ein Grenadier war nicht das letzte, was sie konnte. Als sie hereinplatzte, verzog sich Papa Fröhlich. Die Wettl hatte keine so nachgebige Sanftmut für Papas raunzerische Laune, wie die Schwestern, aber er war sofort kuriert, wenn er ihre Nähe witterte.

„Familienzauber gehabt?“ nickte sie bedeutsam mit dem Kopf nach der Türe, hinter der der Alte verschwunden war. Dabei wickelte sie rasch ein Paket auf, das sie mitgebracht hatte und stellte ein Paar niedliche, mit Halbmonden bestickte Pantöffelchen auf den Tisch.

„Für die Konstanze,“ sagte sie kurz und deutete auf Josefine hinüber. „Selbst angefertigt, natürlich!“

Schon seit Jahren hatte Babette Fröhlich die Schuhe, die sie trug, selbst verfertigt, und hatte sich noch in den Zeiten, als die Alten im Wohlstande lebten, zum Weihnachtsgeschenk eine Kiste mit Schusterwerkzeug ausgebeten. Die Werkzeugkiste aus schön poliertem Holz mit blanken Stahlinstrumenten hatte sie damals bekommen, und sie hatte die Gabe gut angewendet. Kein Schuster hatte seither für sie zu tun. Die Zeugschuhe, die sie selbst trug, waren leicht und zierlich gearbeitet. Die Pantöffelchen für Pepi jedoch übertrafen alles, was ihre Kunst in dieser Richtung je hervorgebracht hatte. Aber sie verstand es auch, dem Jubel, der durch diese Überraschung hervorgerufen ward, einen Dämpfer aufzusetzen. Ohne sich viel um die Lobeserhebungen und Dankbezeugungen zu kümmern, begann sie im Zimmer Umschau zu halten, dies und jenes zurecht

zu rücken und die anderen wegen der „unordentlichen Wirtschaft" zu hofmeistern.

„Man sieht's halt, daß ich nicht mehr im Hause bin," äußerte sie, öffnete den Glasschrank und begann die tausend Sächelchen neu zu stellen. „Ist das eine Ordnung?"

„Nun weißt du, Wetty, dazu haben wir dich nicht gebraucht," kam die Antwort spitz zurück.

Aber sie ließ sich nicht beirren, hielt strenge Musterung, blickte dann prüfend um sich wie ein Oberst, der Inspektion hält, und nickte dann mit zufriedener Mine: „Jetzt ist's recht so. Das war ja eine Schweinerei, wie's da ausg'schaut hat."

Es setzte wieder heftige Proteste seitens der anderen ab, und der gutmütig geführte Zank nahm erst sein Ende, als Babette Anstalten machte, wegzugehen.

„Hast's denn auf einmal so eilig?"

„Höchste Zeit! Sollt' längst beim Daffinger sein."

„Was machst denn du beim Daffinger?"

„Gscheite Frag'. Malen, natürlich. Porträtmalen, was denn sonst?"

„Himmel, beim Daffinger, dem berühmten Miniaturmaler!"

Aber Babette war schon bei der Tür draußen und versagte es auf diese Weise, Rede und Antwort zu stehen.

„Da soll mir ein Mensch sagen, daß die Wettl nicht verrückt ist!"

Die drei, die im unbegreiflichen Staunen den Kopf schüttelten, waren sich darin durchaus einig, daß sie Babette sehr gerne hatten, daß es ihnen aber lieber war, wenn sie nicht allzuoft kam.

V.

Der Tag, an dem Schubert und Grillparzer im Hause Fröhlich einander begegnen sollten, war von glückseliger Unruhe erfüllt.

„Aber nur nicht wieder so kratzbürstig sein mit ihm, wie neulich, Kathi," mahnte Pepi, die allzu leicht ihr Herz verriet; „er ist doch gar so ein lieber Kerl!"

Kathi beteuerte, daß sie dem Dichter auf die liebenswürdigste Weise von der Welt entgegengekommen wäre, aber er sei mit ihr gleich so unbändig grob gewesen, daß sie am liebsten aufgeheult hätte.

Sie log sich tapfer in die fixe Idee hinein, daß sie ihm Artigkeiten und Schmeicheleien gesagt habe, eine Auszeichnung, deren sich bisher kein anderer Mann rühmen durfte. Aber sie hatte ein schlechtes Gewissen dabei und suchte sich dadurch zu entlasten, indem sie sich über seine Grobheit sehr ungehalten zeigte. Im stillen jedoch hatte sie gelobt, heute sanft und liebreich mit ihm zu sein und sich ein schönes Bild bei ihm einzulegen. Sie hatte sich bereits die größten Vorwürfe gemacht, ihn durch ein allzu kurz angebundenes Betragen verletzt und sein Mißfallen erregt zu haben, was sie freilich lebhaft in Abrede stellte, wenn man es ihr vorhielt; sie ertappte sich sogar, daß sie mit Zärtlichkeit seiner gedachte und mit Ungeduld die Stunde ersehnte, wo sie gutmachen konnte, was schlecht begonnen war; aber das hätte sie am allerheftigsten geleugnet, wenn jemand ihre Gedanken und Gefühle durchschaut hätte.

Allein Pepi maß Kathis Beteuerungen keinen rechten Glauben bei.

„Wenn er überhaupt nicht kommt, ist es deine Schuld,“ erklärte sie.

Kathis Trotz bäumte sich auf. „Soll's bleiben lassen, wenn er nicht mag.“

Aber sie fühlte schon, wie bei diesen Worten das Herz heftig schlug, ein Vöglein, das in einem Käfig ängstlich hin und her flatterte und sich an den Stäben wundrieb vor lauter Sehnsucht. Sie war ganz blaß geworden und fühlte ein leises Zittern in ihren Händen, die unwillkürlich nach der Brust fuhren. Pepi hatte recht, es war zu befürchten, daß er überhaupt nicht kam, und daß ihre Vorsätze und unbewußten Wünsche in den Brunnen fielen. Am liebsten hätte sie geweint. Aber schon schalt sie sich wieder: „Ist doch zu dumm von mir; was kümmert's mich, ob er gekränkt ist oder nicht. Er ist mir doch ganz wurscht. Geschieht ihm recht, wenn er ein solcher Fadian ist.“

Trotzdem ging sie den ganzen Tag zerstreut und in einem beschäftigten Müßiggang umher. Sie nahm dies und das zur Hand und legte es wieder hin; alles geschah ohne Zweck. Die bestimmte Arbeit, die zu tun war, ging erst recht nicht vom Fleck, am wenigsten wollte ihr das Stillsitzen bei der Näherei behagen. Hundertmal stand sie auf, ging, von ihrer Unrast getrieben, einige Schritte ins Zimmer, besann sich, was sie tun wollte und kehrte wieder zum Nähtisch zurück. Aber schließlich gewann sie doch soviel Beherrschung, um ruhig auszuharren. Nur recht oft nach der Uhr zu sehen, konnte sie sich nicht versagen. Gerade an diesem Tage rückten die Zeiger nicht vor, die Zeit schien still zu stehen. Die Reue, die etwas gutzumachen hat, das Mitleid, das Balsam in eine Wunde träufeln will, die Sehn-

sucht, die heftig begehrt, die drei rissen mächtig an den Strängen. Aber es half nichts.

Um fünf Uhr waren die Musikfreunde erwartet. Jetzt war es halb fünf.

„Geht die Uhr nicht zu spät?" hatte die Kathi öfters schon gefragt.

Pepi, der Fratz, merkte was und lachte: „Aber Kathl, du bist ja verliebt!"

Da wurde die Kathi wütend.

„Blöde Gans!" gab sie der Kleinen zurück, die sich einen Jux machte.

„Ist doch nichts dabei," meinte die angehende Primadonna mit Nachsicht und Schläue. „Sind doch auch andere in ihn verliebt."

„Wer?" Kathi fuhr ordentlich in die Höhe. Aber sie faßte sich rasch und fügte gemildert hinzu: „Du vielleicht?"

„Ah nein, ich nicht, aber die Piquot."

„Was, die Piquot, diese scheinheilige Nocken?!"

Pepi geriet in hellen Aufruhr, als sie die Geschichte der Piquot erzählte.

„Bis über die Ohren ist sie verliebt in ihn; denk dir diese Unverschämtheit: Eine Haarlocke möcht sie von ihm, seine Händ' will sie küssen und sterbn vor Seligkeit! Ist dir schon so etwas vorgekommen? Und wie sie von seinen Augen geschwärmt hat! Förmlich gebettelt hat s' um einen Blick von ihm."

Ganz rot vor Erregung war Pepi geworden. Aber noch entrüsteter schien Kathi.

„Oh, diese falsche Schlange, die immer so sanft tut wie ein zartes Täubchen!" pfauchte sie. „Ich hab es dir ja immer gesagt, vor den Siebnsüßen muß man sich in acht nehmen."



Pepi (Josephine) Fröhlich

„Ich hab sie früher ganz gern gehabt,“ versicherte die entflammte Pepi. „Aber seitdem ist sie mir unausstehlich geworden. Ich hasse sie förmlich.“

„Und wie hat sich denn er gegen sie betragen? Wahrscheinlich hätt ihm diese Süßholzraspelei besser gefallen, als meine resche Art. Oh, diese Männer! Aufrichtigkeit können s’ nicht vertragen; cajoliert wollen sie immer sein, beweihräuchert, bewundert, in einem fort müßte man auf den Knien herumrutschen vor ihnen. Er ist halt auch ein rechter Lapp. Mir kann’s ja recht sein, mich geht die ganze Geschichte glücklicherweise gar nichts an.“

Die frommen Wünsche und Gedanken waren wieder zerstoben wie eine Herde milchweißer Lämmer, in die der Wolf hineingefahren war. Das von der Piquot mußte sie ihm entgelten lassen. Ihr Blut wallte heiß auf, sie lechzte danach, ihr Mütchen an ihm zu kühlen.

„Jetzt soll er nur kommen, dann würde er erst spitzen, wenn er’s noch nicht wissen sollt, daß die Kathi Haar auf die Zähnt hat.“ So dachte sie und ließ alle Weichherzigkeit und Sanftmut fahren.

Wenn er aber doch nicht käme? Es war bereits fünf Uhr. Sie horchte, nichts rührte sich. Netty war in der Küche beschäftigt und mußte doch sein Klopfen hören. Aber es klopfte niemand.

„Nein, es ist doch abscheulich von ihm!“ Das schuldige Gewissen regte sich wieder, daß sie ihm eigentlich das Kommen erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht hatte. Das stimmte sie wieder traurig und weichmütig, und im stillen bat sie alles Unrecht von neuem ab. Wenn er doch nur käme! Das mit der dummen Piquot würde sie gerne verzeihen.

Schließlich kann er ja auch nichts dafür. Dann hat sie ja auch kein Recht, über solche Dinge zu urteilen.

Es war fünf Minuten über fünf.

Sie träumte, daß er jetzt zur Tür herein käme, auf sie zueilte und mit einem herzlichen Händedruck begrüßte. Sie reimte sich schnell ein paar kluge, feine und artige Worte zusammen, mit denen sie ihn empfangen wollte. Und sie sah, wie sich das Gemach verklärte, als ob ihr ringsum seine blauen Augen entgegenleuchteten und Glückseligkeit um sie verbreiteten. Aber das waren Hirngespinste.

Zehn Minuten über fünf.

Wenn er jetzt nicht kam, sie aus ihrer Pein zu erlösen, dann war es überhaupt zu spät.

Ein Viertel nach fünf.

Also auch das akademische Viertel vorüber. Ihre Züge verhärteten sich. Wenn er jetzt noch kommen würde, wäre es eine Unhöflichkeit. Aber es war ihr gleichgültig. Eine Ruhe war über sie gekommen, die große Ruhe des Nichts. Sie konnte wieder klar und vernünftig denken, und sie empfand nichts da drin in der Brust. Nichts, das sie spürte. Was sie vorhin bedrängte, war weg. Nur das Gefühl einer großen Leere war zurückgeblieben. Ganz angenehm so!

Schrill ging plötzlich die Klingel. So mußte die Glocke der Auferstehung tönen. Es gab ihr einen Stich in der Herzgegend, und da spürte sie, daß die große Ruhe und Leere doch nur eine Täuschung war. Dann horchte sie und hörte verschiedene Männerstimmen. Aber die eine, die sie hören mochte, hörte sie nicht. Die Tür tat sich auf, herein kamen Spaun und Mayrhofer.

„Und Schubert? Wo habn S' den Schubert gelassen?"

„Wir dachten, er wäre schon längst hier. Er wird doch nicht vergessen haben . . ."

Man mußte darauf gefaßt sein, daß der kleine Musikant vergebens auf sich warten ließ, irgendwo im Grünen saß und in seiner Gottseligkeit auf alle Verabredungen vergessen hatte. Wahrscheinlich saß er wieder ganz versteckt und mutterseelenallein in irgendeiner Weinlaube beim Heurigen, wo der liebe Herrgott den Finger herausstreckte und seinen Liebling zu sich winkte mit dem Bedeuten: Komm, trink noch ein Viertel! Wie Mayrhofer jetzt den immer zu Scherz und fröhlicher Unterhaltung aufgelegten Schwestern erzählte, ließ der gute Schubert sich das nicht zweimal sagen und folgte flugs der Gottesstimme. Dann mochten die Freunde und Gönner warten! Ein höherer Gönner, der ihm größere Gnaden zu spenden vermochte als ein warmes Nachtmahl, hat ihn zu sich geladen. Den ließ Schubert niemals umsonst rufen. Saß er nun in der Laube und trank den lieblichen Nußberger, oder den Grinzinger, oder den Alsecker, dann fühlte er es so seltsam lebendig werden in sich, er sah und hörte Dinge, die gewöhnlichen Menschenkindern ganz verschlossen blieben. Es war, als ob der liebe Gott-Vater seine himmlischen Heerscharen hergewinkt und ihnen befohlen hätte, sich rund um die wildverwachsene Laube hinter dem Dickicht von Wein und wilden Rosen aufzustellen, wo sie dann herzbewegend zu singen, zu flöten und zu musizieren anfingen. Dieses himmlische Konzert war den leiblichen Ohren nicht vernehmbar, so wenig, wie die himmlischen Musikanten den irdischen Augen sicht-

bar waren. Nur die Seele konnte dieses Singen und Fiedeln vernehmen. Aber man müßte schon Schuberts Seele haben, um das alles zu hören. Er brauchte nur in sich hineinzuhorchen und nachher aufzuschreiben, was er gehört hatte. Alles Menschenleid, Tränen des Schmerzes und der Freude, wortloser Jubel tönte ihm mit Engelszungen entgegen, in der Sprache des Himmels und der ewigen Seligkeit, die alle Lust und allen Schmerz verklärte, lind und lösend jede Menschenbrust erquickte, die solches je durch die Vermittlung dieses jungen Meisters vernahm. Während der Wein, dieses ganz unirdische Getränk, dieses Labsal der Seele, ihn von der Erdenschwere erlöste und alles Störende vergessen ließ, lauschte er in sich hinein, um nichts zu verpassen, was die geheimnisvollen Zauberstimmen ihm zutrugen. Alles Welterleben war darin, die große Liebe, die tiefe Sehnsucht, das heilige Rauschen der Wälder, das hurtige Geplauder der Bäche und der stumme Sang der Forellen, das Lustverlangen und das Entsagen, lächelnde Klage und tränenverklärte Heiterkeit, Leidverwinden und aufjubelndes Erlösungfinden. Vor allem aber war sein eigenes, großes, unruhpochendes Herz darin, das an all diesem Menschlichen teil hatte. Und rasch einen Fetzen Papier her, eine umgedrehte Speisekarte, ein paar Notenlinien daraufgezogen, und schon kritzelte er die wunderliche Zeichensprache hin, die seine unsterblichen Einfälle festhielt. Im tollen Wirbel flogen sie hin, diese lustig auf und ab hüpfenden, schwarzen Köpfe, die reigentanzenden Triolen, die leichtfüßigen Achtel- und Sechzehntelnoten, diese kleinen, koboldartigen, wild strampelnden Bacchanten, die lachend und jubelnd über Wiesen hintanz-

ten, und nun durch kräftige Striche zu einer taumelnden, übermütig hin und her schwankenden Kette verbunden waren, weil sie sich sonst in alle Weiten verloren hätten. Schneller, immer schneller jagten einander die mutwilligen Scharen, weiße, duftige Kleider flogen, ein Kichern, ein Haschen und Fangen, ein tanzendes Kreisen und Wiederenteilen wie im Blinde-Kuh-Spiel, und in all der scheinbar sorglosen Ausgelassenheit das kontrapunktistische Werben eines scheuen, unglücklichen Liebhabers, der mitten im Jubel über Vereinsamung klagte. Dies alles und noch viel mehr ließ sich aus dem krausen Gewirr der Punkte und Striche ersehen, die Schubert nicht schnell genug hinwerfen konnte, wenn er den inneren Stimmen folgen sollte, die ihn drängten. Wo er's denn nur immer her hat? staunten die Freunde. Auf eine solche Frage pflegte er einfach zu sagen: „Wo soll ich's denn herhabn? Wenn ich ein bissel aufmerk, hör ich doch, was sie singen und brauch's dann nur abzuschreiben. Ist doch weiter nix dran." Ja, ja, so ist es halt, der liebe Gott hat's ihm gegeben!

„Man kann ihm's daher nicht verdenken, wenn er uns hin und wiederum einmal aufsitzen läßt," entschuldigte Spaun den säumigen Freund, nachdem die Unterhaltung ausschließlich auf Schuberts Kosten bestritten war; „dafür bringt er uns immer wieder einen Sack neuer Lieder mit."

Auch die Fröhlichs waren weit davon entfernt, dem Musiker das Ausbleiben übel zu nehmen. Daß Grillparzer auch nicht kam, war kränkend. Aber Kathi hütete sich, ein Wort darüber zu verlieren.

Plötzlich schlug die Klingel an wie ein keifendes Hündlein.

„Da ist er endlich!“ ging das Echo von Mund zu Mund. Netty legte die Noten auf, Pepi eilte hinaus, den lang erwarteten Gottesgnadenzecher hereinzulassen, Kathi empfand ein Herzbeben und stand unschlüssig und erwartungsvoll da.

Der Besuch, den Pepi triumphierenden Antlitzes hereingeleitete, war nicht Schubert, sondern Grillparzer. Das war mehr, als man heute noch zu hoffen wagte. Des lockeren Singvogels war man sicher, der kam, wenn's ihm einfiel; der Dichter aber, dessen Schöpfungen schwärmerisch verehrt wurden, war ein ungewöhnlicher und erlauchter Gast.

Kathi hatte alle liebreichen Worte vergessen, die sie ihm zum Willkomm sagen wollte; aber auch der Ärger war ihr vergangen, und sie stand in hilfloser Verlegenheit da wie ein verschüchtertes Mägdlein, was ganz gegen ihre sonstige Art war. Um diese ungewohnte Scheu zu überwinden und zu verbergen, fuhr sie den Eintretenden barsch an: „So spät kommt man?!“ bereute aber sofort wieder den allzu unverbindlichen Ton und rückte ihm mit freundlicherer Gebärde einen bequemen Stuhl zurecht.

Franz war mit einem Herz voll frommer und liebreicher Gedanken gekommen. Sein ganzes Betragen sollte eine indirekte demütige Abbitte wegen neulich und eine verborgene Huldigung für das ideale Mädchenbild sein, das seine Phantasie, diese Schönfärberin, sich von Kathi ausgemalt hatte, nachdem der Ärger nach dem ersten Zusammentreffen Zeit gehabt hatte, zu verrauchen. Auch er hatte sehnsüchtig die Tage und Stunden gezählt und freundliche Worte ersonnen, süßes Konfekt von Worten, mit denen er der Holden aufwarten wollte. Trotzdem hatte er das Mißgeschick, sich zu verspäten,

wodurch ihr und ihm die gute Laune verdorben ward. Kathis Anrede wirkte auf sein angehitztes Gefühl wie eine kalte Dusche. Im Nu waren die Bonbons und Pralinées von Komplimenten bitter geworden wie Kalmus. Die ausgedachten, mit Rosenwasser parfümierten Reden blieben beiden in der Kehle stecken.

„Sie ist halt doch eine Enttäuschung," empfand der Dichter, der sein erträumtes Idealbild mit dieser handfesten Wirklichkeit nicht mehr zusammenpassen konnte. Es war ihm schon so oft passiert, daß er über die Kluft zwischen Idee und Leben nicht hinwegkam. „Geschieht mir schon recht. Warum bin ich denn hergangen?"

Weil er aber doch die Notwendigkeit einer Rechtfertigung empfand, so erzählte er ziemlich trocken die Ursache seines Versäumnisses. Er sei bei Frau von Piquot einen Besuch schuldig gewesen, den er vorher abstatten wollte; die hätten ihn aber nicht früher fortgelassen und aus den beabsichtigten fünf Minuten seien fast dreiviertel Stunden geworden.

Kathi und Pepi wechselten einen flüchtigen aber vielsagenden Blick.

„So, so, bei der Piquot also," begann Kathi gedehnt; „mich wunderts überhaupt, daß Ihnen fortlassen habn."

„Nein, das war aber doch wieder zu arg," dachte Pepi, „das sieht ja gerade so aus, als ob Kathi eifersüchtig wäre. Die Sache geht uns doch gar nichts an." Und sie fing an, von Frau Piquot und namentlich von deren Tochter maßlos zu schwärmen, um dadurch Kathis unbedachten Äußerungen ein Gegengewicht zu bieten.

Darüber erboste sich Kathi, die den Wahrhaftig-

keitsteufel im Leib hatte und um jeden Preis mit der Farbe heraus mußte.

Dieser bornierte Widerspruch reizte wieder Pepi, die den Schein retten wollte und zur Verteidigung von Personen gedrängt ward, an denen ihr gar nichts lag.

„Unnatur und Ziererei ist alles, was ich an ihnen bemerkt hab,“ erklärte Kathi rundweg.

Unerwarteterweise bestätigte Franz die Meinung Kathis. Das hatte aber die sonderbare Wirkung, daß ihr Mißtrauen rege wurde, und daß sie anfing, die Piquot zu loben, während Pepi, die ihre Meinung auf Franz einstellte, zu tadeln begann, was sie vorhin verteidigt hatte. So wechselten sie das Spiel wie im Schach, indem jeder die Züge des anderen, anstatt die seinigen, weiterführte.

Wer weiß, was dabei noch alles herausgekommen wäre, wenn nicht neuerdings die Hausglocke zu bellen angefangen hätte. Doch diesmal nur in ein paar schwach winselnden Tönen.

Der Ankömmling, den Netty hereinließ, war nun wirklich Schubert.

„Dieses verwurstelte kleine Kerlchen soll Schubert sein, der diese herrlichen Sachen gemacht hat?“ dachte Grillparzer, als er des jungen Meisters ansichtig wurde, der sich ohne viel Umstände gleich am Klavier zu schaffen machte, als wäre er nicht der gleichgestellte und geniale Freund, sondern der bezahlte Spieler, der bescheiden im Hintergrund zu bleiben hat. Der Dichter hatte Zeit, insgeheim seine Beobachtungen anzustellen.

„So also sieht der Glückliche aus, den alle beneiden?“ Seine Zweifelsucht wurde rege.

Netty wechselte leise einige Worte mit dem



Franz Schubert
Stich von Passini nach Rieder

Tonkünstler, führte ihn dann zu Grillparzer, der sich in dem allgemeinen Begrüßungssturm Zurückhaltung auferlegte. In etwas zu kurzen, weiten, zerknitterten Nankinghosen, derben, staubigen Schuhen, schlecht sitzendem Rock und ein wenig unordentlicher Halsbinde um die hohen Vatermörder, stand der gepriesene Glückskerl vor ihm, machte etwas marionettenhaft eine stumme Verbeugung und lief dann, ohne ein Wörtlein zu sagen, zum Klavier zurück. Dem kleinen, etwas gedrungenen Körper entsprach ein großes, rundes Gesicht, das von flockigen Haaren und einem gelockten Backenbart umkräuselt war. Die kleine Stumpsnase erhöhte zwar den Ausdruck der Gutmütigkeit, wodurch das Antlitz nicht bedeutender wurde, und selbst die Augen, die dunkel und unbestimmbar hinter den großen Brillengläsern saßen, verrieten nichts Besonderes. Dennoch aber fühlte der Dichter, daß etwas Unvergeßliches bei der flüchtigen Begrüßung zurückblieb, über das er allmählich klar wurde. Es war der Blick, der klug und forschend, wenn auch nur kaum eine Sekunde lang auf ihm geruht hatte, ein ernster, fast melancholischer Blick, der einsam in diesen schier bedeutungslosen Augen hinter den Brillenfenstern lag.

„So sieht ein ganz Glücklicher drein?“ ging es dem Dichter wieder durch den Kopf. Auch Grillparzer war hölzern gewesen und hatte kein freundliches Wort der Anrede gefunden. Aber es bedurfte dessen wahrscheinlich gar nicht, denn beiden waren die leeren Höflichkeitsfloskeln von Natur aus zuwider; vom bloßen Anschauen lernte man sich meist besser kennen.

Unterdessen präludierte der junge Meister am Klavier, das nun gewaltig zu brodeln anfing wie ein

Hexenkessel, dem tönende Garben, Buketts von Melodien entstiegen. Unter diesem Blumenregen von Tönen erscholl das Gelächter Kathis, die sich mit Spaun und Mayrhofer trefflich unterhielt.

„Wie sie es versteht, mit den anderen zu scherzen und zu plaudern, voll Witz und Humor, während sie für mich nur dürre Worte und Widerspruch findet," dachte Franz und brütete vor sich hin.

Kathi erzählte ihren Traum und die Geschichte von den Lotterienummern.

„Was, in d' Lotterie gesetzt haben S' auch noch?" entsetzte sich Spaun, der gegen den Aberglauben und Spielteufel stritt und in komischer Verzweiflung auf und ab lief.

„Ja, was täten denn Sie, wenn auf einmal niemand mehr in d' Lotterie setzen würde?" neckte ihn Kathi, und Pepi fügte hinzu: „Sogar das große ägyptische Traumbuch des Augustinermönchs Laube, das in der Staatsdruckerei herausgegeben wird, haben wir uns gekauft."

„Also dazu haben wir einen Zensor," legte Spaun auf Mayrhofer aus.

„Der Staat muß doch etwas für seine Lottobeamten tun," gab dieser den Hieb zurück.

„Habn S' wenigstens was gewonnen?" fragte Spaun, „sind die Nummern gezogen worden?"

Kathi verneinte und machte ein lustig-trauriges Gesicht. „Wir haben halt kein Glück. Und wenn einem einmal wirklich vom Glück träumt, dann gibt's höchstens Tränen."

Natürlich protestierten die anderen aufs lebhafteste.

„Meistens ist es so, daß man das Glück erst erkennt, wenn es vorüber ist," meinte Grillparzer.

Kathi wollte schon wieder spöttisch werden, allein vom Klavier her war Schweigen geboten.

Der Kreis hatte sich inzwischen vergrößert, und schließlich war ein artiger Flor von Frauen und Mädchen, zum Teil Schülerinnen der Fröhlich, beisammen. Die Witwe Butterstößel und Minna Süßholz zählten zu den Unvermeidlichen, die mit dem Strickbeutel niemals fehlten, wenn etwas los war.

Netty saß jetzt selbst beim Klavier und brachte eine kleine, seltsam ergreifende Sache zum Vortrag. Mit weißer, marmorner Stirn saß sie da, während ihre Hände Feuerbrände um sich warfen. So war das Thema, das diese Suggestion gab: ein in die Tiefe wühlender, bohrender Schmerz, der an Prometheus denken ließ, während zugleich der Kontrapunkt das Himmelsgewölbe aufschloß und beseligende Gnadenwonnen auf das gekühlte Antlitz des Schmerzgefesselten niederströmen ließ. Die Kunst des Kontrapunktes schien das Weltgeheimnis der Menschwerdung, der Erdenpein und der ewigen Erlösungsgnade zu enthalten. Als ob lindernder Schnee vom geöffneten Himmel fiel, und sich mit dem aufsprühenden Feuer vermischte, so senkte sich der Himmelskuß sänftiglich und verklärend auf das tobende und zuckende Herz.

Die Zuhörerschaft schien sehr ergriffen und mochte in dieser kunstvollen, unauflöslichen Verschlingung von höchster Lust und tiefstem Leid das Abbild der eigenen Seele und der wenn auch im Alltag begrenzten inneren Erfahrung des Herzens erkennen, jeder auf seine persönliche Weise. Auch auf Schubert hatte die Sache sichtlich tiefen Eindruck gemacht, er nickte wiederholt beifällig und tiefsinnig und sah mit einem verlorenen Blick seiner

Sehnsucht nach, die irgendwo ins Weite ging. Die anwesenden Frauen und Mädchen taten wenigstens so, als wären sie begeistert, dachten aber sicherlich an die neuesten Modekupfer, oder an die heurigen Kirschen und an die Einsiedezeit, oder an Liebesgetändel und Herzensnot, wie sich's zum Hausgebrauch gehörte. An das eine oder andere dachten gewiß die lieben Freundinnen, unter ihnen die Witwe Butterstößel und Minna Süßholz, die es besonders mit dem Herzen zu tun hatten. Dazu bot die Musik die schönste ungestörte Gelegenheit. Wirklich hingerissen war Kathi, die nach ihrer Art das Köpfchen leicht gesenkt zur Seite neigte und mit halbgeöffnetem Munde die Töne einzuatmen schien.

„Wie Säufer in Wein, so betrinkt sie sich in Musik," dachte Grillparzer, der sie beobachtete, und dem es nicht mehr recht gefallen wollte, daß sie sich so bedingungslos und selbstvergessen an den Augenblick verschenkte.

Schubert war ganz außer sich geraten, als der Klaviervortrag zu Ende war.

„Ei, ist das herrlich!" rief er ein über das andere Mal; „der das gemacht hat, der kann wirklich was. Wenn ich so was zusammenbrächte, wär' ich freilich ein gemachter Mann."

Seufzend duckte er sich wieder hinterm Klavier nieder.

Aber da lachten sie schon hellauf und Netty stieß ihn an: „Plauschen S' nöt! Das habn S' doch ohnedies selber gemacht, kennen Sie's denn nicht mehr?"

Das Meisterlein besann sich eine Weile, summte den einen und anderen Takt vor sich hin; jetzt dämmerte ihm etwas auf.

„Ja so,“ meinte er etwas gedehnt und schier enttäuscht; „ich merk jetzt schon, daß 's nöt weit her ist.“

Die Sache, die er so sehr bewundert hatte, schien für ihn jetzt bedeutend an Wert eingebüßt zu haben, und er zeigte sich durch diese Überraschung eher beschämt als erfreut.

Der Konzeptspraktikant und Dichter hatte Muße gehabt, sich in dem Zimmer umzusehen. Wie fraulich und anheimelnd war das Gemach! Diese gelben Möbel mit den eingelegten dunklen Linien, dieser müde Gang der matronenhaften Uhr, die treu wie ein mütterliches Herz schlug, diese großblumigen Bezüge am Sofa und auf den Stühlen, dieser weiche, unnennbare Duft, der an Weidewiesen und Heumahd erinnerte, dieser zart-süße Lavendelhauch, der an den Kleidern der Schwestern hing und von dem Linnen in den Schränken ausgeatmet ward, diese großen, sorgfältig geordneten, frischen Sträuße, die in Wassergläsern und Vasen steckten — dies alles zusammen bildete eine schlichte und heitere Schönheit, die das Herz des Dichters gefangen nahm. Er neigte sich zu den vergoldeten Bronzen, die als Beschläge die Möbel zierten und Figuren aus der Welt der griechischen Götter und Musen in klassischer Haltung darstellten.

Auf einem Schrank war eine ganze Gruppe dieser Art zu sehen mit Säulen in weiten Zwischenräumen, die ein Peristyl an deuteten. Rechts davon war die Statue Amors und links die Bildsäule des Hymenäus erkennbar. Das Ganze konnte etwa als der Tempel der Aphrodite zu Sestos gelten. Auf der anderen Seite des Schrankteiles war eine liebliche Frauengestalt zu erkennen, die, in der einen

Hand ein Körbchen mit Blumen und in der anderen einen edelgeformten Sprengkrug tragend, die Stufen des Tempels herabstieg. Es war zu vermuten, daß die Jungfrau eine Priesterin des Heiligtums war und im Begriffe stand, die Bildsäule zu bekränzen und den Estrich mit Blumen festlich zu bestreuen. Während sie selbst als Dienerin des heiligen Hauses der Göttin Aphrodite zur ewigen Bräutlichkeit und Jungfräulichkeit verpflichtet war, mußte sie auf dem Altar die unverlöschliche Flamme betreuen, das Symbol der Liebe und die Schutzgötter schmücken, Amor, den Entzünder der Herzen und Gott Hymenäus, der die Liebenden fürs Leben verbindet.

Der schaffende Sinn des Dichters verfuhr bereits gestaltend mit den kleinen Bronzedarstellungen, gab ihnen Namen und Beziehung und verlieh ihnen eigenes Leben. Es wollte ihm bedünken, als habe die jungfräuliche Priesterin Ähnlichkeit mit Kathi. Er mußte die Wirklichkeit umdeuten, um sie schön und begehrenswert zu finden. Jetzt war das trauliche Gemach nicht mehr das Fröhlichsche Zimmer, sondern der Vorhof des Tempels, darin Kathi priesterlich mit Blumen und Sprengkrug waltete, ein Mittelding liebevoller Häuslichkeit und antiker Weihe. Unwillkürlich beugte er sich zu einer Schale mit Pfingstrosen herab, die auf dem Tische stand, als wollte er sich vor einem Altar verneigen, die Segnungen der Priesterin zu empfangen.

Kathis Augen, die überall waren, bemerkten dies sogleich, und sie sagte leichthin: „Ach, die Rosen! Wir haben sie gestern aus Döbling mitgebracht." Sie legte die Hand auf die Brust und seufzte mit einem sentimentalen Augenaufschlag: „Döbling! Wir können halt nicht von Döbling lassen."

Die Erinnerung hatte sie ganz verwandelt; alles Mutwillige, Ausgelassene und Herbe war darin, sie war die Sanftheit selbst geworden und plauderte wie ein munteres Bächlein. Dem Vater zulieb, der es gar nicht verwinden konnte, daß er von dort fortgemußt, und wohl auch um ihren eigenen Herzen ein Fest zu geben, waren sie gestern hinausgezogen und hatten das Altgewohnte und Längstbekannte der lieblichen Gegend mit neuer schmerzlich-süßer Freude genossen. Sie erzählte nun das alles auf eine rührend treuherzige Art, daß dem Dichter ganz warm und selig zumute wurde.

War das wirklich noch dieselbe Kathi, die immer so borstig gegen ihn war und es mit Stichelreden auf ihn abgesehen hatte? Nein, nein, das war jene andere, die er in seinen Träumen idealisiert hatte, und die auf ein Haar jener Priesterin mit Krug und Blumenkorb in dem Bronzebildchen glich.

„Wir waren so glücklich dort," seufzte sie. „Aber wir waren Kinder damals, und wußten es in unserer Dummheit nicht zu schätzen. Und jetzt ist es vorbei."

Und dann schilderte sie in lebhaften Bildern, wie sie gestern durch die Probusgasse gegangen waren, an den hübschen alten Winzerhäusern und den barocken Schlößchen vorbei, dann durch die Weinbergshohlwege hinab das geliebte Heiligenstädterbächlein heimgesucht und auf den Wegen wieder gelustwandelt hätten, wo sie in früheren Zeiten oft dem scheuen und ehrwürdig finsteren Herrn Ludwig van Beethoven begegnet seien. Durch ihn habe der Heiligenstädterbach in ihren Augen schon eine gewisse Heiligkeit bekommen, so schön aber wie gestern sei er ihr noch niemals erschienen. Die

Luft sei voll von Lerchengesang gewesen, und im Heiligenstädterbach seien die Forellen herumgeschossen.

„Forellen?“ stutzte Franz und konnte sich nicht enthalten: „Im Heiligenstädterbach gibt's doch keine Forellen.“

Kathi wurde rot, weil sie sich bei einer Aufschneiderei ertappt fühlte.

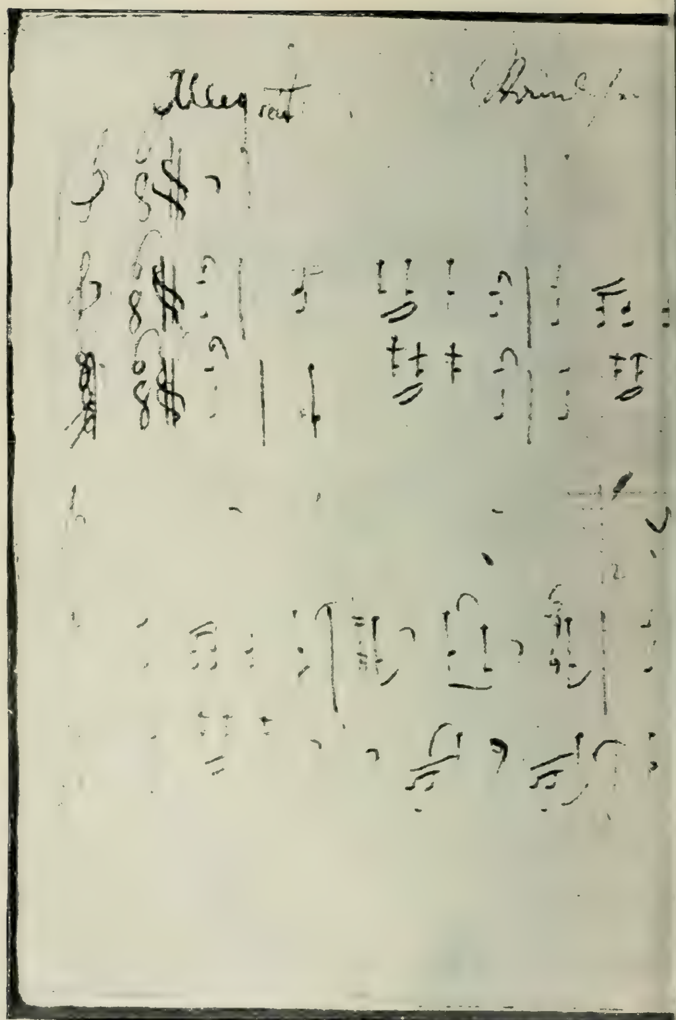
„Meinetwegen sind Weißfisch drin,“ rief sie unwillig; „in meinen Augen aber sind's Forellen, basta!“

Das Idealbild der keuschen Priesterin der Liebe drohte zu zerfließen.

„Das Forellenquintett, bitt schön!“ bettelte Kathi und ging dem Musikus so liebreich um den Bart, daß dem armen Schubertl ganz wirr zu Kopf wurde. Es hätte nicht halb soviel Innigkeit gebraucht, er hätt's auch so getan, und so saß er flugs wieder beim Klavier und spielte mit Netty vierhändig das Quintett, das wie heiterster Sonnenschein die Seelen durchwärmte.

Und zu Grillparzer gewendet, flüsterte Kathi rasch: „Am Heiligenstädterbach muß ich halt immer ans Forellenquintett denken.“

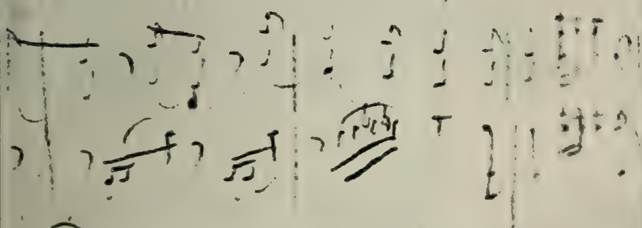
Schubert freilich und seine Freunde dachten nicht gerade an den Heiligenstädterbach, sondern hatten ihre eigenen, wehmütig heiteren Erinnerungen dabei. Die Melodie breitete ihren tönenden Wasserfall aus, das Rauschen der grünen Steyr und der blauen Enns war darin, der beiden kristallklaren Gebirgsströme, die an ihrem Zusammenfluß eine wonnesame Stadt mit einer grünen und einer blauen Schleife zierten. Steyr war's, die Heimatstadt Mayrhofers, wo die Freunde vor wenigen Jahren

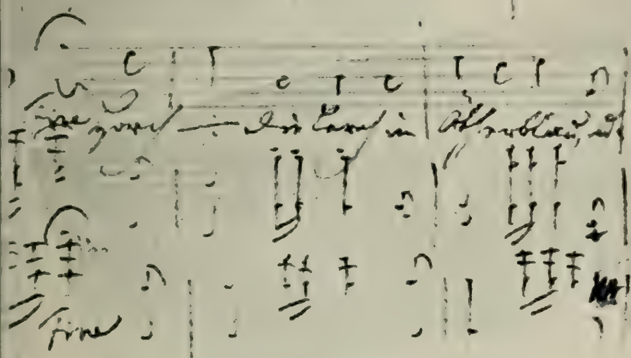


„Horch, horch d

Ständchen von Schubert auf selbst lini

Schakespear.





Serch' . . ."
Regalpapier (Original-Facsimile)

in fröhlich geselliger Runde den Sommer genossen, und Schubert aus der glücklichen Stimmung heraus sein Werk schuf. Dort in dem Hause am Stadtplatz war es, wo ihm die Naturgeister ihren Sang zuflüsterten. Er brauchte nur durch die gegenüberliegende Häuserzeile hinauszutreten, dann stand er auf dem Schiffsweg, wo die blaublickende Enns mit Singen und Rauschen daherkam. Nun waren ihre glasklaren, tönenden Wogen in dem Quintett, muntere Läufe peitschten wie hurtige Forellen schillernd hin und her und schlängelten mit vehementer Behändigkeit durch stürzende Kaskaden empor. Ach, war das damals ein Plätschern in Sommerlust, und kein Kunststück schien zu schwer, den Jünglingen wie den Forellen!

Das Bild von der Forelle, die den Wasserfall hinaufschwimmt, prägte sich dem Dichter bedeutsam ein. „So müßt man's machen können, wie die Forelle, den Wasserfall hinaufschwimmen, dann wär kein Glück zu hoch!" Aber es ward ihm zugleich bänglich zumute, daß ihm das Beispiel der Forelle nicht helfen könne. „Und jenes himmlische Teufelskerlchen dort am Klavier, das eigentlich gar nicht danach aussieht, sollte ein solcher Glückspilz sein, es im Leben der Forelle gleichtun zu können?!"

Überwältigt von dem Gehörten erklärte sich Grillparzer für besiegt: „Sie haben recht, Fräulein Kathi, es werden doch Forellen im Heiligenstädterbach gewesen sein."

Dieses Geständnis brach Kathis Widerstand. „Ich fürcht', es waren nur Weißfisch," gab sie klein bei, was Grillparzer, beredsam wie selten, widerlegte.

Nun entstand ein edler Wettstreit darüber, wem

mehr Glauben zu schenken sei, der gemeinen Wirklichkeit oder der künstlerischen Phantasie, die, wenn sie wolle, auch Weißfische in Forellen verwandeln könne.

Kathi hatte zum Schluß alle Huld zurückgefunden, und Grillparzer entdeckte wirklich noch eine Zuckertüte voll artiger Worte in sich. Alle Härte und Widersprüche schienen mit einemmal von ihren Seelen genommen. So nahm der Tag, der mit Gewitterspannung eingesetzt hatte, einen beglückenden Ausgang. Doch das Wunder des Abends war noch nicht geschehen.

„Wann darf ich wiederkommen?“ fragte Franz leise, als er zum Abschied Kathis Hand hielt, ein wenig fester und ein wenig länger, als es gerade nötig gewesen wäre.

„O, Sie dürfen lange nicht kommen,“ versicherte sie lebhaft, „wir haben sehr viel zu tun, die Proben Pepis, ich begleite sie nämlich ins Theater und bin bis zum Schluß bei ihr in der Garderobe; sodann die Übungen zu Hause, die Anfertigung der Kostüme, nun und nebenher das Hauswesen; Sie sehen, daß man monatelang keine Zeit findet . . .“

„Monatelang!“ wiederholte der Dichter und machte ein höchst unglückliches Gesicht. „Warum nöt glei jahrelang?! Wochenlang is schon z'viel. Sagen S' doch, daß ich früher kommen soll, in einem Monat, in drei Wochen, in vierzehn Tagen!“

„Warten S'!“ Kathi besann sich ein Weilchen und sagte dann kurz entschlossen:

„Kommen S' morgen!“

Der Dichter eilte heim, sein Herz hüpfte und jauchzte und sang die paar Worte: „Kommen S' morgen! Kommen S' morgen!“

Trotz Schubert war in diesen schlicht innigen Worten die schönste und beglückendste Musik, die er je vernommen.

VI.

„Das Leben wär halt wunderschön, wenn man nöt ins Bureau müßt.“ Mit diesem Stoßseufzer betrat der Herr Konzeptspraktikant die kahlen Amtsräume. Mit einem kritischen Blick sah er sich in seiner Schreibstube um. Kalkgetünchte Mauern, die ehedem weiß waren, ein dürftig aussehender Diurnistenschreibtisch, von Schrammen bedeckt und mit Tinte besudelt, in der Ecke ein verbeultes Waschbecken aus Blech, von Rost angefressen, ein schief hängender Wasserbehälter darüber, daneben ein unreines Handtuch, das der Amtsdiener aus Sparsamkeitsrücksichten höchstens alle vierzehn Tage auswechseln durfte, das Fenster vergittert mit einem trostlosen Ausblick auf nackte Mauern und Treppenhäuser, und gegenüber der Fensterreihe hohe Regale mit Akten, Akten und wieder Akten, durch eine lange Flucht halbdunkler, korridorartiger Zimmer, die kein direktes Licht empfingen. Die Luft legte sich schwer auf die Brust, sie war trocken und roch nach Staub. Nach einigem Zögern tat der Dichter Hut und Stock in ein braun gestrichenes Kästchen, das in der Nähe der Waschgelegenheit stand. Am liebsten hätte er sich auf dem Absatz herumgedreht und wäre wieder fortgegangen, irgendwo ins Grüne hinaus, nach Döbling, den Heiligenstädterbach entlang, wohin ihn eine innere Stimme rief.

„Hab doch was Wichtigeres im Leben zu tun, als in diesem verfluchten Mauerloch zu sitzen und Akten zu wälzen,“ schimpfte er; „gibts doch andere dafür, die sich alle zehn Finger abschlecken würden, wenn sie dös Glück haben könnten! Warum muß denn ich der Auserwählte sein, grad ich, ich, ich?!“ Er gedachte mit einiger Bitterkeit seiner hochgestellten Gönner im Amte, die sich zwar die redlichste Mühe gaben, ihn zu befördern. Allein der Teufel hatte sein Spiel dabei, alle guten Absichten waren immer wieder vereitelt worden, und so blieb der Dichter Konzeptspraktikant, den seine jüngeren Kollegen im Amte bereits längst überholt hatten. Franz mußte früh die Erfahrung machen, daß in seiner Lage nichts gefährlicher war, als beizeiten berühmt zu werden. Konnte er damit nicht warten, bis er gestorben ist? Dann wäre er bei Lebzeiten ein wohlgelittener Kollege gewesen. Neid und Mißtrauen begannen gegen ihn zu erwachen, die Kleinen wollten keine Größe neben sich dulden und waren als Masse die Stärkeren. Dazu kam, daß die Ämter gegeneinander arbeiteten und ihre Ressorts mit einer chinesischen Mauer umgaben. Unter solchen Umständen konnte die Empfehlung eines Ministers eher schaden als nützen. So kam es auch, daß der junge Dichter, der von einem Amt ins andre weitergegeben wurde, durch nie zu durchschauende subalterne Ränke bei jeder Beförderung übersehen ward. Trotz dankbarer Empfindungen für die wohlgesinnten Exzellenzen, wie Graf Herberstein und Graf Stadion, konnte Franz seinen Gönnern zuweilen recht gram werden.

„Was haben s' mir denn gnützt? Daß ich als Praktikant picken blieben bin, das is alles, was

ich von der ganzen Gönnerei hab. Wenn s' einem nur in Ruh ließen, die hohen Herrn!"

Die Lust am Staatsdienst war ihm gründlich vergangen. An diesem Morgen ging ihm das Forellenquintett stark im Kopf herum, und er meinte gradwegs in eine blaue Seligkeit fortschwimmen zu müssen. Aber er konnte zu keinem rechten Entschluß kommen und schnappte hilflos wie ein Fisch im Trockenen.

„Bin halt und bleib der Pegasus im Joch!"

Zum Fortlaufen wäre es jetzt auch schon zu spät gewesen, die Türe wurde aufgerissen und eine Stimme schrie: „Nummer 748322, Wasserbaugegenstand, Referent Holzwurm! Suchens mir das heraus, Herr Praktikant, aber bitte gleich!"

„Jawohl, Herr Kanzlei-Direktions-Sekretär!"

Der Dichter hatte soeben auf seinem Diurnistenschreibtisch ein Blatt graues Kanzleipapier ausgebreitet und zu schreiben begonnen. Aber es war kein amtlicher Registraturbogen, den er anlegte, sondern ein paar Verszeilen, die ihm in den Sinn gekommen waren, und die er schnell festhalten wollte. Das Papier verschwand augenblicklich in der Tischlade, der Herr Praktikant sprang auf und kletterte an einer Leiter empor, die vor den Aktenregalen stand.

Der Kanzlei-Direktions-Sekretär lief wieder zurück, ohne den Akt abzuwarten, und die Tür flog krachend hinter ihm zu.

Der Praktikant kletterte wieder die Leiter herunter. „Wird nicht so eilig sein. Wenn ich nur mit meinem Gedicht fertig werd." Er schichtete ein paar Aktenbündel um sich herum, die er von unten irgendwo hervorzog, nahm das Blatt wieder aus der Tisch-

lade und ließ, gegen Überrumpelung wohl verschanzt, seinen poetischen Empfindungen freien Lauf.

Im Nu war dem grauen Kanzleibogen eine glühende Seele eingehaucht.

„Still saß sie da, die Lieblichste von allen,
Aufhorchend ohne Tadel, ohne Lob;
Das dunkle Tuch war von der Brust gefallen,
Die nur vom Kleid bedeckt, . . .“

Der Kanzlei-Direktions-Sekretär hatte wieder den Kopf hereingesteckt und schrie: „De dato 2. April 1642!“

Krach! flog die Tür wieder zu.

„„Himmel! Ist denn gar keine Ruh? Wenn ich nur das Gedicht schon fertig hätt!“

Der graue Löscher, der eilends in der Versenkung verschwunden war, feierte beim Donnerkrach der Tür sofort seine Auferstehung, und das liebeatmende Geständnis durfte wieder frei ausströmen.

„Die nur vom Kleid bedeckt, sich atmend hob;
Das Haupt gesenkt, . . .“

Da schob der unausstehliche Kanzlei-Direktions-Sekretär wieder seinen Kopf herein: „Haben Sie's?“

„Eigentlich noch nicht! Der letzte Vers — will sagen, die letzte Nummer fehlt noch.“

„Registraturnummer 432, Kameral, Faszikel H.“

Jetzt stand der Herr Konzeptspraktikant auf der Leiter oben. „Ha, Ha.“

„Was gibt's zu lachen, Herr Praktikant?“

„Ich lache ja nicht, ich suche nur Litera H, H.“

Krach!

„Nicht zu finden! Möcht auch wissen, zu was die ein Referat aus dem Jahr 1642 brauchen. Hab was Gscheiteres zu tun. Das Protokoll ist nicht so wichtig, als der Vers, den ich such.“

Der Konzeptspraktikant kletterte wieder herunter und suchte den letzten Vers.

„Das Haupt gesenkt, den Leib nach vorn gebogen,
Wie von den fliehenden Tönen nachgezogen."

Befriedigt überlas Franz sein Gedicht und sagte halblaut: „So, jetzt hab ichs."

Der verwünschte Kanzlei-Direktions-Sekretär stand schon wieder unter der Tür und krähte: „Legen Sie's wieder zurück. Präsidial-Approbation de dato 1642 nicht mehr nötig."

„Jawohl, Herr Kanzlei-Direktions-Sekretär!"

So arbeitete die Staatsmaschine den lieben langen Vormittag. Akten auf, Akten zu, eine Geschäftigkeit ohne Sinn und Wert. Zwischendurch, ganz verstohlen, ein abgerissenes Gedankenstück von ewig strahlender Schönheit.

Der Dichter stöhnte: „Das halt ich nicht mehr aus!"

Sprachs, steckte den kostbaren Konzeptbogen in die Brusttasche, nahm Hut und Stock aus dem Schrank und lief davon, schnurstracks zu Sr. Exzellenz dem Finanzminister Graf Stadion.

„Exzellenz, ich bitt um Verzeihung, ich halts nicht mehr aus!"

Der Minister zeigte sich sehr verwundert darüber, daß sein Schützling des Staatsdienstes überdrüssig sei. „Warum, warum? Es muß doch einen nachweisbaren Grund haben."

„Grund? Ich halts halt nimmer aus, das ist doch Grund genug. Es geht nimmer, beim besten Willen nicht."

Der Gönner wurde ärgerlich.

„Wolln S' verhungern? Als Dichter von Ihrer

idealen Richtung können S' in Österreich nicht leben. Sind Sie einmal vom Staatsdienst weg, haben Sie auch keine Hoffnung mehr, wieder herein zu kommen. Darauf möcht ich Sie aufmerksam machen."

Verhungern? Nein, das wollte der Dichter nicht, trotz seiner idealen Richtung. Schon begann er seinen Schritt als übereilt zu bereuen.

Er fing an zu raunzen.

Als Autor von drei großen machtvollen Stücken wäre er in England oder Frankreich ein gemachter Mann. Als Österreicher kann er verhungern. Da redens und schreibens von der Förderung der Kunst, nur gegen den Künstler bleibt man hart, er mag verhungern oder im Aktenstaub ersticken. Was nur die andere Form des Untergangs ist. So werden die Tassos und Correggios weniger, indes die Antonio und Battista bleiben.

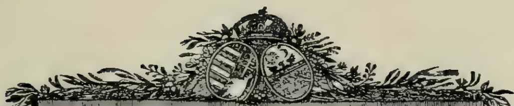
Tiefer und langverhaltener Unmut hatte ihm den schönen Freimut der Rede gegeben.

Aber er war schon wieder kleinlaut geworden.

„Verzeihens, Exzellenz werden schon recht haben."

Zum Glück war der Graf wieder gnädig und versprach seine Lage zu verbessern. Vor allem wolle er ihm einen neuen Wirkungskreis erschließen und ihn zur Dienstleistung dem Theater-Hofrat Fuljod zuteilen. Das würde seinen Neigungen entsprechen. Für die nächste Zeit sei er beurlaubt und habe abzuwarten, wann er in seinen neuen Wirkungskreis berufen werde.

Welch ein Glück! Vor allem der Urlaub! Wieder ein Schluck der heiß ersehnten Freiheit. Dann meinetwegen ins Joch!



Heute Dienstag den 27.ten April 1824,

wird in dem hiesigen königl. städtischen Schauspielhause

aufgeführt:

Die Ahnfrau,

oder:

Der Stammfluch des Hauses Borotin.

Trauerspiel in 5 Aufzügen von Grillparzer.

Personen:

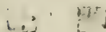
Graf Zdenko von Borotin,	Herr Karschin.
Bertha, seine Tochter	Dlle. Selentini.
Jaromir	Herr Karschin, (Sohn)
Boleslav,	Herr Kaufmann.
Günther, Castellan	Herr Ehrlich.
Ein Hauptmann,	Herr Uth.
Ein Soldat,	Herr Ungar.
Die Ahnfrau des Hauses Borotin.	

Die Schlußscene der Verklärung ist unter Beleuchtung des griechischen Feuers.

Bestellungen zu Logen und Sperrsitze, werden in der Garderobe im Theater-Gebäude von 10 bis 12 Uhr, — Nachmittags von 3 bis 5 Uhr angenommen.

Der Anfang ist mit Schlag 7, das Ende um 9 Uhr.

Theaterzettel aus dem Jahre 1824



Unterwegs stieß er mit seinem Vetter Spaun zusammen.

„Was," rief dieser mit Abscheu aus, „zu Fuljod? Zu diesem miserablen Kerl? Bei dem hab ich praktiziert nach Absolvierung meiner Studien. Der Anfang meiner Praxis war, daß ich ihm vormittags aus dem nächsten Trafik den Schnupftabak besorgen mußte. Als ich später den Diener schickte, hat er sich beschwert, daß sich die jungen Leute heutzutag gar nichts mehr gfallen lassen. Also sieh dich vor!"

Was kümmerte es den Dichter? Der war glücklich über seinen Urlaub, der ihn für die nächste Zeit wenigstens wieder sich selbst zurückgeben sollte. Er war damit eine ganze Himmelstreppe hinaufgefallen.

Soweit das äußere Leben.

— — — — — — — — — — — — — —

Heimgekommen, riß der Herr Konzeptspraktikant und Dichter die gute Resi fast um in tanzender Freude.

„Herr Franz, Herr Franz, um Gottes willen, mir wird ja ganz schwindlig! Ja mein! Hat einmal keine ärgere Tanzgredl geben, wie ich war, aber die Zeit ist vorüber. D' Füß zittern mir, und im Kopf dreht sich alles."

„Resi, Resi! Was glauben S', das mir passiert ist?"

Die Alte schlug die Hände zusammen: „Was wird denn passiert sein?" rief sie mißtrauisch aus.

„Raten S'!"

„Jessas, Herr Franz," schreckte sich die Alte, „am End nöt gar verliebt?"

Resis Mutterwitz verstand sich darauf, sie hatte schon die sonderbarsten Veränderungen am Men-

schen bemerkt, wenn sie verliebt wurden. Die zornmütigsten, übellaunigsten Seelen wurden fromm und gut wie die Lämmlein, die Schweigsamen wurden gesprächig, die Ausgelassenen sittsam, und die Sittsamen ausgelassen; aber alle waren in ihrem gehobenen oder von sanfter Trauer verklärten Zustand zur Güte und weitherzigsten Menschenfreundlichkeit gestimmt. „Seid umschlungen Millionen", und „Diesen Kuß der ganzen Welt!" Aber auch ohne die pathetischen Worte des Dichters wußte Resi in ihrem gesunden Hausverstand, daß in der Liebeszeit die Menschen als Engel auf der Erde umhergingen. Da aber zu einem vollkommenen Engeldasein dem irdisch gefesselten Menschen die Gnade der göttlichen Weisheit zu fehlen pflegte, so kommt es vor, daß in dieser süßen Betörung und in der Schwelgerei von Rosenrot und Himmelblau gerade die größten Dummheiten geschehen können. Denn die Wirklichkeit besteht keineswegs immer aus Limonade und Himbeersaft. So dachte die Resi in der nüchternen Klugheit ihres Alters und besorgte, daß dem hochstudierten und vergötterten Herrn Franz etwas Menschliches dieser Art zugestoßen sein könnte. „Sind doch so schlecht, die Frauenzimmer, heutzutag!"

„Weit g'fehlt," beeilte sich Franz zu entgegnen, obschon er eine gewisse Verlegenheit nicht bemeisterte und vergebens gegen eine plötzlich aufsteigende, verdächtige Röte kämpfte. Ärgerlich über sich und über die Alte, schnitt er kurz ab und rief, schon halb in der Zimmertür, die hinter ihm zufiel, noch schnell zurück:

„Ein' Urlaub hab ich, wenn Sie's wissen wollen!"

Aber die Alte schüttelte nachdenklich den Kopf und hatte ihre eigenen Gedanken dabei.

Nun er das ersehnte Stück Freiheit vor sich hatte, dachte er nicht mehr, sich im Grünen zu erlustieren, und am Heiligenstädterbach dem Gesang der Forellen zu lauschen. In der Kanzlei sah die Welt grau wie Löschpapier aus, jetzt in seinem engen Studierzimmer schien sie wirklich rosenrot und himmelblau. Saß er an seinem Schreibtisch, dann wanderte sein Geist auf himmlischen Auen, die ihm noch schöner dünkten, als die gottgesegneten Fluren um Döbling und Heiligenstadt. Jetzt wäre er nicht fortzubringen gewesen. Der Tempel der Aphrodite zu Sestos stand lebhaft vor seiner Seele, die Bildsäule Amors und des Gottes Hymenäus, und sie nahmen überlebensgroße Formen an. Sie waren aber nur der Schauplatz seiner Phantasie und Sehnsucht, die aus zarten Wünschen die Gestalt der Priesterin erschufen, wie er sie gestern im Hause Fröhlich an den kleinen Bronzebeschlägen ersehen hatte. Es war die Form, in der er recht innig an Kathi denken konnte, und die er immer sah, wenn er an die Priesterin dachte. Er malte das Bild weiter aus, die Vorbereitungen des Festes, an dem die blumenstreuende Priesterin angesichts der andächtigen Volksmenge die höchsten Weihen empfangen sollte, durch die sie den irdischen Wünschen auf immer entsagte und sich dem Himmel im Dienste der Göttin angelobte. Er stellte sich nun vor, daß in der Menge ein junger Grieche eine plötzliche tiefe Neigung zur Priesterin faßte, ungeachtet der drohenden Todesstrafe in das Heiligtum des Tempels eindrang und der Priesterin seine Liebe gestand. Vielleicht merkte er gar nicht, daß er dem jungen Griechen seine

eigene Gestalt, jedenfalls aber sein Wesen und seine Empfindungen verlieh. In dieser geistigen Verwandlung fand er glühende Worte, die an die Priesterin gerichtet waren und der Kathi galten. Und er hörte in seinem Inneren die Zwiesprache der beiden, die durch unübersteigliche Hindernisse voneinander getrennt waren. Die Himmelsbraut tröstet den verzweifelten Jüngling, der es nicht fassen will, daß er die Geliebte erst wieder beim nächsten Tempelfest in einem Jahr und auch dann nur ganz von ferne wiedersehen soll. Auf sein inständiges Flehen, nach Wochen oder wenigstens nach Monaten wiederkommen zu dürfen, antwortet sie mit einem lächelnden Nein und neigt sich mit unbeschreiblicher Anmut zu dem Verzagenden nieder, indem sie die himmlischen Worte spricht: „Komm morgen!"

„Kommen S' morgen!" Die Glückseligkeit des Wortes hat kein Ende, die Priesterin selbst kann kein größeres Seelenlabsal gewähren, es verdient als verheißendes Himmelslicht der Liebe unter die ewigen Sterne gerückt zu werden.

Draußen vor den Fenstern ragt das turmartige Treppengebäude. Der Dichter hatte es schon verzaubert, es ist der Turm geworden, der die streng bewachte Wohnung der in Liebe sich vergessenden Priesterin enthält. Nie wird der Verwegene seinen Fuß über die Schwelle setzen können. Die äußere Kluft dehnt sich zur Unendlichkeit, unüberbrückbar wie das Meer. Ein neues Symbol findet sich der Dichter hinzu; der Liebende müßte die Kraft haben, dieses Meer zu durchschwimmen, das den Turm von drei Seiten umgibt, wenn er an das Ziel seiner Wünsche gelangen will. Was wird geschehen? Ein paar Namen stellen sich ein; den Jüngling, der des

Dichters eigen Selbst spiegelt, nennt er Leander; die Priesterin, in der sich Kathi verkörpert, wird Hero geheißen — so sind die Gestalten aus der bürgerlichen Sphäre ihres Urbildes in die ewige Region der griechischen Legendenwelt erhoben. Aber das klopfende Herz und das Wangenrot des wirklichen Lebens ist in der Marmorstrenge der klassischen Idealform eingeschlossen. Ein neues, dramatisches Gedicht ist dem Poeten aus der Erfahrung seines Lebens erblüht und zeigt sich in den ersten dämmernden Umrissen. Schon steht der Titel fest: Hero und Leander, oder des Meeres und der Liebe Wellen. In seinem Inneren wogt es, es ist das eigene Herz, das kämpft und zuckt. Er erlebt ihn ja schon voraus, den Kampf mit des Meeres und der Liebe Wellen. Wird die Liebe den Sieg über dieses Meer von Ungemach und Widrigkeit davontragen? Wird sie unterliegen? So wird alles Dichten ein überhöhtes Gleichnis seines persönlichen Lebens.

An der Tür wird leise geklopft, die rundliche Resi schiebt sich herein.

„Was gibt's denn, zum Teufel!" schreit Franz, er möchte seine Ruhe haben.

Resi bringt einen Brief und ist schon wieder draußen.

„Ja so, das ist was anderes."

Er kennt die Schrift, und wird bald blaß, bald rot. Charlotte Paumgartten schreibt ihm und bittet ihren Dichter mit den zärtlichsten Worten, sie am selben Tage noch zu besuchen. Ob er sie vergessen habe? Ob er nicht von ihr geträumt, so fest und innig habe sie an ihn gedacht, Tag und Nacht. Sehnsüchtiger habe selbst Bertha nicht ihren Jaromir erwartet, als sie seiner harre.

Der Brief hatte wieder alle seine schön geleiteten Gefühle um und um gestürzt. Er zerriß das Papier in kleine Stücke, als glaubte er damit einen Schuldschein vernichtet zu haben, hatte aber doch das Gefühl, als ob ein Ankläger hinter ihm stände. Wie war es möglich, daß seine heftige Liebe zu Charlotte sich ganz plötzlich und schier ohne Grund in eine fast ebenso heftige Abneigung verwandelte? Eine neue Liebe war im Begriffe zu erblühen, und die frühere Liebe mußte daran sterben. Er beobachtete sich selbst, horchte in sich hinein und war schier erstaunt, fast erschreckt über den Grad von Gleichgültigkeit, die er gegen Charlotte nun empfand. Er schämte sich fast ein wenig dieser Herzlosigkeit und machte sich Vorwürfe darüber. Trotzdem war er entschlossen nicht hinzugehen, aber er erkannte alsbald, daß dadurch seine Schuld nicht geringer würde. Selbst der Betrüger mußte in der Sünde zumindest die Tugend der Treue üben können. Während er aber seinem Gewissen folgen und die in Liebesangst seiner Harrende aufsuchen und trösten wollte, klagte ihn wieder die Priesterin, der er eben in Gedanken gehuldigt hatte, des Verrats an. Er stand am Scheidewege, aber wohin er sich wendete, war Betrug und Gewissensnot. Die Sehnsucht trieb ihn zu Kathi, das Gewissen rief ihn zu Charlotte zurück. Aber auch das war keine Erlösung. Etwas Dunkles, Drohendes wollte Gewalt über ihn erlangen und ihn seiner Freiheit berauben. Das Unerlaubte und Heimliche seiner Liebe zu Charlotte, das ihn anfänglich gereizt hatte, begann er nun zu fürchten; er mußte sich aus der Umschlingung der bösen Lust und der Sünde befreien. Er mußte wieder frei atmen, und der eigene Herr seines

Schicksals werden können. So kam der rettende Gedanke: er zog das Gedicht, das er am Vormittage in der Kanzlei geschrieben hatte, aus der Brusttasche, versiegelte es in einem Briefumschlag und schrieb die Adresse der Kathi Fröhlich darauf. Der unwiderstehlichen Aufforderung: „Kommen S' morgen!" nicht gehorchen zu wollen, wäre die größte Verfehlung des Herzens gewesen; so will er ihr seinen Geist schicken, sich selbst aber zu Charlotte begeben, um sich für immer von ihr loszusagen. Dieses Opfer will er im stillen der Göttin des Tempels zu Sestos darbringen in der Hoffnung, daß es Amor und Gott Hymenäus gefällig sei, vor allem aber der ahnungslosen Priesterin am Altar der Aphrodite. Er ist froh über diesen männlich starken Entschluß und macht sich sofort auf den Weg zu Charlotte.

Sein Vetter Paumgartten ist auswärts auf einer dienstlichen Inspektionsreise. Die Geliebte empfängt ihn mit einer Huld, die seine Vorsätze bedenklich ins Wanken bringt. Er hatte sich mit einem Harnisch eherner Entschlüsse gewappnet, als er zum Weibe ging, nicht eingedenk, daß die zarten Finger die Riemen lösen und ihn wehrlos machen werden. Gegen die kokette Anmut dieser Frau, die mit dem Fächer und ihren Augen ein graziös verwegenes Spiel treibt, ist kein Harnisch fest genug.

Sie hat sich ein wenig nach Madame Récamier stilisiert und liegt halb ausgestreckt auf einer Ottomane, die im Geschmack des vergangenen Jahrzehnts mit Löwenköpfen geziert und mit vergoldeten Pranken statt Füßen versehen ist. Die weichen, schwellenden Linien des ruhenden Körpers scheinen noch weicher und runder unter den fließenden Falten

schmiegsamer Stoffe, die ein türkisches Muster zeigen und dicht unter dem Busen von einem schmalen Gürtel mit großer Schließe, orientalische Arbeit, zusammengehalten sind. Ein Stirnband umfaßt die kunstvoll geordneten Locken und schmückt das Antlitz wie ein Diadem. An den Möbeln, Porzellanen und Bildern liegt ein Abglanz der lustigen und üppigen Kongreßzeit, den vornehme Bürgerhäuser in die stilleren zwanziger Jahre herübergerettet haben. Vor allem aber atmet dieses jugendliche schöne Frauenwesen diesen Geist, der die schöne Sünde mit soviel Anmut und Liebreiz umgibt, daß sie schon fast zu einer neuen Tugend gestempelt wird. Der Dichter hat ganz vergessen, um wieviel stärker die holde Verführung wirkt als der hausbackene Moralverstand.

Kein Ton des Vorwurfs oder der leisen Klage, daß seine Liebe in dieser letzten Zeit so saumselig geworden sei. Hätte sie doch ein wenig geschmollt und ihn zur Rede gestellt, ihn der Untreue und Charakterlosigkeit bezichtigt, oder sonst Zeichen der Unzufriedenheit gegeben! Wie würde das seinen Widerstand gehärtet und seine Absage herausgefordert haben! Nun aber fielen alle Vorsätze zu Boden, eine süße Unruhe überkommt ihn, er ist aufs neue bestrickt.

Das Gespräch dreht sich zuerst um gleichgültige äußere Dinge, vorsichtig steuert Charlotte, nachdem sie genug laviert, auf jenen Punkt hin, wo sie es haben wollte. Man spricht vom Heiraten. O, diese Schlaue! Franz merkt gar nicht, wie sie alles nach ihrem Sinn dreht. Sie fragt ihn ganz verhüllt, gleichsam jeden Satz in ein Zuckerpapierl gewickelt mit einem Scherzwort darauf, ob er nicht selbst an die



Das alte Hof=Burgtheater, Wien

Gründung eines eigenen Herdes gedacht habe. Wenn auch der Ehstand gar häufig ein Wehstand sei, so sei er den Menschen nun schon einmal bestimmt und müsse mit guter Miene getragen werden. Dem berühmten Dichter aber müßten in einer Stadt wie Wien die schönsten Hoffnungen blühen.

Der Dichter verneint es heftig.

„In Romanen und Theaterstücken wird in der Regel gezeigt, wie der Hans die Grete kriegt. Der letzte Akt, oder die letzte Seite schließt damit, daß das glücklich vereinte Paar zum Traualtar schreitet, als ob es in die Pforten des Paradieses einginge. Nichts ist falscher als das. Der eigentliche Roman und die Tragödie beginnt in der Regel erst da, wo alle Welt meint, daß sie nun aufhöre. Für mich wäre ein solches Fest geradezu mein eigenes Begräbnis.“

Charlotte setzt das Scheingefecht fort und nimmt die Ehe in Schutz.

„Ich will ja nicht von mir aus reden, denn ich zähle nicht zu den Glücklichen,“ manöveriert sie, „aber es ist anzunehmen, daß die Vollkommenheit des Daseins erst durch die Ehe erreicht wird. Zwei Wesen vereinigen sich, einander harmonisch zu ergänzen. Ist es nicht so, mein Lieber, in der Idee wenigstens?“

„Zwei Wesen vereinigen sich, um einander aufzureiben, zu stören, zu vernichten.“

„Aber sie können sich doch auch fördern, helfen, stützen?“

Charlotte liebte die Disputation; sie war als Mädchen bei Madame de Staël, als diese in Wien war, eingeführt worden, hatte eine für ihre Zeit sorgfältige Bildung genossen und huldigte dem Bei-

spiel der schöngeistigen Frauen Frankreichs, einer Mode, die etwas spät nach Wien kam und hier spärliche Blüten trieb. Diesmal ist es aber nicht allein die Freude am jeu d'esprit, sie verfolgt dabei eine besondere Absicht.

Der Dichter geht ahnungslos auf jede ihrer Finten ein.

„Wie sollten sie sich fördern, wenn sie sich ihrer Freiheit berauben und einander Enttäuschungen bereiten!" ereiferte er. „Die Harmonie ist nur scheinbar. Ein auf Dissonanzen komponiertes Thema von unaufhörlicher Gegenbewegung, gegenseitiger Auflehnung, Einschränkung, Verneinung. Wie zwei Linien, die aufeinander zustreben, sich im Kreuzungspunkte finden und nach dieser Vereinigung unaufhaltsam auseinandereilen."

„Man würde sich nicht so heftig gegen das Ehewesen zur Wehr setzen, wenn man nicht schon über Hals und Kopf verstrickt wäre. So viele junge Männer bekunden eine ebensolche anscheinend heftige Abwehr und sind zugleich im Begriffe, die besten Ehemänner von der Welt zu werden."

„Oh, oh, oh! Dann bin ich eine Ausnahme. Von dem Moment an, wo die Geliebte nicht mehr haarscharf in die Umrisse paßt, die ich bei der ersten Annäherung gezogen habe, erscheint sie mir als etwas Fremdartiges, ja geradezu Feindseliges, das meinen Voraussetzungen widerspricht. Ich beklage es, aber es wäre mir ganz unmöglich, nur einen I-Punkt meiner inneren Freiheit zu opfern. Glauben Sie meinen Versicherungen, Lotte, daß die Ehe für mich gleichbedeutend mit einem Selbstmord wäre."

Er war der schönen Vogelstellerin so sicher auf den Leim gegangen, wie nicht leicht ein Gimpel.

Nun hatte sie ihn dort, wo sie ihn haben wollte. Was sie befürchtet hatte, er sei einer Schönen ins Netz gegangen und vielleicht für immer gebunden, war nicht geschehen. Ihr sollte er gehören und keiner anderen. Aber sie war zu klug, ihre Eifersucht zu zeigen, oder zu verraten, wie unglücklich sie wäre, wenn er sich nach irgendeiner Seite hin mit ernsten Absichten trüge. Nur keine Verlobung, keine Heiratsabsicht! Sonst wäre er für sie verloren. Ihn davor zu warnen, zu ermahnen, daß er keinen unüberlegten Schritt tun soll, hätte die verkehrteste Wirkung gehabt. Er, der gegen jeden Zwang und gegen jede unerbetene Einmischung in sein Inneres überempfindlich war, hätte sich wahrscheinlich ebenso heftig gegen ihre zärtliche Tyrannei gewehrt, wie er es gegen den Gedanken der Ehe tat. Er mußte sich in dem Glauben wiegen können, daß er ihr den Tribut der Liebe freiwillig zolle. So war sie seiner ganz sicher. Nie hätte er sich ausgesprochen, wenn sie ihn um diese heiklen Dinge unmittelbar gefragt hätte. Nur durch eine wohlüberlegte, diplomatische Scheinstellung hatte sie herausbekommen, was sie gerne hören wollte. Nun war sie auch über sein Fernbleiben beruhigt. An eine Nebenbuhlerin glaubte sie nicht leicht, denn sie war selbstbewußt, gar stolz auf ihre Schönheit, und sicher in der Kunst, den Mann zu fesseln, den sie haben wollte. „Nichts leichter als das!“ triumphierte sie heimlich im Evagelüst nach der verbotenen Frucht. „Und gar einen Dichter! Was sind Dichter so einfältig und leicht zu durchschauen!“

So wurde alles, was Herzensnot, Schicksalsfrage, Seelenkampf war, zu einem lockeren verdeckten Spiel mit lächelnden Masken, Fächerwinken,

Augenverdrehen, ein Haschen und Verstecken, ein Angreifen und ein Sichzurückziehen, ein Verwegentun und zugleich ein unschuldige-Miene-zeigen — — ein holder verwirrender Trug, der das Gewissen einschläfert.

Die Unterhaltung sprang gaukelnd um auf dies und das, auf Vergangenes und Gegenwärtiges, immer aber mit leichter Anzüglichkeit. Ihre eigene Ehe mit Paumgartten und die Verworrenheit während ihres Brautstandes war das Thema.

„Ist er wirklich glücklich?“ fragte der zweiflerische Franz.

„Wie könnt es anders sein?“ Charlotte tat in ihrer Eitelkeit gekränkt; „er ist glücklich, weil er ahnungslos ist!“

Franz erinnerte sie, daß sie in der Verlobungszeit herzlos gegen Paumgartten gewesen, der sehr darunter gelitten, und daß er darum selbst einen heftigen Unwillen über sie empfunden habe.

„War es nicht deshalb, weil damals schon mein Herz dir gehörte, obzwar du es verschmähtest?“ beteuerte sie. „Durftest du über Herzlosigkeit klagen? Ich hatte nur eines zu verschenken.“

Es schmeichelt ihm, er ist wieder vollständig besiegt und ganz in ihrem Bann. War er vorhin, als er kam, Eis gewesen, so ist er jetzt Feuer und Flamme. Er stammelt unsinniges Zeug, gibt sein eigenes Herz hin und die Worte dazu, die, ebenso wie das Herz, einer anderen bestimmt waren. Es ist so, als wäre Charlotte die Priesterin, zu der er in Gedanken die Hände flehend emporgehoben hatte. Er neigt sich tief und tiefer zu ihr herab und ist schon ganz der Zauberin verfallen.

Einfältiger Dichter, von kindlicher Eigensucht

beherrscht, und wie schnell getäuscht und verführt! Der Unberechenbare so leicht durchschaut! Wie recht hatte darin Charlotte, sie, die Überlegene, Kundige, in allen Listen Geübte, das reife Weib, das mit ihm spielte wie mit einem geliebten Knaben! Sie war es, die er meinte, wenn er von dem verächtlichen Geschlecht sprach, das weinen konnte, ohne traurig zu sein, lachen ohne froh zu sein, anders scheinen möchte, als es wirklich ist, sich stets bereit findet, der Gefallsucht jedes, auch das größte Gewissensopfer zu bringen, und dessen ganzes Tun und Denken sich um die eine Achse drehte, die Koketterie heißt. Aber auch dieselbe war es, der er, obschon mit Widerstreben, aufs neue erlag, und die die Schätze seines Herzens, die er auf den Altar der keuschen Priesterin legen wollte, plündern durfte.

Nacht war es, als er das Haus verließ. Den Radmantel fest um Schultern und Kinn geschlagen, den Hut tief in die Stirn gedrückt, schlich er, den Menschen ausweichend, in dunklen Gassen wie ein scheuer Geselle, die Faust krampfhaft auf die Brust gepreßt, von Ingrimm und Abscheu erfüllt: „Ich habe es nicht so gewollt! Ich habe es nicht so gewollt!“

Und der Haß wallte empor gegen dieses leichtsinnige, verführerische Weib, das seine Seele verdarb, und das ihn zum Verräter an dem Freunde und an dem keuschen Bilde gemacht hatte, dem er reinen Sinnes nahen wollte. Die Stirn zum Idealen erhoben, von der Ahnung einer priesterlichen Schönheit umwittert, und bald darauf durch eigene Schuld mit Schmach bedeckt und von allen Zweifeln gerüttelt, so ist der Mensch.

Knirschend, daß dieses heillose Weib etwas aus

ihm gemacht, das er nicht wollte, irrte er in den engen Gassen umher. Die Finsternis war ein bergender Mantel. Aber die Dunkelheit seiner Seele war so groß, daß er das strahlende Bild, dem er in seinem eigenen Herzen einen Altar gebaut hatte, nicht mehr finden konnte, und daß er selbst die Worte vergessen, mit denen er es bekränzt hatte. Dies war das allerschlimmste, das ihn der Verzweiflung näher brachte, als alles andere, daß er die inneren Quellen versiegt und verschüttet fand. Jetzt kam er über den heiter-ernsten Josefsplatz, dessen stille Größe im Scheine der dürftigen Lampen wuchs und wuchs. Aber das Seelenlicht war verlöscht, und der Verdüsterte fand sich zu dieser feierlichen Macht nicht durch. In wilder Melancholie rief er den Namen derer, die er in seiner Einbildungskraft suchte, um durch sie wieder sich zu finden. Rief ihn innerlich mit starker Sehnsucht und konnte doch nicht die Gnade der Erleuchtung erlangen. Befand sich plötzlich in einem Schwarm von Menschen, die aus dem Schwibbogen hervorströmten, dahinter das Burgtheater stand, die Stätte seiner ersten Triumphe. Ein Blick auf den weißen Zettel an der Mauer belehrte ihn, daß sein erstes Stück, die „Ahnfrau“, heute wieder gegeben ward. Da drinnen im festlichen Hause war einer gefeiert worden, der ihm aufs Haar ähnlich doch ganz anders war als jener, der ausgelöscht hier stand, ein finsterer Schatten, der mit seinem besseren Selbst zerfallen war. Mit der todesbangen Empfindung, sein eigener Doppelgänger zu sein, hüllte er sich fester in den Mantel und drückte den Hut tiefer herab, um nicht erkannt zu werden; er verwünschte seine Unachtsamkeit, die ihn geradewegs in die Menge geführt hatte.

In einem heftigen Erschrecken zuckte er zusammen. Die er in Sehnsuchtsqualen angerufen hatte, stand plötzlich lachend vor ihm. Glockenhell tönte ihm Kathis Stimme entgegen. Seine erste Eingebung war zu entfliehen, als ob ihm ein Phantom erschienen wäre. Da war er schon umringt von den drei Schwestern und Papa Fröhlich, die noch ganz warm und aufgeregt von den Eindrücken im Theater waren.

„Heute zum fünften Male in der ‚Ahnfrau' gewesen," sagte sie leise und dankte ihm mit einem innigen Blick.

Sie gingen in zwei Gruppen, der Vater mit Netty und Pepi voran, Kathi und Franz hinter ihnen mit langsamem Schritt, so daß sich der Abstand von den Vorangehenden allgemach vergrößerte.

„Es ist so schön von Ihnen, daß Sie uns heute noch hier erwartet haben," flüsterte sie, und das Herz klopfte in ihrer Stimme; „ich hätt mir's nicht zu hoffen getraut."

Auch ihm klopfte das Herz in gewaltigen Schlägen, aber er kam sich vor wie ein Verruchter von der Art des Räubers Jaromir aus seiner „Ahnfrau" und war entsetzt, daß er mit dieser von ihm erschaffenen Phantasiegestalt eine nicht geahnte Schicksalsähnlichkeit besaß. Etwas in ihm schrie auf: „Geh fort von mir, rette dich, ich bin nicht der, für den du mich hältst!" Und obzwar diese Stimme in seinem Inneren rief, blieb er dennoch stumm und sah zur Seite.

Sie aber ahnte nichts, es war, als ob sie selbst Berthas Schicksal trüge, über das sie in der „Ahnfrau" Tränen der Rührung vergossen, und begann nach einer Weile, während sie stumm neben-

einander hergingen, mit weicher, zitternder Stimme zu sagen: „Ich muß Ihnen auch noch wegen einer anderen Sache danken; das Gedicht nämlich habe ich bekommen . . . Ich kann gar nicht sagen, wie schön es ist, aber . . .“

Hier stockte schon die Stimme, Tränen stürzten aus ihren Augen, sie stammelte mühsam, indem sie weinte, obschon sie beglückt lächelte: „Verzeihen S' halt, aber ich bin ja so dumm!“

Er selbst war so heftig ergriffen, daß er ihre Hand faßte und sie mit dem halbunterdrückten Ausruf an sich riß:

„Kathi!“

Die anderen waren längst um eine Straßenecke gebogen, hier standen sie allein, von Dunkelheit und Einsamkeit beschirmt, und lagen einander in den Armen.

„Kathi, meine Kathi!“

„O, Franz, du Lieber!“

Dann gingen sie schnell, um die anderen einzuholen, ohne ihnen aber allzu nahe zu kommen, und hatten Hand in Hand vergraben und das Herz übervoll; er schien betäubt wie von einem wunderlichen Traum, sie rosig überhaucht von einer glückseligen bräutlichen Verschämtheit, das Lächeln auf dem blühenden Mund, obgleich auf den Wangen noch die Tränen glänzten.

„Jetzt schau nur, Franz,“ brach sie das beredte Schweigen, „ist es nicht sonderbar? Hat mir doch neulich von dem Glück geträumt, über das ich so viel geweint hab. Das also hat's zu bedeuten gehabt!“

Und sie wurde ganz nachdenklich und konnte ihre Gedanken nicht losreißen von dem Traum und seiner seltsamen unerwarteten Erfüllung.



Grillparzer

Nach einer Originalzeichnung von J. Schmeller, Goethes Hauszeichner (Goethe National-Museum, Weimar)

Der Abschied vor dem Hause Fröhlich war eilig; alles Zärtliche, das Franz und Kathi einander zu sagen hatten, lag in dem innigen, wenn auch flüchtigen Händedruck. Sie trachteten rasch auseinander zu kommen, um sich vor den anderen nicht sogleich zu verraten.

Wie ein Wahnsinniger lief er zurück durch die hallenden und höhnenden Gassen. Er wußte nicht, sollte er aufjauchzen, oder sollte er mit den Fäusten seine Brust zerschlagen. Daheim zog er einen Handspiegel hervor, betrachtete lange, lange sein Gesicht darin und sagte dann mit eisig kaltem Ton: „So sieht ein Betrüger aus!"

Er suchte nach einer Beschönigung und fügte in Gedanken hinzu: „Hab mich nie einem Weib genähert, das sich nicht vorher mir genähert hat. Würde ihnen mein Alles geben, wenn es möglich wär, ihnen zu sein, was sie wünschen. Hab nie eine Neigung betrogen, die ich hervorgerufen hätt'. Bin im Betrug doch selbst der Betrogene und kann mich damit trösten: daß ich durch fremden Schmerz nichts anderes erkauf, als eigenen nur veränderten Schmerz."

VII.

Kathi, die Glückliche, mußte alsbald mit Kummer bemerken, daß die sonst so kindlich ausgelassene Pepi, die eine drollige Mischung von Backfischmutwilligkeit und gesuchter Primadonnen-Würde, von unbewußter Natürlichkeit und angelernter Theatralik verkörperte, seit einiger Zeit kopfhängerisch wurde. Die mädchenhafte Frische war schier über

Nacht gewichen. Sie war still, in sich gekehrt und hatte zuweilen leicht gerötete Augen, als ob sie geweint hätte.

Den scharfen Augen Kathis entging diese Veränderung nicht.

„Ist dir was? Du hast ja ganz rote Augen?!“

„Das ist vom Zug. Laß mich in Ruh; was soll ich denn haben?“

Aber etwas war nicht in Ordnung. Das erste Auftreten als Konstanze war glücklich überstanden, sie hatte, wenn auch keinen stürmischen, aber immerhin ganz anständigen Erfolg und konnte zufrieden sein. Kathi, die sie auf dem ersten Schritt zur Bühne begleitete, die oft Verzagende und Widerspenstige mit fester Hand ans Ziel führte, war, wenn auch indirekt, Mitkämpferin, Mitleidende und Mitsiegerin gewesen. Es hatte Anfechtungen, Ärgernisse, Kulissenstreit, innere und äußere Hemmnisse genug gegeben — der Weg zur Bühne ist nicht mit Rosen bestreut —, aber schließlich hat man sein bißchen Ellbogenkraft und ein gar flinkes, schlagfertiges Mundwerk nicht umsonst bekommen. Man hatte sich redlich durchgesetzt und das war just kein Grund zum Weinen. Was also war geschehen?

Nichts herauszubringen war aus der Verstockten. Dagegen sprach sie gerne vom Auf- und Davongehen, von Engagements im Auslande, vom Glück-in-der-Ferne-suchen; tatsächlich unterhandelte sie mit ihrem Gesangsmeister Siboni, der ihr eine Tournee nach den europäischen Fürstenhöfen vorschlug und goldene Berge versprach.

Aber auch Netty war ohne sichtbare Ursache verstimmt. Sie wurde stänkerisch, suchte Händel, Kathi konnte ihr nichts recht machen. Die trotz

allem gutmütigen Streit bestehende schöne Eintracht der drei Schwestern schien in die Brüche gehen zu wollen.

Da stieg der guten Kathi ein Licht auf.

„Aha," tippte sie mit dem Zeigefinger an die Stirne, „sie vergönnen es mir nicht!"

Sie war ganz von diesem Gefühl beherrscht und gab keiner ruhigen Überlegung Raum. Es lag nicht in ihrem Wesen, die Dinge von zwei Seiten zu betrachten. Blindlings überließ sie sich ihrer Eingebung und setzte sich in Kampfstellung zurecht. Mit einemmal glaubte sie eine Menge Beweise zu erkennen, die ihre Vermutung bestätigten. Was sollten die abfälligen Bemerkungen, die Pepi in letzterer Zeit über Franz fallen ließ, anders bedeuten?

„Einen Bräutigam stell' ich mir auch anders vor," hatte Pepi höhnisch fallen lassen. „Feuriger, aufmerksamer, liebevoller. Der macht ja ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter."

„Und grantig ist er wie ein altes Weib," hatte die quecksilberhaft bewegliche Netty in dem schönen Duett gesagt. „Man möcht ihm das Blut ein bissel aufriegeln können. Wie wird der erst in der Ehe sein, wenn er jetzt schon kalt ist wie ein Fisch? Mir wäre er zu langweilig."

Und das hatte sie ruhig lächelnd angehört, ohne an Arges zu denken! Jetzt aber erschien ihr diese Ahnungslosigkeit geradezu sträflich, und eine wilde Lust überkam sie, den Schwestern das Schändliche ihrer Gesinnung vorzuhalten und sich auf diese Weise Genugtuung zu verschaffen.

„Wartet nur!" drohte sie rachesüchtig. „Das wird euch heimgezahlt!"

Zündstoff war genug im Haus. Der offene

Streit konnte jeden Augenblick in Flammen hervorbrechen.

Sie fühlte sich ordentlich gehoben wie eine Märtyrerin des Glückes und eine Heldin, die sich für ihren Geliebten in die Schanze schlägt. Sie konnte bei Halbheiten nicht stehen bleiben, und selbst im Irrtum ruhte sie nicht, bis das Ganze getan war.

Bevor sie aber den Racheweg betrat, mußte sie sich hinsetzen und über die arglistigen Schwestern einmal ordentlich ausweinen.

Wer hätte es gedacht, daß gerade die ihr Glück zerstören mochten, denen sie das Herz hingegeben hätte, um jeden ihrer Wünsche zu erfüllen! Es tat ihr wohl, sich recht nach Seelenlust unglücklich wähnen zu können. Eine solche Erleichterung hatte sie schon lange nicht gefühlt. Nachdem sie sich satt geschluchzt und wollüstig in eingebildeten und wirklichen Schmerzen herumgewühlt hatte, war sie entschlossen, aus der Dulderpose zum Angriff überzugehen.

Die versalzene Suppe bot den willkommenen Anlaß.

„Die Kathl hat natürlich schon wieder d' Suppen versalzen," brummte die Netty.

„Da kennt man halt d' Verliebtheit," stimmte die Pepi ein. „Eine versalzene Suppen sollen d' Verliebten essen, ich nöt."

Da schmiß die Kathi schon den Löffel hin und sprang auf, bleich und bebend vor Zorn. Nun war Feuer am Dach.

„Hab's satt, euere Sticheleien," keuchte sie, „glaubt ihr, ich hab eueren Neid nicht schon lange gemerkt?!"

Jetzt sprangen auch die beiden anderen auf.

„Neid?!“

„Ja, Neid! Neidig seid ihr mir um das bissel Glück! Wie hab ich euch durchschaut, ihr Falschen, Hinterlistigen! Diese heimliche Flennerei, dieses lange G'sicht, als ob euch die Hendeln das Brot wegg'fressen hätten. Die Giftigkeit euerer Reden hab ich lang genug ertragen, jetzt muß es heraus. Verstellt habt ihr euch, und ausgewichen seid ihr mir, wenn ich euch in Angst und Kummer g'fragt hab, was euch fehlt, weil ihr euch hättet schämen müssen, die Wahrheit zu sagen, die ich euch ins Gesicht geschleudert hab. Ja, ja, der Neid frißt euch auf! O, was war ich denn für ein guter, dummer Narr, daß ich das nicht früher erkannt hab!“

Aber auch die anderen waren nicht mundfaul und wetzten gehörig den Schnabel. Alle drei schrien durcheinander, überhäuften sich mit Schmähworten und Schimpfreden und führten mit zäher Unerbittlichkeit den Kampf, der die Grazien in Furien verwandelte. Sie waren alle drei heißblütig und temperamentvoll und legten die Worte nicht auf die Goldwage. Nachdem der Sturm im Hause unter Blitz und Donner stundenlang gewütet hatte, löste sich die Gewitterspannung in Wolkenbrüchen, in Tränenwolkenbrüchen.

Pepi war die erste, die der Kathi um den Hals fiel, und sie unter stoßweisem Schluchzen beschwor: „Es ist ja nicht wahr! Ich hab's doch nicht bös gemeint! Brauchst doch nicht bös sein, wenn wir ihn auch gern habn!“

Jetzt dämmerte der stürmischen Kathi erst die ganze Wahrheit auf, die sie zwar dunkel geahnt,

aber zuvor nur in schiefer Beleuchtung als Zerrbild erschaut hatte.

Die Tränen stockten augenblicklich, und sie fragte mit rotgeschwollenem Gesicht ganz ernsthaft: „Ist das wahr? Du hast ihn wirklich gern? So gern — wie ich?!"

Auch die Netty heulte: „Nun ja, wir haben ihn halt alle gern!"

„Du darfst es nicht wieder mißverstehen, Kathi," ließ unter Schneuzen und Weinen Pepi wieder hören; „einer anderen tät ich ihn gleich abspenstig machen, denn ich könnt's nicht ertragen, daß ihn eine andere kriegen soll. Dir aber vergönn ich ihn von Herzen, du bist die einzige, die ihn verdient, und wenn du ihn hast, dann — dann gehört er ja auch ein bissel uns allen."

„Man wird doch noch ein Wort über einen Menschen sagen dürfen," weinte wieder die Netty. „Man tut's doch nur, weil er einem nicht gleichgültig ist. In Wahrheit wollen wir doch nichts, als dir helfen, ihn recht glücklich zu machen!"

Linder flossen die Tränen nach diesen Geständnissen, und in erneuter Eintracht hielten sich die Schwestern umschlungen, drei Parzen, die sich zu jener Einzigen verdichteten, die das Schicksal des Auserwählten mit Blumen aus dem Garten der irdischen Leiden und Freuden bekränzt.

In dieser Verfassung überraschte Wettl ihre drei Schwestern. Die Bognerin ließ sich den Hergang erzählen und rief in ihrer Urwüchsigkeit aus: „Jessas, Jessas, seids ös Viecher!"

„Is eh wahr, mir san Viecher!" sagte ein schöner Mund nach dem anderen.

Auf den gewitterreichen Tag folgte ein mild-

versöhnter Abend, der dankbar und erquickt auf das Unwetter zurücksah, das die Luft gereinigt und trotz aller Aufregung Segen gebracht hatte.

Grillparzer war gekommen, der selten mehr einen Tag lang ausblieb, und der fern verrollende Schmerz löste sich in Musik, Gesang, Lachen und alldurchdringender Liebe.

— — — — — — — — — — — — — —

Wenn Franz kam, brauchte er immer eine gewisse Zeit um aufzutauen, ehe er gesprächig wurde. Er trug schwer an dem Alltag, war ganz eingewickelt von Z'widrigkeit, stöhnte und schimpfte über seine Amtstätigkeit, ganz besonders aber über seinen neuen Vorgesetzten, den Theaterhofrat Fuljod, mit dem er kein Auskommen fand. Spaun hatte nicht zu viel gesagt, als er ihn warnte.

„Warum denn schon wieder so z'wider, Grillparzer?" lautete die teilnehmende Frage der Schwestern, die den Unglücklichen samariterhaft trösteten, mit Ausnahme von Kathi, die mit ihm weniger wehleidig umging.

„Soll man nöt z'wider sein," raunzte der Dichter, „dieser elende Fuljod! Komödiant auf dem Bureau und Hofrat im Theater! Neulich sagte er zum Korntheuer, der ihn um die Regisseurstelle bittet: ‚er soll nur warten, bis er sich in die Rolln recht einig'fressen hat . . .!' Ein Karrenschieber hat mehr Bildung und Fähigkeit. Die ‚Medea' soll auf sein Betreiben vom Spielplan abgesetzt werden, weil sie angeblich keine Zugkraft mehr hat. Alberne Komödien von Kotzebue werden gepflegt, und in der Oper überwiegt das Ballett — aus dem einfachen Grund, weil's dem Herrn Hofrat besser g'fällt. ‚Nur immer fidel, Kinder! Fidö—öl!' In dieser Tonart

geht es den ganzen Tag fort. Und vor diesem Scheusal liegen alle anbetend im Staub, Künstler, Schauspieler, Sängerinnen, wie vor einem Götzen. Ekelhaft, ekelhaft! So sehen die Menschen aus, die das Kunstleben auf unseren Bühnen beherrschen. Bin heut schnurgrad zum Minister gelaufen wegen der ‚Medea‘ . . . die Nasen für den Tragödien- und Komödien-Hofrat ist schon unterwegs . . . Der Stadion hat mir's mit der Versetzung gut gemeint, aber er hat mich halt aus dem Regen wieder in die Traufen gebracht!“

So klagte der Dichter, er hatte ein rechtes Kreuz. Oder er war in ein tiefes Schweigen gehüllt, das sich nur langsam löste; noch ganz zurückgewendet in dem Schauen und Horchen nach innen und erfüllt von den großen Gesichten seiner Dichtkunst, jener anderen Welt, in der er sich wohler fühlte, als in dieser Wirklichkeit. In diesen zwanziger Jahren, die voll Sang und Klang waren, und dazu in einem Hause, wo die Musik den eigentlichen Lebensinhalt bildete, konnte es nicht ausbleiben, daß auch Franz sich wieder mit Leidenschaft dem Klavierspiel zuwendete, das er in früher Jugend schon betrieben, dann aber jahrelang liegen gelassen hatte. Die Schwestern hatten alsbald auch entdeckt, daß er eine schöne, wohlklingende Singstimme hatte und nahmen ihn sofort in die Lehre. Nun bildete außer dem Herzensbündnis auch die Musik einen fest umschlingenden Knoten, dessen Bandträgerinnen alle drei Schwestern waren. So hatten alle drei ein Mittel, sorgend um ihn tätig zu sein.

Gespielt und gesungen mußte täglich sein, wenigstens eine halbe Stunde, dann erst war er genesen und seinen Lieben zurückgegeben. Aber auch



Barbara (Wetty) Fröhlich, verehelichte Bogner



Heiligenstädterplatz mit dem Beethovenhaus
(dahinter die Eroikagasse)

dabei ging es mit der zunehmenden Vertraulichkeit nicht ohne scherzhaften Streit ab. Da saß er gewöhnlich nach der kurzen Begrüßung neben Kathi, schimpfte über dies und das, was ihm der Tag zugebracht, schilderte in drastischen Worten seine neuen Zusammenstöße mit Fuljod, dem er unverhohlen seine Verachtung bewies, gab sich dann einen Ruck, wie um sich zu befreien und rief: „Nettl, komm, setz dich her, spielen wir vierhändig! Aber acht geben!"

Sie fangen zu spielen an, aber er kann nicht Takt halten. Er spielt bald schneller, bald langsamer. Ganz wie es ihm in den Sinn kommt, das Spiel verwirrt sich. Jetzt ist der Teufel los.

„Ihr könnts ja alle miteinander nix," schreit er, „heiliger Beethoven, so lassen sie seine Feuerseele unters Klavier fallen! Ihr habts ja alle zusammen nicht einen Funken Temperament!" Darüber wird er fürchterlich ausgelacht und wie ein ungebärdiger Schüler von der beweglichen Netty ermahnt, auf das Zeitmaß zu achten.

Da wird er erst recht aufgebracht, ringt am Klavier in drolliger Verzweiflung die Hände: „Zeitmaß? Ich bitt euch, schaffts mir die Person vom Hals, die bringt mich noch um mit ihrem Phlegma! Sie mordet mich mit ihrem phlegmatischen Zeitmaß!"

Dann wird gesungen.

„Do re mi fa sol la si."

Die Skala wird zehnmal, hundertmal wiederholt.

Immer wieder verbessert Netty einen falschen Ton: „Sol la si!"

Trotzdem singt er wieder falsch: „Sol la si!"

„Faaalsch, Grillparzer, nicht knödeln, den Ton

schön hinaufsetzen, etwa so: ‚Sol sol sol la si!‘ Also nochmals!“

Da bäumt er sich schon wieder auf.

„Was? Ich? Falsch singen? Ös singts falsch! Sol la si! Na, hab ich nicht g'sagt, daß der Ton falsch ist?! Jetzt wiederhol ich's hundertmal und sing's noch alleweil falsch. Wer hat d' Schuld? Ich hab d' Schuld? Ös habts d' Schuld! Laßts euch s' Lehrgeld z'rückgebn! Keine Noten rühr ich mehr an!“

Aber am nächsten Tag bettelt er schon wieder: „Komm, Nettl, spielen wir was vierhändig oder singen wir!“

Und die Langmut und Liebe der Schwestern ist unerschöpflich.

Das Verlöbnis zwischen Kathi Fröhlich und Franz Grillparzer konnte nicht lange verborgen bleiben, obzwar die beiden mit ihren Erklärungen sehr zurückhaltend waren. Sie standen zu sehr im Mittelpunkt des Interesses und waren von Neugier und Klatschsucht zu dicht umgeben, als daß sie ihr Geheimnis vor der Öffentlichkeit hätten hüten können. Die Gesellschaft beschäftigte sich mit dem Ereignis und die Wirkungen davon blieben nicht aus.

Zunächst hatten die Schwestern das Ärgernis, daß die junge Marie von Piquot, die eine Schülerin Nettis war, sofort ihre Stunden aufgab, und daß mit ihr der ganze Piquotsche Kreis abfiel.

Im Hause Fröhlich glaubte man die tiefliegenden, uneingestandenen Beweggründe zu erkennen, und man trug den Verlust leicht, ja sogar mit einer gewissen heimlichen Genugtuung, die als verborgene Süßigkeit in dem bitteren Kelch lag. Der Fall wurde natürlich sofort mit Grillparzer erörtert und zog dann erst weite Wellenkreise.

„Sie leidet an fremdem Glück,“ erklärte kurz die resolute Kathi, „sie kann's halt nicht verwinden.“

Grillparzer, der nicht ahnte, was sie nicht verwinden konnte, ergriff die Partei der Abwesenden.

„Das sieht ja grad so aus, als ob sie eine scheelsüchtige Person wär',“ protestierte er, „das kann ich nicht glauben. Sie ist mir als ein feingebildetes Mädchen von sehr schönem Charakter bekannt. Sie wird halt andere Gründe haben, warum sie die Stunden abgesagt hat. Ich hab gehört, daß sie sich beim Tanzen erkältet hat und an einem hitzigen Fieber krank gelegen ist. Man braucht doch nicht immer gleich das Schlechteste von den Leuten zu denken.“

Damit hatte er aber beinahe schon dem Faß den Boden ausgeschlagen.

Kathis Eifersucht loderte in hellen Flammen auf und raubte ihr jede Selbstbeherrschung.

„Also doch!“ schrie ihr Herz auf; „sie ist ihm nicht gleichgültig! Er hat sie geliebt! Er liebt sie noch immer! Wehe mir, ich arme Betrogene!“

„Was, gebildet ist sie? Ein schöner Charakter?!“ rief sie leidenschaftlich, „eine scheinheilige, heuchlerische Person ist sie!“

Der Streit wurde mit Heftigkeit von beiden Seiten geführt, je mehr sie loszog, desto entschiedener nahm er die Geschmähte in Schutz, erhob sie in den Himmel und ließ deutlich durchmerken, daß Kathi sich in gewissen Stücken an ihr ein Vorbild nehmen könnte, namentlich was sanftes, nachsichtiges und besonnenes Betragen betreffe. Damit war Öl ins Feuer gegossen.

Warum er denn nicht lieber ganz zu den Piquots übergehe, wenn ihn der Tugendfratz so entzücke? Warum er sie, die Kathi, überhaupt noch eines

Blickes würdige, wenn er sie schon nicht leiden könne? Er möge sich doch keinen Zwang antun, sie verlange keine Rücksicht, sie wolle nur reinen Wein eingeschenkt haben, und er möge doch dort hingehen, wo er das größere Glück finde.

Vergebens bemühten sich die Schwestern, die Gegensätze zu mildern und die Zwietracht zu schlichten. Aber Kathi war zügellos in ihren Temperamentsausbrüchen, sie wußte schon lange nicht mehr, was sie redete, und wollte absolut keine Vernunft annehmen.

Der Streit endete damit, daß der Bräutigam Hut und Stock ergriff und davonrannte.

Jetzt saß die Braut wehklagend und in Tränen aufgelöst da. Sie, die sich vorher von den Schwestern und von der Freundin um ihr Glück beneidet sah, fühlte sich nun selbst als die Unglückliche und mußte von den Schwestern getröstet werden, die ihr liebreich zuredeten wie einem kranken Pferd.

Was war das für ein tränenreicher Brautstand!

„Wenn ich euch nöt hätt!“ jammerte die Verzweifelte und ließ sich von den beiden anderen liebkosen. Die schwesterliche Zärtlichkeit war Balsam auf die Wunde.

„Recht habt ihr g'habt: einen Bräutigam hätt ich mir auch anders vorg'stellt,“ brachte sie schluchzend hervor. „Wenn er nöt ein Gesicht macht wie sieben Tag Regenwetter, ist er grantig wie ein altes Weib. Wie wird das erst in der Ehe sein?!“

Netty und Pepi schalten sie jetzt aber tüchtig aus. So dürfe Kathi ihre Worte nicht anwenden. Sie selbst hätten es damit gar nicht so arg gemeint. Franz sei ein durchaus liebevoller Bräutigam und keineswegs kalt wie ein Fisch. Launen und Schwächen

habe schließlich jeder Mensch, und darin sei er nicht schlimmer, wie jeder andere. Jedenfalls habe er genug Ärger auszustehen und könne nicht immer in der rosigsten Stimmung sein. Kathi müsse sich halt auch ein wenig zusammennehmen und nicht immer gleich mit dem Kopf durch die Wand rennen wollen. Da müßte ja selbst ein Mensch mit einer Schafsgeduld auf und davon gehen!

Die derbe Zurechtweisung hatte eine ungleich heilsamere Wirkung als das allzu empfindsame Zureden.

„Glaubst, daß er bös is?“ fragte sie nach einer Weile, nachdem sie in ihrem Elend vor sich hingestiert hatte. „Soll ich ihm schreiben, daß er wieder kommt?“ Und nun brach von neuem der Tränenstrom aus.

„Er wird schon von selber kommen,“ sagten die zwei ziemlich barsch; „da müßt er ja grad so dumm sein wie du, wenn er wegen so einem Unsinn bös sein wollt.“

Aber am nächsten Tag kam Franz wirklich nicht.

Der Kathi wollte das Herz brechen, sie lag geradezu im Fieber.

Am übernächsten Tag war sein Trotz gebrochen, er war demütig gekommen, es hatte ihn nicht länger mehr gelitten.

Kathi aber schmollte und ließ sich noch eine Weile zureden, ehe sie sich zur Versöhnung bereit zeigte.

VIII.

Einige Zeit war dahingegangen.

Die redselige Resi stand immer schon mit einem Sack Neuigkeiten bereit, wenn der Herr Franz mittags oder nachmittags aus seinem Amt heimkam. Sie hatte die vertrauliche Art oder Unart alter, treuer Dienstboten, alles haarklein zu berichten, was ihr durch die Hausmeisterin zugetragen wurde, die allwissender war als der liebe Gott. Während Herr Franz ablegte, oder schon an seinen Schreibtisch trat und nach den Briefen sah, stand sie noch lange zwischen der halb offenen Tür und ließ sich durch kein Zeichen der Ungeduld beirren, bis sie nicht ihr mitteilungsbedürftiges Herz ausgeschüttet hatte.

„Das wird wieder eine schöne Leich übermorgen in der Stefanskirchn," berichtete sie, „ich freu mich schon so drauf."

Zu den begehrtesten Genüssen Resis gehörte eine „schöne Leich". Nie hatte sie bei einer solchen Gelegenheit unter den müßigen Zuschauern gefehlt, und wenn sie stundenlang im Schnee, im Regen oder in der Sonnenhitze stehen mußte. Große Hochzeiten gehörten zwar auch zu ihrer Spezialität, aber schon weniger.

„Es ist so eine eigene Sach mit der Hochzeit," philosophierte sie, „die Leute freuen sich und jubeln, und hinterher kommen meistens die Enttäuschungen. Hochzeiten müßten eigentlich ganz still gefeiert werden, weil man ja doch nicht weiß, ob sich das Erhoffte auch wirklich erfüllt. Man kann doch immer erst hinterher wissen, ob man mit der Heirat das große Los zogen hat, oder obs eine Niete war. Und da treiben die Leut gerade das Verkehrteste, sie jubi-

lieren, eh sie noch wissen, ob sie wirklich den Haupttreffer g'macht habn. Das mußt man doch erst abwarten, meinetwegen bis zur silbernen Hochzeit, oder noch besser bis zur goldenen; wenn man sich dann noch ehrlich g'freut, dann meinetwegen!"

Eine „schöne Leich" dagegen erschien ihr als ein wahres Seelenfest. Die Rechnung ist abgeschlossen, es kann keinen Irrtum mehr geben. Man weiß, woran man ist, und hat alles sicher. Auch die Feierlichkeit ist viel ergreifender. Man kann sein Gesätzlein weinen, wird dann durch die Orgel wieder wunderbar getröstet, die Trauerrede des Pfarrers ist gewöhnlich auch viel ergreifender als eine Hochzeitsrede, und vor allem kann man erbauliche Betrachtungen über die Hinfälligkeit und Misere des Daseins, über die Tugenden und Vorzüge des Abgeschiedenen und über die Aussichten auf das ewige Leben anstellen.

„Der in der Truchen liegt, hats überstanden und ist gut aufghoben. Ihm kann nix mehr geschehen, ihm gehts besser wie unsereins."

Mit diesem Trost kehrt man heim, fühlt sich für den Alltag gestärkt und mit dem Schicksal mild versöhnt.

„Wenn ein alts Leutl stirbt, da kann man denken, daß es gnug ghabt hat vom Leben, es ist erlöst," ging die Alte ihren eigensinnigen Gedankengang, „aber eine so junge Person! Stellen Sie sich vor, Herr Franz, eine so junge Person! Das is wohl ein bissel hart. Was der noch alles geblüht hätt im Leben! Vielleicht aber is ihr auch viel derspart blieben. Ja, weiß man's denn? Ein junges Mädchen aus reichem Haus, das schon den Himmel auf

Erden hat! Aber ich denk, der Herrgott weiß schon, was er tut."

„Nun wie heißt denn das Mädchen aus reichem Haus?" fragte Herr Franz gleichgültig und machte sich an seinen Sachen zu schaffen.

„Je sehens, Herr Franz, den Namen hat s' mir gsagt, aber vergessen hab ich ihn, mein Gedächtnis laßt mich halt schon im Stich!"

„Wer hat's Ihnen gsagt?" Der Dichter drängte schon auf den Abschluß des Gewäsches.

„Die Frau Butterstößel hat's unserer Hausmeisterin erzählt, die weiß es genau."

„Diese Markt-Tratschen," schnitt Herr Franz ungeduldig ab. „Dann wird das junge Fräulein aus reichem Haus wahrscheinlich ein altes Weib aus dem Versorgungshaus sein. Lassens Ihnen nicht so anplauschen von diesen Leuten, Resi!"

„Aber Herr Franz, die Frau Kanzleidirektorsubstitutenwitwe Butterstößel ist doch keine Markt-Tratschen, das is eine feine Frau, die in dem reichen Haus verkehrt!"

Der Dichter antwortete nicht; kopfschüttelnd und unwillig schloß Resi die Tür, als sie sah, daß die Audienz zu Ende war.

Es war ein Brief da, die Tante Sonnleithner machte ihm freundliche Vorwürfe, daß er sich so wenig blicken ließ; er beschloß sie an diesem Abend zu besuchen. Zu den Fröhlichs wollte er heute nicht kommen und auch die folgenden Tage nicht. Er hatte gestern wieder einen kleinen Zank mit Kathi gehabt, zwar um ein lächerliches Nichts, um nichts weniger, als um die Vorzüge und Mängel einer neuen Sängerin am Kärnthnertor-Theater. Franz fand sie gut, Kathi erklärte sie für unzulänglich.

Die anderen verhielten sich ziemlich gleichgültig zur Frage, und machten wie gewöhnlich den Schiedsrichter. Aber die Parteien ließen nicht einen I-Punkt von ihrer Meinung nach und verhärteten sich in ihrem Eigensinn. Sie trotzte, jetzt trotzte er. Er würde nicht früher kommen, bis sie nicht zugab, daß sein Urteil richtig war.

Trotzdem langweilte er sich bei der Tante Sonnleithner und war in Gedanken immer bei den Fröhlichs. Jetzt könnte man singen und Klavier spielen und guter Dinge sein, anstatt hier zu sitzen und langweilige Dinge anzuhören, die einen schließlich gar nichts angehen. Seine Gedanken kreisten immer um die eine Achse: Warum muß man sich so im eigenen Licht stehen? Es könnte alles so schön sein! Mit ein bißchen Nachgeben wär aller Streit für immer geschlichtet. Ja, zum Teufel, warum gibt sie denn nicht nach! Jetzt grad nicht!

Er war froh, daß der totgeschlagene Abend herum war, und daß er mit seinen selbstquälerischen Gedanken allein sein konnte. Beim Abschied sagte noch die Tante Sonnleithner: „Du weißt doch, daß die arme Marie von Piquot plötzlich gestorben ist. Übermorgen ist das Leichenbegängnis. Die armen Eltern!"

Er horchte gleichgültig hin wie auf etwas Selbstverständliches und Alltägliches, wunderte sich zwar im stillen ein wenig, daß es gar keinen Eindruck auf ihn mache und hatte es schon auf dem Heimweg wieder vergessen.

Aber schon am anderen Tag begegneten ihm zufällig der Vater und der Bruder der so früh Verstorbenen. Das war ihm unangenehm. Er hatte seit längerer Zeit das Haus nicht mehr besucht, war zwar

hie und da noch eingeladen worden, hatte immer unter einem Vorwande abgelehnt, und seit seinem Verhältnis zu Kathi war der Verkehr gänzlich eingestellt. Das war ja so weit in Ordnung, trotzdem konnte er sich jetzt eines unsicheren Gefühls nicht erwehren. Er wollte sie nicht anreden, sondern nur grüßend vorübergehen, war aber nicht wenig betreten, als der Bruder zur Seite sah, und der Vater ihm einen halb vorwurfsvollen, halb ergrimmten Blick zuwarf.

Am folgenden Tag saß er schon in der Stefanskirche und wartete auf den Leichenzug. Das Gotteshaus war kühl und dämmerig; wie ein großes treues Weltherz war es von süßer Andacht, von phantasiereichen Träumen und frommen Schöpfergedanken erfüllt. Die Tiere des Waldes sprangen steingeworden in den gemeißelten Hohlkehlen, spukhafte Fabelwesen krümmten sich um die Sockel der Säulen, und die Kapitäle hoch an den Wölbungen waren steinbelaubt von den Blumen und Blättern des Wienerwaldes. Die Vöglein saßen lobpreisend in dem Geranke, über das sich wie ein Himmelsdach die mächtige Decke spannte. Die Kerzen flimmerten am Altar wie ein Sternenreigen, die Kränze atmeten einen betäubenden Duft, der silberne Sarg mit blauen Schleifen schwankte vorüber wie ein heiliger Schrein, ein schwarzes Gewoge drängte nach und erfüllte den Dom mit Trauer und halberstícktem Schluchzen.

Vom Chor, unter dem er saß, stieg mit klarer Schönheit eine Kantilene auf. Franz erkannte die Stimme sofort, es war die der Bognerin, die den Kirchengesang pflegte und sich jeden Sonntag zum Hochamt hören ließ. Nun mußten die Stimmen der anderen Schwestern kommen. Die jetzt einsetzte,

war Pepi. Dann kam Netty und zum Schluß Kathi. Deutlich unterschied er die Schwestern an dem Klang, die nun zu Ehren ihrer gewesenen Schülerin auf dem Chor sangen, himmlisch schön, daß es in linden Wogen herabströmte, wie die Stimmen der Seligen aus jenseitigen Gefilden. Da breitete auch die Orgel ihren dunklen schweren Glanz aus, aber sie sprach nicht mit Donnergewalt, die wie Gottes Zorn in die erbebenden Herzen fährt, sondern wie die gütige, verheißende und tröstende Stimme eines allmächtigen Vaters.

Franz hatte sehr aufmerksam auf alle äußeren Vorgänge geachtet, wobei ihm besonders ein alter Diener des Hauses Piquot auffiel, der gewöhnlich unwirsch und grob gewesen, jetzt aber ganz in Tränen und Schmerz aufgelöst war über den Tod des schönen jungen Fräuleins und sich hinter dem Sarg kaum einherschleppen konnte. Das gab dem Dichter, der stark zur Selbstbeobachtung und Selbstzerfaserung neigte, wieder Anlaß, über sich nachzudenken. Es verdroß ihn, daß er bei all diesen ergreifenden Vorgängen nicht eigentlich Rührung oder Schmerz empfinden, sondern fast nur ein gegenständliches Interesse aufbringen konnte, als ob der ganze Anlaß für ihn nur zum Zweck eines poetischen Studiums vorhanden wäre, das sich später einmal irgendwie als bedeutsam erweisen dürfte. Er ärgerte sich ein wenig über sich, schickte dann zum Trost seine Gedanken zu jenen auf dem Chor hinauf, die ihm so nahe standen und jetzt so fern dünkten. Aber er war nicht gesonnen, den Trotz aufzugeben, und fühlte sich nun erst im Recht, weil ihm noch immer kein Liebeszeichen zugekommen war.

Die Sehnsucht wuchs gewaltig in seinem Her-

zen und in dieser Bedrängnis nahm er den begonnenen Entwurf seiner „Hero und Leander" hervor und umwob die Priesterin, die Kathis Züge trug, mit glühenden Versen. Nie sprudelte der dichterische Quell so stark als jetzt in dieser Zeit der Zerrissenheit, der Unruhe und der Sorge. Pläne über Pläne, und mit dem Gedanken stoßweise auch schon die Ausführung. Ein neues vaterländisches Stück „Ottokars Glück und Ende" wuchs schnell unter der Hand; „Hero und Leander" reifte indessen langsam, eine volle süße Traube aus dem Garten der Liebe. Und dazu die Angst vor den Störungen und Aufregungen, die sich häuften, und die Furcht, daß der Strom so unerwartet schnell versiegen könne, als er hervorgebrochen war.

Aber das Schicksal ersparte ihm keine Prüfung. Da kam schon eine dringende, ja eigentlich flehentliche Aufforderung der Frau von Piquot, sie zu besuchen. Trotz seines heftigen Widerstrebens konnte er nicht ausweichen. Da sitzt er nun ungeduldig und unduldsam auf dem Sofa neben der schwarzgekleideten Dame, die ihm unter reichlich vergossenen Tränen die Leidensgeschichte ihrer Tochter erzählt. Ein Testament habe sich vorgefunden, darin die Verewigte ihres Tasso freundlich gedenkt und bittet, ihm sein Bildnis zu übergeben, das sie eigenhändig aus dem Gedächtnis gemalt habe:

Franz erblickt es und erkennt sein eigenes, nicht übel getroffenes Porträt. Er ist in Verlegenheit, weil er sich den ganzen Hergang nicht erklären kann und ruft mit geheucheltem Bedauern aus: „Hätt sie mir doch ein Bildnis von ihr hinterlassen!"

„Auch das hat sie getan, ich soll es Ihnen über-

geben, wenn Sie es ausdrücklich von selbst begehren."

Dabei kommt zutage, daß das Mädchen eine stille aber unverlöschliche Liebe zu ihm gehegt und von dem Zeitpunkt an, als er sich mit Kathi verlobte, alle Lebenshoffnung verloren habe. Sie hatte von ihrem nahen Tode geträumt, davon ihrer Umgebung erzählt, die dem blühenden Mädchen den unseligen Gedanken lachend ausredeten. Sie wurde krank, träumte wieder diesen Traum, erholte sich, wurde wieder krank und verschied plötzlich. Aber sie war bis an ihr Ende, das sie ganz genau gewußt hatte, heiter und guter Dinge gewesen und schien mit der Hoffnung auf eine spätere Seligkeit beglückt.

Der Dichter stürzt aus einer Verlegenheit in die andere, der erzählte Hergang, der ihm gewissermaßen eine Gewissensschuld an dem Tode des Mädchens auflädt, berührt ihn eher peinlich als ergreifend. Er würde viel opfern für eine Träne, für ein Zeichen aufrichtigen Schmerzes. Aber es ist, als ob jedes Gefühl in ihm erstorben wäre. Schließlich ist er froh, daß die Unterredung ein Ende hat und etwas eilig nimmt er Abschied, eiliger, als es unter solchen Umständen schicklich gewesen wäre. Er hat die Empfindung, als ob er eine ganz fremde Geschichte hätte anhören und Teilnahme heucheln müssen, die er nicht aufzubringen imstande war.

Noch am selben Abend geht er ins Theater, um wieder die Sängerin zu hören und sich nochmals zu überzeugen, daß er gegen Kathi im Recht ist. Jetzt findet er, daß sie in noch viel größerem Grade mangelhaft und unzulänglich ist, als selbst Kathi es behauptet hatte. Der Zustand in diesen Tagen ist ihm unerträglich geworden, und er kann die

Stunde nicht erwarten, wo er seinen Bußgang antreten wird.

Die Ereignisse der letzten Tage sind im Hause Fröhlich nicht ohne Eindruck vorübergegangen und haben eine von Trauer und Mitgefühl bewegte Stimmung erzeugt. Dabei gab es auch viel zu tun, so daß die eigenen kleinen Schmerzen ein wenig in den Hintergrund gedrängt wurden. Trotzdem befand sich Kathi in keiner guten Haut, sie litt schwer unter der Pein und hätte längst geschrieben, wenn nicht die zwingenden äußeren Umstände hemmend dazwischen getreten wären. Jetzt aber war schon alle Fassung dahin. Eben wollte sie sich hinsetzen und einen Zettel mit zürnend liebevollen Worten bekritzeln, da kam der Langentbehrte zur Tür herein, ein unsicheres, etwas verlegenes Lächeln auf dem Gesicht.

Statt allen Grußes rief er sofort: „Du hast recht, die Sängerin heißt wirklich nichts!"

Kathi wollte bei seinem Anblick schon die Oberlippe trotzig aufwerfen, indem ihre Hand den Zettel verbarg und zerknüllte, aber seine nachgiebigen Worte hatten in diesem Augenblick ihren Widerstand gebrochen.

Jetzt flog sie ihm an den Hals, tätschelte ihm sanft auf die Wange und wollte auch ihrerseits die eigene schroffe Meinung zurücknehmen, indem sie sagte: „Na, na, so schlecht ist sie aber auch nicht, wie du glaubst!"

„Himmel!" nun wurde er ernstlich wild. „Sag ich weiß, sagt sie schwarz, sag ich schwarz, sagt sie weiß! Man kann ihr's halt nöt recht machen!"

Fast schien es, als ob der Augenblick der Versöhnung sich mit einem neuen Mißverständnis um-

wölken würde. Aber da griffen schon tapfer die Schwestern ein, um die Liebenden gegenseitig aufzuklären, die es so schwer miteinander hatten.

Natürlich kam man alsbald auf den Tod der armen Piquot zu sprechen. Die Schwestern, besonders aber Kathi, waren noch ganz wund und wehe von Trauer und Mitgefühl, als ob ihnen die liebste Freundin oder gar eine nächste teure Verwandte entrissen worden wäre. Sie überboten sich in Lobpreisungen der Verstorbenen.

„Jammerschad um das große Talent, das mit ihr verloren gegangen ist," klagte die Netty.

„Und der schöne aufrichtige Charakter," beeilte sich Pepi zu sagen.

„Und das hübsche Gsichtl," rühmte die Kathi.

Darauf Grillparzer: „Hübsch? Na, gerade hübsch hab ich sie nie finden können."

Worauf Kathi sich schon in Positur warf. „Was? War sie vielleicht nicht hübsch? Diese herrliche Figur!"

„Figur? Na, ja, meinetwegen!" brummte Franz. „Ich laß ja alles gelten, aber ein geziertes, geschraubtes Wesen haben beide gehabt, die Mutter und die Tochter, das hat mir nicht gepaßt. Ich bin darum schon seit langer Zeit nicht mehr hingegangen, trotzdem sie mich öfters eingeladen haben." Er verschwieg dabei den letzten Besuch, den er notgedrungen bei Frau von Piquot gemacht hatte und die Enthüllungen, die ihm bei dieser Gelegenheit geworden waren.

Kathi aber bestritt es und behauptete fest und steif, der Dichter müsse zu schwarz gesehen haben, vielleicht war er damals nicht bei Laune und trüge der Armen etwas nach, woran diese gar nicht schuld

wäre. Sie dichtete zu den schon gerühmten Tugenden, die genügt hätten, einen Engel aus der Piquot zu machen, noch neue hinzu und hatte ganz vergessen, daß sie erst vor ganz kurzer Zeit das Gegenteil behauptet hatte. So sehr war sie vom Augenblick beherrscht.

„Weiberlogik! Weiberlogik! Zur Verzweiflung könnts einem bringen!" So erging sich der Dichter händeringend in drolliger Wehklage. Er erzählte sodann seine Eindrücke in der Kirche, wie er unter dem Chor gesessen und den Stimmen der Schwestern gelauscht habe, die wie in einer schwebenden Wolke hoch über seinem Haupt erklungen waren. Dann beschrieb er haarklein die stimmungsvollen Einzelheiten: die flimmernden Lichter, die schwer atmenden Blumenlasten, das Vorüberschwanken des silbernen Sarges, das Zusammenbrechen des alten groben Dieners, die wunderlichen Phantastereien, die er an der Steinmetzkunst des Domes entdeckt habe, und die viel zu wenig beachtet würden; wie es ihm aber gar nicht möglich gewesen wäre, einen inneren Anteil an der Trauerfeierlichkeit zu nehmen, oder gar Rührung oder Schmerz zu empfinden. Eher habe er sich gefürchtet, daß ihm die Tote in der Nacht als Gespenst erscheinen könne; diese Furcht habe er noch von der „Ahnfrau" her.

„Nein, wie herzlos!" entsetzte sich Kathi. „Dieser Mensch ist ja ein Ungeheuer! Geh weg, ich fürcht mich vor dir!"

„Was? Ich? Ungeheuer? Herzlos?" zeterte wieder Franz mit anscheinender Lustigkeit, aber doch ein bißchen pikiert im Gefühle seiner gekränkten Eitelkeit. „Ich, herzlos! Und das sagt sie! Netty, Pepi, gehts her da! Dieser Fratz nennt mich herzlos.



Franz Grillparzer im späteren Lebensalter
Nach einer Zeichnung von Grithofer, gestochen von Kötterba

Justament dieser Fratz! Mich, dessen größter Fehler ist, zuviel Herz zu haben, besonders mit einer gewissen Mamsell Katharina Fröhlich! Ist's nicht so?"

„Freilich ist's so," riefen zwei Stimmen.

„Nöt wahr ist's!" schmetterte hell die dritte Stimme in dem Allegretto. „Ein Egoist ist er! Ein Gefühlsegoist!"

Eine plötzliche Pause entstand. Auch der gescheiteste Mensch wußte jetzt nichts darauf zu sagen, besonders wenn er Dichter war. Denn er mochte empfinden, daß etwas Wahres daran ist. Ein ahnungsloser Mund hatte eine tiefe Wahrheit im Scherz ausgesprochen. Franz biß sich auf die Zunge und schwieg. Jetzt war an ihm die Reihe zu schmollen.

Aber das ließ sie nicht aufkommen. Sie lachte ihm die Gekränktheit, die sich wie ein giftiger Pilz auf die gute Laune legte, mit heiterer Unbekümmertheit weg und rief: „Wär schon recht, wenn sie dir als Ahnfrau erscheinen und dir dein Sündenregister vorhalten würde. Das wär dir ganz gesund."

„Nur das nicht!" Abwehrend hielt der Dichter die Hände vor sich hin, wie um einen Geist zu beschwören. „Die Toten sollen ruhen!" —

Der Zufall wollte es, daß einige Zeit darauf Schubert eine neue Liederkomposition brachte, die auf die Verse von Claudius gestellt waren „Der Tod und das Mädchen", und von Josefine, die der Tondichter am Klavier begleitete, mit großer Kraft und Innigkeit gesungen wurden. War es Zufall?

In zwei Sätzen bewegte sich das Lied wie ein kleines Drama, das wilde Angst und Verzweiflung, das Nahen des Fürchterlichen und Unabwendbaren, und zugleich die Umkehrung, die schmerzstillende

Macht der Erlösung enthielt, die den Tod als sanften Freund erscheinen läßt. Jede Note fiel als schwerer Tropfen aus dem Becher der Gnade lindernd in den Aufruhr der Seele und verwandelte alles Weh in leidentrückte Seligkeit. Die schöne dunkle Stimme entfaltete den Flor der Trauer, die zugleich Trost war.

Vorüber! Ach vorüber!
Geh wilder Knochenmann!
Ich bin noch jung, geh lieber!
Und rühre mich nicht an,
Und rühre mich nicht an!

Gib deine Hand, du schön und zart Gebild!
Bin Freund und komme nicht zu strafen.
Sei guten Muts! Ich bin nicht wild,
Sollst sanft in meinen Armen schlafen!

Während Josefine sang, wähnte Franz Grillparzer sich plötzlich wieder in die Stefanskirche versetzt, wo er damals unter den schwarz wehenden Tüchern aus dem Staub und der Hitze des von der Sonne geblendeten Alltags in das dunkle, dämmernde Haus der ewigen, zu Gott erhobenen Gedanken einging. Jede Einzelheit stand nun in seiner Erinnerung wieder klar auf, als ob sie sich eben jetzt zum erstenmal begeben würde. Und doch war es ganz anders. Die Härte war nun von der Seele abgefallen und die Verstocktheit des Herzens gelöst. In wilden Wogen drängte der Schmerz hervor, der damals, ohne daß er es ahnte, in seinem Inneren gefesselt lag. Es war, als ob ihm Marie als liebliche Ahnfrau erschienen und mit zarten Geisterfingern den Fels seiner Brust berührt hätte, aus dem befreit der Strom von Tränen hervorbrach. Jetzt erst konnte er um die arme Piquot weinen. Er saß im Nebenzimmer

auf dem Sofa und klagte sich in bitteren Selbstvorwürfen als den Zerstörer dieses jungen Lebens an. Daß es doch immer sein trauriges Schicksal sein mußte, das Unglück über jene zu bringen, die ihn am meisten liebten! Aber das Bild der Betrauerten floß alsbald in die Erscheinung einer anderen über, die er enger mit seinem Dasein verflochten hatte, und er wußte nicht, über wen er mehr weinte, über die Piquot, oder über Kathi.

Sie war es, die nun wirklich vor ihm stand und über seinen stummen Schmerz selbst in Tränen ausbrach, obschon sie nicht wußte, warum sie weinte. Sie legte ihre Wange sanft an seine Wange und vereinte ihre Tränen mit seinen Tränen. So genossen sie ihr Glück.

IX.

In den liederreichen zwanziger Jahren lebte die Stadt wie eine einzige, weitverzweigte Familie, die nicht nur durch Liebe und Freundschaft, sondern auch nicht minder fest durch Zank und Tratsch, diesem festen Familienkitt, verbunden war. Der gesellige Hausgeist sorgte dafür, daß die Fäden nirgends ganz unterbrochen waren, und dank gewisser, unterirdischer Leitungen, die durch die Hausmeisterlogen führten, konnte man jederzeit an dem einen Ende der Stadt erfahren, was sich im engsten Familienkreis auf dem anderen Ende begab. Dazu kam, daß die Fröhlichs ein sehr offenes Haus führten und als alleinstehende Mädchen für ihre Zeit ein sehr ungebundenes Berufsleben führten, was zu mancherlei Gerede Anlaß gab. Fast jeden Abend

war bei ihnen eine musikalisch-gesellige Zusammenkunft, und wer kam, war willkommen. Zuweilen war der Andrang ziemlich groß; die Schönheit der Mädchen und ihr Liebreiz war Stadtgespräch, und wer nicht deswegen kam, hoffte Schubert zu sehen oder Grillparzer, der sich spröd und zurückhaltend gab; zu mindest aber kam man, um gute Musik zu hören. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Schwestern von alt und jung angehimmelt wurden, und daß abwechselnd einmal die Netty, und dann wieder die Pepi in eine kleine Herzensbedrängnis gerieten, die aber immer wieder ohne tiefere Wirkung vorüberging. Sie begnügten sich mit den Brosamen, die vom Tische der Liebe fielen, an dem Kathi mit dem Dichter saß; und waren glücklich, in Sorge lieben zu können ohne zu begehren. Zuzeiten aber mochte sich doch der Wunsch nach einem handfesteren Glück regen, und vorübergehend stellte sich ein erklärter oder unerklärter Bräutigam ein. Aber die Schwestern hatten schon ein zu hohes Ideal im Herzen, gegen das jeder Bewerber abfiel, und sie lachten befreit und ohne Reue über sich selbst, wenn ein kurzer Wahn wieder zerronnen war. Gesund und tüchtig, waren sie immer Herr über sich selbst, aber nicht immer Herr über das Gezischel und Getuschel.

Am meisten freilich war Kathi dazu angetan, die Begehrlichkeit der Männer zu entzünden. Einmal wurde durch Spaun ein junger Beamter namens Spinnradl, der sich als großer Musikfreund ausgab, bei ihnen eingeführt. Er kam öfter und öfter und machte in einer zwar unauffälligen, aber nicht zu verkennenden Weise Kathi den Hof, die sich über seinen komischen Namen belustigte und es oft ziemlich arg trieb. Eines Abends, da gerade Grillparzer

nicht anwesend war, und alle in Musikbegeisterung schier ihrer Sinne nicht mehr mächtig waren, vergaß sich Spinnradl, der sich wahrscheinlich trügerische Hoffnungen machte, oder nicht ahnte, daß sie Grillparzers Braut sei, und legte vertraulich den Arm um Kathis Taille. Mitten in einem Adagio von Mozart klatschte eine fürchterliche Ohrfeige. Spinnradl hatte zu fühlen bekommen, daß Kathi eine sehr kräftige und zielsichere Hand besaß.

„Er hat's Spinnradl z'weit laufen lassen," sagte trocken die Kathi, indem sie mit dem Finger auf den Kopf deutete, als ob es bei ihm da oben nicht richtig gewesen wäre. Der junge Mann, der sich nicht mehr blicken ließ, war rettungslos dem Fluch der Lächerlichkeit preisgegeben. Aber die Ohrfeige war zugleich eine Warnung für viele und hatte gleichsam mit einem Schlag bewirkt, daß niemand mehr den schuldigen Respekt vergaß. Mehr als alle anderen Beweise, hatte Kathis Schlagfertigkeit die Reputation des Hauses Fröhlich erhärtet.

Trotzdem arbeitete der Klatsch mit fieberhafter Phantasie, der sich des Falles bemächtigte und ihn mit allerhand Ausschmückungen verbreitete, so daß er schon am nächsten Tag Grillparzer durch Resi hinterbracht wurde, als er mittags aus der Kanzlei heimkam.

Wer ihr diese Schandmär erzählt habe? Die Hausmeisterin natürlich.

Das ist nicht verwunderlich. Denn eine Wiener Hausmeisterin ist wie Petrus an der Himmelstür eine Person, mit der man rechnen muß. Auch sie betrachtet ihr Amt von Gott verliehen, und mit der Schlüsselgewalt des Hauses scheint sie den Schlüssel zu den Geheimnissen der Familien zu besitzen. Sie

hat Herz und Nieren ihrer Parteien geprüft und ist buchstäblich allwissend. Ihr Auge durchdringt die dicksten Mauern und sieht alles, was innerhalb der vier Wände in jeder Wohnung vorgeht; trotz Schloß und Riegel ist sie unsichtbar immer anwesend, zählt die Groschen im Sack, die Wäsche im Schrank, die Bissen am Tisch. Sie hat immer ein Bündel voll Neuigkeiten bei der Hand, aber sie ist diskret und gibt ihre Geheimnisse nur unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit weiter, was zur Folge hat, daß es binnen vierundzwanzig Stunden die Spatzen auf dem Dach pfeifen. Wer heiratet, sich um ein Amt bewirbt, oder einen Kredit sucht und eine gute Nachfrage braucht, vergesse nicht, daß die Norne in der Hausmeisterloge im Rat der Götter mitzusprechen hat, und daß Merkur, Gott Hymenäus oder der heilige Bureaukratius seinen Schützling oft nicht zu retten vermag, wenn sie den Zipfel des bürgerlichen Tugendkleides lüftet und eine Blöße zeigt.

So mußte der kosmopolitische Franz von Schober an die verborgene Macht dieser Zipfelträgerin glauben, der, ohne daß er es ahnte, in den Ruf eines vornehmen Taugenichts und galanten Wüstlings gekommen war, und vergebens auf seine Marianne hoffte. Die besorgten Eltern! Was die für Sachen über den eleganten Leichtfuß hören mußten, als sie mit Hilfe eines guten Trinkgeldes der verschwiegenen Hausmeisterin in der Tuchlauben, wo Schober wohnte, die Zunge lösten. Schrecklich! Daß auch der liederliche kleine Musikant bei ihm wohnte, der die halben Nächte in Gast- und Kaffeehäusern verzechte, verjubelte und vermusizierte, erhöhte nicht gerade sein Ansehen. Auf diesen grauperten Fixköter namens Schubert war die Haus-

tyrannin besonders schlecht zu sprechen. Daß der gute Sohn Josef Spaun sich in so zweifelhafter Gesellschaft bewege, war den Eltern schmerzlich genug, aber sie mußten sich der Tatsache fügen, daß die Jugend die Ideale der Freundschaft hoch über die Elternwünsche stellte. Daß sie jedoch das Glück der zarten, wachsengelhaften Tochter Marianne, die zeitlebens unter der mütterlichen Obhut wie unter einem Glassturz gestanden, aufs Spiel setzen sollten, das war eine zu große Zumutung. Nie, nie durfte der abenteuerhafte junge Lebemann, der den kultivierten Müßiggang zu seinem Lebensberuf erkoren, diese Hoffnung hegen.

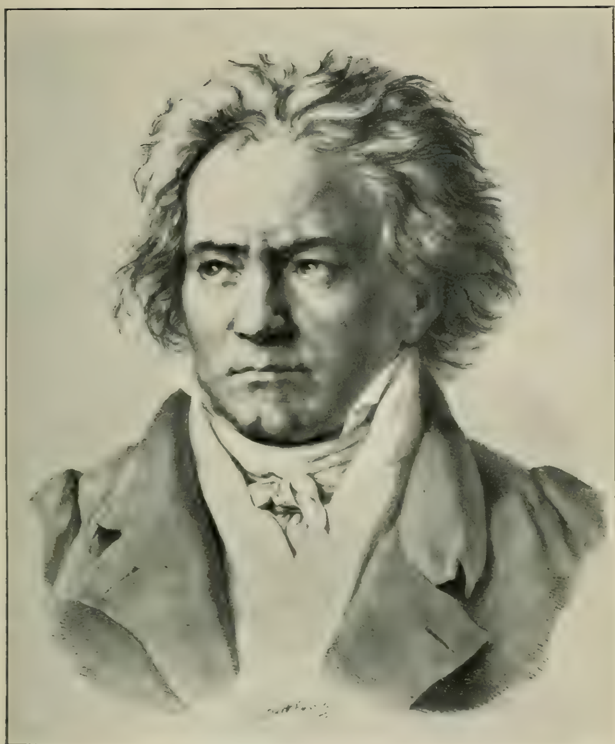
Auf diese Weise hatte sich aufs neue bestätigt, daß die Froschperspektive der Hausmeisterloge das Kleine groß und das Nichtige wichtig macht, so wichtig, daß die Glücksfragen des Lebens oft durch dieses Kleine entschieden werden.

Wie aber stand es in der Singerstraße? Hatte die Hausmeisterin Spinnradl weglaufen gesehen mit einer schönen roten Zeichnung von allerliebsten fünf Fingern auf der Wange? Wie erfuhr sie die Zusammenhänge? Und wie kam die schnelle Fernwirkung zustande, daß Resi am nächsten Tag dies und noch mehr wußte? Das wird immer ein Geheimnis jener Unterwelt bleiben. Vielleicht aber war die als Klatschbase ebenso berüchtigte als verhätschelte Frau Butterstößel, die sich überall Liebkind zu machen verstand, nicht ganz unschuldig an diesem Tratsch. Obschon nur einige Jahre älter als die Mädchen war sie bereits Witwe und verkehrte als Hausfreundin bei den Schwestern Fröhlich, mit denen sie noch in den besseren Döblinger Zeiten bekannt und benachbart war.

„Zu beneiden seid ihr um euere Freiheit, Mädeln," pflegte sie zu sagen; „wenn ich dieses Glück in meiner Jugend gehabt hätte, wie hätt ich es ausgekostet! Ihr wißt ja gar nichts anzufangen damit. Gar so solid! Alles was zu viel ist, ist ungesund!"

„Aber wieso?" Die Fröhlichs begriffen nichts in ihrer Harmlosigkeit.

„An jedem Finger hätt ich zehn Verehrer," erklärte die lebenslustige, nicht unhübsche Witwe, die gewöhnlich in Begleitung ihrer verwandt empfindenden und ebenso eroberungssüchtigen Freundin Minna Süßholz zu Besuch kam. Sie unterhielten sich gerne über verfängliche Dinge, trugen jeden Tag an einem anderen Liebesschmerz und hätten so gerne die Mädchen in ihre Intrigen verstrickt. Sie kamen oft und oft und saßen mit ihren Strickbeuteln immer schon da, wenn Gesellschaft im Hause erwartet wurde. Daß nicht nur Frauen und Mädchen, sondern auch viele junge Männer sich einfanden, gab den Fröhlichschen Abenden erst die rechte Anziehungskraft, der liebebedürftige Herzen wie diese beiden unmöglich widerstehen konnten. Das ewige Schmachten und Angeln, das Blickewerfen und Gezierttun der beiden Angejahrten war nicht ohne Komik; die rundliche, fettgepolsterte Butterstößel und die verblühte Minna Süßholz mit ihren Salzfäßchen, Stirnfransen, aufgelegtem Rouge und koketten Schönheitspflästerchen, taten in Kleidung und Betragen gar mädchenhaft und wurden dadurch erst recht zur Zielscheibe des Spottes. Die Schwestern Fröhlich machten sich in gelinder Art lustig über die beiden, deren Anhänglichkeit kein rechtes Vertrauen erweckte. Am ärgsten trieb es freilich wieder der Schalk, die Kathi.



L. van Beethoven

Nach dem Leben gezeichnet von Aug. Karl Fr. v. Klöber (1817)

„Der Mayrhofer ist schrecklich in dich verliebt," raunte sie der Butterstößel zu, „aber er ist so scheu, du mußt ihm entgegenkommen."

Die Butterstößel hatte zwar ein Auge auf den eleganten Herrn von Schober geworfen; sogleich aber wandte sie ihren ganzen Vorrat unerwiderter Liebe dem borstigen Mayrhofer zu.

Für die anderen war es nun ein diebisches Vergnügen, den weiberfeindlichen Mayrhofer von der girrenden Witwe belagert und in die Enge getrieben zu sehen. Er rückte von einem Stuhl auf den anderen, die Beharrliche rückte ihm nach. Ganz ängstlich und heiß war ihm zumute, die Schweißtropfen perlten an seiner Stirn, er flüchtete bis in den Winkel des Zimmers. Jetzt war die Witwe ihrer Beute sicher, die den Flüchtling mit ihrem wiederholt unterbrochenen Gespräch fest zu umgarnen versuchte.

„Ein Mann in den schönsten Jahren wie Sie, Herr von Mayrhofer," setzte sie ihre Angriffe fort.

„Ich bitt Ihnen, lassen S' mich aus damit!"

Aber sie ließ nicht locker. Man muß ihm nur Mut machen, dachte sie. Sie lächelte und drohte schelmisch mit dem Finger: „O, die Männer können sich verstellen! Aber sie können ja doch nicht auskommen ohne Frau. Was täten sie denn, wenn wir nicht wären? Sollten Sie wirklich noch nicht Ihr Herz gefragt haben und an die Gründung eines eigenen Herdes . . ."

Das wurde ihm aber zu viel. „Was wolln S' denn eigentlich? Ich bin doch eh verheiratet!"

„Verheiratet?!" entsetzte sich die Witwe.

„Ja!" schnauzte er sie an, „mit einer eifersüchtigen Alten, die ein bissel jünger is wie Sie, mit meiner Pfeifen nämlich, lassen S' Ihnen das ge-

sagt sein!“ Sagte es und kehrte der Verdutzten den Rücken.

Unterdessen hatte Minna Süßholz ihr mitleidvolles Herz dem meistens versunken und verlassen über den Tasten sitzenden kleinen Musikanten zugewendet. Warum sollte er der Enterbte der Liebe sein? Er war ja gerade nicht hübsch, das ist wahr, aber er konnte so schön Klavier spielen, wenn er wollte. Zwar nicht diese ernsten und faden Sachen, die die anderen so bewunderten, sondern etwas Lustiges, Lockeres, wie es auf Tanzböden, beim Heurigen und Volksfesten zu hören war, leichtgeschürzte, schmachtende und frivole Melodien, die zugleich hilflos und verwegen machten.

„Wissens, Herr Schubert, so was fürs Herz, Sie verstehn mich schon,“ munterte sie ihn auf, indem sie sich leicht an seine Schulter lehnte und ihm zuckersüß ins Gesicht lächelte.

Der aber äugte sie hinter seinen Brillengläsern scharf an und mochte denken: Bin ich wirklich ein solcher Ausbund von Häßlichkeit, daß mir kein anderes Liebesglück auf Erden blüht? Und er sagte nach einigem Zögern: „War denn das nichts fürs Herz, was ich gespielt hab? Ich denk, das Herz müßt man drin spüren, und wer's nöt spürt, dem ist nicht zu helfen.“

„Ja, schon,“ entgegnete die Kokette, „Sie könnens aber noch besser, wenn Sie wollen. Wissen Sie, etwas, das mehr ins Gemüt geht und wurlert macht, so einen recht feschen Walzer.“

Seufzend intonierte Schubert eine der damals beliebten seichten Walzermelodien. Das prickelte und fuhr zuckend in die Füße, daß sie nicht still stehen konnten, sondern wie von Zaubermacht ge-

hoben, zu schleifen und zu lupfen begannen und den ganzen Körper zwangen, das Wiegen und Wirbeln mitzumachen. Tanzen, tanzen! Vor Vergnügen klatschte die Süßholz in die Hände und drehte sich wie ein Püppchen um die eigene Achse. Aber da hatte der eigensinnige Musiker sich mit ein paar Takten schon wieder in die einsamen Weiten seiner Sehnsucht geflüchtet, und der Walzer klang nur mehr stückweise wie Koboldgekicher in den Variationen des Themas nach. Dahin zu folgen, war Süßholz, die den festen Walzerboden unter sich fühlen mußte, nicht fähig, und sie stand in dem musikalischen Scherzo alsbald ein bißchen lächerlich da und wohl auch ein wenig beschämt, daß sie sich vor den anderen so unbekümmert hatte gehen lassen.

Die liebestolle Witwe Butterstößel war durch die empfangene eiskalte Dusche abgeschreckt, aber keineswegs abgekühlt. Nach diesem Intermezzo würdigte sie den widerhaarigen Mayrhofer keiner Ansprache mehr und nährte wieder die stille Flamme für den kavaliermäßigen Herrn von Schober.

Der befolgte wieder eine Methode, die jener des Mayrhofer entgegengesetzt war; er stellte sich sehr verliebt, scharwenzelte mit galanten Redensarten um die leckere Witwe herum, daß sie ganz betört ward und alle Schranken vergaß. Zu spät merkte sie, daß alles nur Scherz und Schimpf war, und daß sie zum Gespötte der übermütigen Bande gedient hatte. Seither hatte sie einen Zahn auf Schober und ließ es ihn auf eine Weise entgelten, wie er es am wenigsten ahnte. Als Brunnenvergifterin in der öffentlichen Meinung verstand sie sich wohl darauf, den verderblichen Tropfen zu bereiten und an der geeigneten Stelle anzubringen.

„Ist doch kein ehrsames Frauenzimmer vor den Nachstellungen dieses Wüstlings sicher," tuschelte sie, „o, wenn ich reden wollte!"

„Wie waren wir doch wohlberaten," sagten sich die sorglichen Eltern Mariannens, „man denke eine schutzlose Witwe, mit nichts bewehrt als mit dem allerdings undurchdringlichen Panzer ihrer Tugend!"

Eine Zeitlang schmollten die Gefallsüchtigen und blieben aus. Die Fröhlichs frohlockten zu früh, die beiden Überlästigen los zu sein. Denn eines Tages waren sie wieder da und saugten sich fester denn je. Sie konnten der süßen Frönung nicht entsagen, sie schmachteten und angelten aufs neue, obschon mit wenig Aussicht auf Erfolg. Aber es gab immer Kurzweil, interessante Menschen und einen Strickbeutel voll Neuigkeiten, mit denen sie sich den Zutritt in andere Familien erkauften. Die Ohrfeigengeschichte war allerdings ein selten kostbarer Fall, der sich äußerst dankbar erwies.

„Der arme liebe Mensch!" Am liebsten wären sie ihm nachgeeilt, seine geschlagene Wange zu tätscheln und Werke der Barmherzigkeit zu üben, für die sich keine Nachfrage fand. „Daß er sich gerade dieses dumme aufgeblasene Ding einbilden mußte! Er könnte alles nach Herzensbegehr haben, wenn er nur hätte verstehen wollen, die Sympathien dort zu suchen, wo sie ihm entgegenlachten. Aber die es so gut und aufrichtig meinen, werden am schlechtesten bedankt."

Sie knirschten, aber sie mußten schweigen; um so gütlicher taten sie sich hinterrücks. Sie hatten es noch eilig an diesem Abend und am nächsten Tag, denn es gab viele zu bedenken, die für den Ohrenschmaus dankbar waren. Überall packten sie

ihren Strickbeutel aus, und überall waren es annähernd dieselben heuchlerischen Worte: „Wir waren doch auch einmal jung, aber das hätt es bei uns nicht gegeben, an jedem Finger zehn Verehrer! Die heutige Jugend hat eben vergessen, was solid sein heißt. Mir tut leid um die Mädeln, denn ich hab sie recht gern; aber wenn alle Ermahnungen nichts helfen, dann ist es halt ein rechtes Kreuz. Die Eltern sind zu schwach und nachsichtig und lassen den Töchtern zuviel Freiheit. Was soll denn da draus einmal werden? Wir hätten schon lange den Verkehr eingestellt, und sind schon oft ausgeblieben, aber die Sorge, die Sorge, daß sie den Rat einer älteren mütterlichen Freundin brauchen können, treibt einen immer wieder hin. Man hat doch auch ein Herz und möchte helfen, warnen, schützen. Freilich mit der Kathi ist nichts auszurichten, die treibt's am ärgsten. Jetzt noch die Geschichte mit dem früheren Verehrer, der ältere Rechte geltend macht, und den sie mir nichts dir nichts mit einer Ohrfeige abfertigt."

Und wenn ein erstauntes Gesicht die zweiflerische Frage stellte: „Ja, sagen Sie, ist denn das möglich mit dem früheren Verehrer?"

Dann war die unschuldsvolle Antwort: „Aber ich bitt Sie, möglich ist doch alles auf der Welt, warum soll denn gerade das nicht möglich sein?"

War Bosheit oder Haß in diesem Geträtsch? Gott bewahre! Man dachte gar nichts Übles dabei. Man tat es aus purem Vergnügen. Die Phantasie war es, die den einfachen Gemütern einen Streich spielte. Man hörte und erzählte so gern Skandalgeschichtchen, besonders von Personen, die bekannt waren und irgendwie hervorragten. Man liebte sie

eigentlich erst, wenn man sie recht verlästern konnte. Das lag so im Blut. Man war lüstern auf Skandälchen, denn sie waren der Sauerteig des Lebens.

So bekam alles ein doppeltes, zweideutiges Gesicht.

Franz erfuhr noch am selben Tag aus dem Munde der Schwestern, wie sich alles zugetragen hatte. Er war keinen Augenblick über die Harmlosigkeit der aufgebauschten Sache im Zweifel gewesen. Trotzdem blieb ein Stachel zurück. Sein zweiflerisches Gemüt vermochte nicht Herr über kleinliche Bedenken zu werden. Der Dämon Eifersucht stand auf und raunte ihm zu: „Wie wird das später werden? Denk an Paumgartten! Wer bürgt dir dafür, ob dir nicht dasselbe Schicksal blüht? Wird sie treu und stark sein? So scheint es, allein ungeprüft ist Tugend noch nicht Tugend.“

Er dachte nicht gut vom Weibe und hielt das Schlimmste für möglich, und hatte doch das hehrste Frauenideal im Sinne, an das zu glauben eine Notwendigkeit seiner Seele war. Was er in Charlotte und anderen vergebens suchte, hatte er in Kathi gefunden; sie war es, die in seiner Brust jenes Bild hervorrief, das ihn seit frühesten Tagen umschwebte, und sein geheimstes Wesen rief: sie ist es! Er konnte sie nicht herrlicher und reiner fassen als in der dichterischen Gestalt jener Priesterin des Aphroditen-Tempels, die sein Ideal verkörperte. Jetzt aber wollte sich das reine Bild wieder trüben; Kathis Züge schienen nicht mehr jene der Priesterin zu sein, sondern empfingen eine unselige Ähnlichkeit mit jenen der Charlotte.

Er hatte Charlotte nicht mehr gesehen seit jenem Tag, da er sich mit Kathi gefunden hatte.

Ganz plötzlich war seine flammende Liebe in Eis verwandelt, er ließ Charlottens flehentliche Briefe unbeantwortet und bedankte die empfangene Liebe durch Härte und Nichtachtung. So ward die Treulose, die ihren Gatten betrog, selbst betrogen, und die Treue gegen den Geliebten durch Treulosigkeit belohnt. Aber die Untreue schlug den eigenen Herrn. Das war der schale bittere Rest der ehebrecherischen Liebe; er hatte aus der Neige des verbotenen Liebestrankes Ekel, Verdruß und Zweifel an allem, was er als Dichter glauben mußte, getrunken. Der Schatten Medeens fiel auf Charlotte; obschon sie abwesend war, war sie gegenwärtig und forderte Genugtuung. Franz hatte ihr Glück vergiftet, und nun vergiftete sie seine Seele. Wo er den Glauben an das Leben, an seine Liebe und an Kathi am dringendsten gebraucht hätte, trat die Erinnerung an Charlotte dazwischen und verwandelte Glauben in Unglauben, Vertrauen in Argwohn und Eintracht in Zwietracht.

So litt Franz unter dem unseligen Zwiespalt seiner Seele mehr durch eigene als fremde Schuld.

Immer wieder kehrte der eigensinnig bohrende Verdacht zu der mißtrauischen Frage zurück: „Vielleicht hat's die Kathi in der Vertraulichkeit doch zu weit kommen lassen. War's dann nicht ihre Schuld?"

Vergebens versuchten die Schwestern ihm die Zweifelsucht auszureden. Kathi unterließ überhaupt jeden Versuch der Rechtfertigung.

Der Liebende trotzte; sie aber war durch sein argwöhnisches Wesen gekränkt, gereizt und erbittert.

Das Mißverständnis richtete eine dünne Scheidewand zwischen ihnen auf; mit einem raschen Griff

hätten sie zerstören können, was sie trennte, aber keines wollte zuerst die Hand bieten. Sie liebten sich, aber sie begriffen nicht, daß ein Inneres schmelzen muß, um mit dem anderen Inneren eins zu werden. Sie glühten füreinander, aber jedes von ihnen blieb ein ungeschmolzenes und unteilbares Ganzes. Überkam die Weichheit eines der beiden, so stieß es sich wund an der zufälligen Härte des anderen. So suchten sie sich, die ohneeinander nicht leben konnten, suchten sich mit verzweifelter Sehnsucht und konnten sich nicht finden.

Ewig erneuter Schmerz war die Frucht dieser Liebe.

X.

Alle Wege sind schön, an deren Ende ein Wirtshäusel steht. Noch schöner sind sie, wenn das Wirtshäusel ein Winzerhaus ist, wo die Hand Gottes über dem Tor in Form eines grünen Reisigbuschen herauswinkt, den Pilger zu einem Glas Wein einzuladen. Aber am schönsten sind die Wege, wenn an ihrem Ende die Liebe wartet. Der Wein und die Liebe, der Schmaus für die Seele und für das Herz, warteten auf allen Wegen rund um Döbling, wo Schubert allein oder zuweilen mit seinen Freunden an schönen Sommer- und Herbsttagen hinauszuziehen pflegte. Mochte auch die kleinliche Mitwelt über den versoffenen Schulmeisterssohn zetern, er war glücklich, und die Welt war ihm schön.

Unterwegs guckte er in das kleine, niedere Haus in der Nußdorferstraße mit dem schmalen Hof und der weißen Glasveranda im Hintergrunde hinein,



Hof und weinüberwachsene Haustreppe zu Beethovens Sommerwohnung in Heiligenstadt in der Ecke der Eroikagasse



Schuberts Geburtshaus in der Nußdorferstrasse, Wien Hofraum

um zu sehen, was der Herr Vater und die Frau Mutter machen. Aber die Frau Mutter winkte dem Schubert Franzl ab, denn der Herr Vater war bös über den Jungen, der mit seinen herrlichen Gaben so sorglos umging, an kein sicheres Brot dachte und wild drauflos lebte. Mahnungen waren an den Vater gekommen, wegen kleiner Bettelschulden des Jungen, der Wirt, der die Kreide verschrieb, die Mietfrau, die ihren Zins nicht bekam ... Jetzt lebte er gar ohne eigenes Quartier von der Gnade eines Freundes, der ihm ein Zimmer bei sich gewährt hatte. Das schmerzte die gute Mutter, obschon sie glücklich über den Liebling und stolz auf sein Genie war. Aber ihre Liebe konnte sich nur in Klagen, Ermahnungen und Vorwürfen aussprechen.

„Wärst doch Lehrer 'blieben, wie's der Vater wollen hat! Was hat man von der Berühmtheit, wenn man darben muß dabei?! Die Freunderln, Franzl, können dir nicht helfen, die nützen dich nur aus. Und das Trinken laß sein, hör mich, und das Schuldenmachen; mein Gott, es ist ja ein Glück, daß er's nicht auch noch mit den Frauenzimmern hat. Franzl, ich bitt dich, du bringst deine armen Eltern noch unter die Erd! Nun geh jetzt, der Vater hat heut sein schlechten Tag; so — steck das ein!“ Und dabei schob sie ihm etwas Geld in die Tasche, das sie sich vom Munde abgespart hatte, um im äußersten Notfall etwas für ihren Franzl übrig zu haben. Das Mutterherz! Ein unerschöpflicher tiefer Brunnen! Unerschöpflich im Schelten und Wohltun.

Der gute Sohn versprach Umkehr und ging dann — geradewegs fort in der Richtung, wo die veilchenblaue Silhouette des Kahlengebirges am türkisfarbenen Himmel hing. Sein Herz war wohl

ein wenig beschwert von Kummer über den Vater, der seine Liebe und seinen Gram in abweisende Strenge hüllte. Als er aber an verhutzelten Vorstadthäusern und vornehmen Patrizierschlößchen vorbei gegen das Ende der Döblingerstraße kam, war das Vaterhaus mit allem Sorgenglück, das dort wohnte, vergessen, und er blickte in ein Hofgeviert mit breiten Gängen, und Weinlaub, einer in die Mauer eingelassenen Wanduhr, angrenzenden Obst- und Weingärten und parkähnlichen Baumbeständen hinein, ob er nicht einen Zipfel jenes Gewaltigen erspähen konnte, der hier sommerlang gehaust hatte und zu dem er in ehrfürchtiger Scheu emporblickte als zu seinem Gott, den er anbetete, und vor dem er zugleich schmerzlich die eigene Kleinheit fühlte: den menschenfeindlich blickenden, finsteren Herrn Ludwig van Beethoven nämlich, der das Hohe-Lied der Freude gesungen hatte. Wie hatte er sich gesehnt, dem Unnahbaren nahen zu dürfen, ihm seine bescheidenen Gaben hinzulegen und ein leises Zeichen seines Wohlgefallens zu empfangen! Aber es war vergebens. Sein Mut war klein und seine Schüchternheit groß. Nur von ferne wollte er das Antlitz des Gewaltigen schauen, im dunklen Torflur versteckt, und auf den Spuren eines ganz Großen wandeln, der ihm das Haus heiliger als eine Kirche erscheinen ließ. Aber der Unsichtbare war schon wieder über alle Berge, weiter draußen in der grünen Einsamkeit von Heiligenstadt, wo er sein von Ewigkeitsgedanken schweres Haupt in der Dürftigkeit der letzten Häuser verbarg.

Eilig trippelte der gottesgnadenselige Schulmeisterssohn die Gartenstraße der Hohen Warte hinauf, blickte vom Rande der Höhe verzückt in

die duftig blau überhauchte Schale der Landschaft, die sich drüben wieder zum Kahlenberg erhob. Die sanft geschwungenen Linien der Bergkette, der schöne stolze Bogen der Donau, die lauschige, geduckte Heimlichkeit der Dörfer im Grünen mit den Himmelsweiten über sich, das alles war Musik, ungesungene Musik. Könnte man's doch in ein Lied fassen, dachte das kleine Meisterlein auf der Höhe. Nein, er dachte es eigentlich nicht, sondern sang es. Er sang es nicht laut, sondern träumte es in Tönen und fühlte schon die Herzwände vibrieren unter dem Drängen der ungeborenen Melodien, die aus dem Musikantengemüt heraus in das Dasein hineinwollten.

Ja, ja, da sind die Hügel ringsum belaubt und schlafen im Rausch. Und unten geht der flüsterstimmenwirre, klare Forellenbach, und blinkt der traumhäuptige, rauschselige, trostbringende, grüngoldene Wein. Hier ist der Wind ein Kuß und der Sturm ein Lied. Da fließt in Strömen der Most und blüht in den Gärten die Liebe. Wie vielfach hatte er das Lied dieser Landschaft gesungen, und noch immer war kein Ende zu finden. Immer wieder kam der Zweifel, dieser Hüter des Glaubens an seine Kunst und bewies ihm, daß das beste dieser unausgesungenen Landschaft noch nicht gesagt sei. Ob es sich überhaupt aussagen ließe? Wenn es einer konnte, so war es jener Große, vor dem das arme Meisterlein in Demut verging.

So schnell es seine kurzen Beine erlaubten, hüpfte, sprang und rannte Meister Schubert den Hang hinunter, wo die kleine Kirche mit dem Friedhof unten ihren Turm heraufschob, hopste mit fliegenden Schößen durch das steil abfallende Sträß-

lein an dem Sommerhäuschen der sündhaft schönen und heilig sündhaften Therese Krones vorüber, jener legendenhaften Schauspielerin, über deren Fenster in goldenen Lettern das Wort „Daheim“ leuchtete, wie ein sinnender Gedanke unter dem Bogen einer unschuldweißen Stirn, stürmte wie ein Fäunlein zwischen hohen Gartenmauern und Hohlwegen zum heiter stillen Heiligenstädterplatz, in dessen Mitte vier Bäume ihr Blätterbaldachin über einen steinernen Johannes trugen, fegte um die Ecken eines vorspringenden, einstöckigen Mauerungetüms, in dessen Hof Winzer mit schweren Stiefeln über holperiges Pflaster klapperten und Reifen über große Weinfässer geschlagen wurden, und befand sich nun in einer gar weltentlegenen schmalen Gasse, die nur eine Fensterfront hatte; von hier sah man über das hochbusige Weinland, an dem prangende Gärtlein wie Miedersträußlein hingen, und über die blitzende Silberspange der Donau in das offene, übersonnte Antlitz der Ebene hinaus, die ihre kornreifen Wogen bis in den Dämmer der Karpathen verrinnen ließ: eine Schöne mit strohgelben Flechten und von einem Kornblumenkranz blau umleuchtet.

Hier wurde der ungestüme Schritt des kleinen Musikanten langsamer, leiser, scheuer. Der eilige Wanderer ging nicht mehr, sondern schlich auf den Zehenspitzen und an die Wand gedrückt, ein dunkler Schatten, der allein in der Sonne unter den verschlossenen Fenstern hinhuschte. Dann blieb er unter einem der Fenster stehen und horchte, den Zeigefinger an dem halboffenen Mund, wie um sich selbst Ruhe zu gebieten und besser zu hören. Denn hier war es, wo der weltabgewandte, göttliche Beherrscher des Reiches der Töne wohnte, einsam wie

jener Olympier, der über den Blitz und Donner gebot, und zu dessen Füßen der Adler hockte. Nur mit diesem war er vergleichbar. Er hatte sich für diesen Sommer hier eingemietet, weil das Haus das letzte war und mit den Fenstern seiner zwei Zimmer in diese entrückte und allem Fernen zugewandte Gasse ging. Eroicagasse ward sie nachmals getauft.

Drüben im Hof schlugen die Weinbauern unbekümmert ihre Reifen auf die Fässer, mit lautem Lärm und Schall; dicht daneben aber saß der Genius am Klavier hinter fest verschlossenen Fenstern, damit kein Ton seines Instruments hinausdränge und niemanden störe. So scheu und schamhaft ist die Seele, die ihrem Gott das Höchste abringt.

„Bum! Bum! Bum!" schallte es dumpf und ganz fern verloren an das Ohr des Lauschenden. Nichts als diese abgerissenen, tiefen Klavierbässe ohne Zusammenhang und Melodie, die in dem Lärm von außen und in der Verschlossenheit von innen verloren ging.

Aber das kleine Meisterlein unter dem Fenster jauchzte vor Seligkeit, gab mit Händen und Füßen, nein, mit dem ganzen, etwas kurz geratenen Körper den Takt zu diesem Bum! Bum! und murmelte in seinem strampelnden Entzücken: „Wunderbar! Gnadenvoll! Himmlisch!" Rein als ob er in diesen paar abgehackten Tönen eine pathetische Meistersymphonie gehört hätte.

Dem kleinen, armen, glücklichen Singerlein war so selig, als ob der Himmel sich geöffnet, und die Hauskapelle Gottes rein ihm zuliebe eine Sphärenmusik angestimmt hätte. „Bum! Bum!" sang der Kleine mit, nach Leibeskräften Takt gebend und sich, sein eigenes Schöpferglück und Schöpferleid

und alles Daseinselend vergessend. Das Bum! Bum! hinter den Fenstern verstummte, das Dröhnen der Faßschläger im Hofe schallte weiter.

Vorsichtig zog sich Schubert in derselben Weise von dem Fenster zurück, wie er angeschlichen war, um ja nicht von dem großen Meister bemerkt zu werden und durch die ungeziemende Neugier seinen Unwillen zu erregen. Das hätte ihn härter als ein Fluch getroffen. Ob der Einsame da drinnen nicht vielleicht schon durch die dicke Mauer hindurch die Anwesenheit eines Fremden verspürt und aus diesem Grunde sein Spiel abgebrochen habe? Als Schubert aber um die Ecke war, begann er seinen furiosen Freudentanz über den Platz hin.

An dem nach dem Platz gewendeten breiten Tor des Beethovenhauses stand breitspurig ein Mann mit blauer Schürze, rauchte seine Pfeife und sah interessiert dem possierlich hopsenden kleinen Kerl zu. Der aber steuerte in einem Bogen auf ihn zu, denn er mußte jemand haben, dem er jetzt seine Begeisterung mitteilen konnte, und wenn der Mann nicht am Tore gewesen wäre, hätte er sie in ein Erdloch schreien müssen. Jedenfalls aber mußte sie geschrien werden.

„Wissen Sie, wer da drin wohnt?" schallte er ihm entgegen, mit dem Finger nach der stillen Gasse um die Ecke deutend.

Der Angeredete nahm die Pfeife aus dem Mund, spuckte tüchtig aus und sagte dann gedehnt: „Ein alter, tärrischer Musikant!"

Im Nu fuhren die kleinen Fäuste Schuberts empor, als wollten sie dem stämmigen Kerl an die Gurgel fahren, und krebsrot im Gesicht, schrie er: „Sie Rindviech! Beethoven ist es! Wissen Sie, was

das heißt? Beethoven! Mit zwei ee, Beethoven! Schreiben Sie sich's hinter die Ohren, Sie Mordsesel!"

„Wirst schauen, daß d' weiter kommst, du Fallot!" hub der andere an und holte zum Schlag aus.

Aber der Knirps war flink und entwischte rechtzeitig, mit einem Hagel von Schimpfworten und Flüchen überschüttet. Doch das tat nicht weh, und der begeisterungsfrohe Musiker freute sich, daß er dem Kerl diese Lektion gegeben hatte. Indes die Freude war nur halb, das Erlebnis stimmte ihn doch nachdenklich.

Beethoven ging ihm nicht aus dem Sinn: so geht ein ganz Großer über die Erde, der die Wunden und Leiden der Menschheit um sein Haupt gesammelt und diese Dornenkrone in eine leuchtende, strahlende, tönende Himmelskrone verwandelt hat, aus der über alles Weh die Weltsymphonie der Leidverklärten und Seliggewordenen erbrauste: Freude, schöner Götterfunken . . .!

So geht ein ganz Großer durch diese Zeit und diese Menschen! Dreifach eingehüllt in den Mantel seiner inneren Einsamkeit, in den Mantel seiner Taubheit, der ihn ganz von der äußeren Welt abschließt, und in den Mantel der Unerkanntheit, mit der er unter geringem Volk und äußerlicher Dürftigkeit lebt.

So geht ein ganz Großer durch das Leben, die kleinen Dissonanzen des Daseins nicht achtend und den großen Weltharmonien in seinem Inneren lauschend.

„Bum! Bum! Bum!" Im Takt und Eifer sprang das Meisterlein den gewaltigen Tönen nach, die in seiner Seele fortdröhnten und hopste durch Wein-

bergshohlwege und Gartengassen, daß der Rock flog, und die Leute lachend stehen blieben, dem kleinen Kerl nachzusehen, wie er sich so verrückt gebärdete.

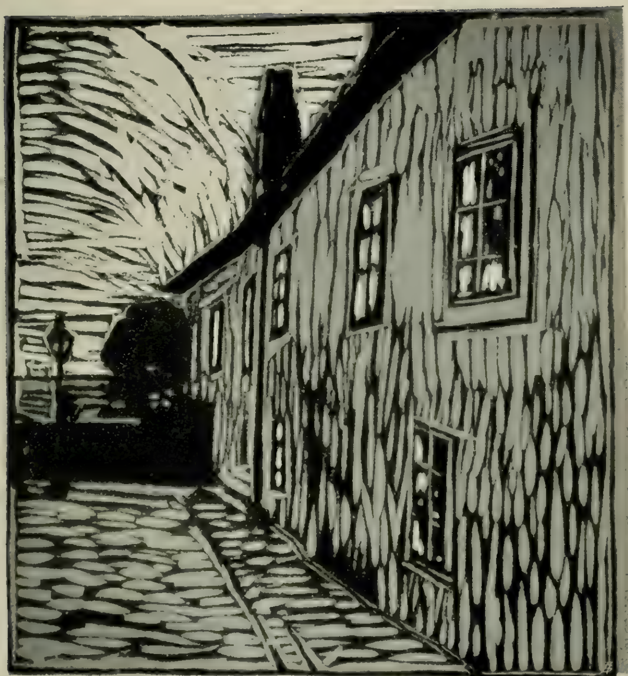
Meisterlein, ein klein wenig trägst du das Schicksal jenes Gewaltigen und bist ihm nahe; ein klein wenig tragen es alle, die in dem kleinen Leben Großes wollen!

„Bum! Bum! Bum!" So ging's hinaus bis Grinzing.

Dort weitet sich die Straße zu einem großen Platz, seitlich steht die Kirche, die man schon von weitem sieht, die behäbigen, einstöckigen Häuser sehen mit ihren Vorgärten wie dicke Marktweiber aus, die große Blumenkörbe voll Rosen vorgebunden haben. In der Mitte des Platzes erhebt sich eine blau getünchte, nach allen Seiten offene, steinerne Kapelle, in der eine gemeißelte Johannesstatue steht, und nicht weit davon streckt richtig Herrgotts Finger zum Tor eines der niedern Häuser heraus, gleichsam die Weltfreude zu heiligen. Ein langer schmaler Hof mit Tischen und viel Grün zwischen niederen Gebäuden zieht den Berg hinauf und verliert sich in den dahinterliegenden Weingärten.

Hier wurde der Gottestrank ausgeschänkt.

Ein hinfälliges Klavier fletschte in einem der Gastzimmer die Zähne, es war verstaubt und verstimmt, von groben Händen, die Gassenhauer darauf herunterhackten, übel zugerichtet. Ein gewöhnlicher Mensch hätte aus dem Klimperkasten keinen erträglichen Ton mehr hervorgebracht, Schubert jedoch zauberte aus den wenigen Tasten, die nicht versagten, noch einen ganzen Blumenstrauß von Melodien hervor.



Die Fenster in der Eroikagasse von Beethovens Sommerwohnung am Heiligenstädterplatz

Nach einem Holzschnitt des Malers Carl Moll, Wien

Es war das Haus „Zu den dreizehn Wangerln", das Ziel seiner Wanderungen.

Die dreizehn Wangerln gehörten den sieben Töchtern der Weinwirtin, von denen sechs wunderbar schön waren, die siebente aber ein etwas schiefes Gesicht hatte, davon die eine Hälfte rund und wohlgebildet, die andere aber eingezogen schien, als ob die Backe fehlte. Deshalb nannte der Volksmund das Haus „Zu den dreizehn Wangerln".

Das waren Schuberts selige Wege, an deren Ende ein Wirtshäusel, der Wein und die Liebe warteten.

Die schönste unter den sieben Schwestern hieß Helene, die Verwachsene war die Fanny. Leiden mochte er sie alle sieben, Helene aber hatte es ihm besonders angetan.

Doch es war nicht des wortkargen Meisterleins Art, seine Liebe in geschwätzige Reden zu kleiden, er kleidete sie in die Himmelssprache der Töne, die mußten doch alle Herzen verstehen.

„Ein Glück, daß er's nicht mit den Frauenzimmern hat!" hatte die Mutter gelobt und gedankt. Und nun hatte er es gleich mit sieben auf einmal.

Da saß er, bearbeitete das geschundene Klavier und erpreßte dem ächzenden, stöhnenden und schier asthmatisch schnaufenden Geschöpf eine gar himmelhoch jauchzende Seele. So phantasierte er ohne Reim und ohne Noten und sang dazu nichts als die Namen der sieben Mädchen: Helene, Marie, Therese, Fanny, Hedwig, Anna und Elisabeth, besonders aber wiederholte er den Namen Helene, Helene, Helene, denn wenn er alle sieben nannte, meinte er doch nur die eine, die ihn verstehen mußte, wenn er sein Herz in trunkenen Melodien ausströmen ließ, ihren Namen damit zu umflechten.

Wenn er also sang, dann stand die Lerche still, der Bach hielt den Atem an, die munteren Forellen hoben ihre Köpfe aus den Wellen und sangen leise mit; der Weinberg, dieser ungeheuere Trunkenbold, sang leise mit, und der große Sang ohne Reim und ohne Noten rann durch die süßen Mädchennamen wie ein Strom der Liebe, der nur durch solche Strombetten in die Welt rinnen kann.

Und die Mädchen kicherten dazu und belustigten sich ein wenig über den lieben närrischen Kerl, den sie leiden mochten.

Er hätte indessen nicht Schubert selbst sein müssen, wenn er zu seinem Glück und zu seinem Verhängnis den seelischen Kommunismus nicht soweit getrieben hätte, daß er seine nächsten Freunde nicht auch in das Geheimnis seiner stillen Liebe einweihte. Sofort beschloß Schober mit dem ganzen Freundschaftskreis eine Wagenpartie hinauszumachen und das Haus „Zu den dreizehn Wangerln" in Augenschein zu nehmen.

„Störet meine Kreise nicht!" bat Schubert, aber es half nichts. Er mußte gute Miene zum bösen Spiel machen.

Am Nachmittag kam der junge Maler von Schwind und brachte einen neuen Freund mit, Eduard Bauernfeld, der Beamter war, eigentlich aber auszog, Dichter zu werden. Er war von Schubertschen Schöpfungen begeistert und hatte den sehnlichsten Wunsch, den Tondichter persönlich kennen zu lernen.

Schubert und Schwind waren unzertrennliche Freunde aus innerer Verwandtschaft, wie der eine malte, so musizierte der andere und jeder dennoch, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Kaum ein

Tag verging, wo Schwind nicht bei Schubert oder Schubert bei Schwind steckte; drüben im Mondscheinhaus auf der Wieden, wo die schöne Karlskirche wie eine Madonna im Grünen über die baumreichen Ufer des Wien-Flüßchen, über das Glacis, über die eingeschachtelte Stadt hinweg zum Kahlengebirge sah, hatten die beiden unvergeßliche Tage verlebt. „Schwindien" wurde das Haus scherzhaft genannt, oder „Feste Malepartus", als der Schauplatz der fröhlichen Allotria, die in der zahlreichen Schwindischen Familie getrieben wurden. Was aber die beiden Freunde so wesenähnlich machte, war dieselbe Mischung von Heiterkeit und Tiefsinn, die einer in dem anderen liebte.

Schubert fragte nicht mehr, was Bauernfeld war, und woher er kam, es genügte, daß ihn Schwind gebracht hatte, denn dann war er gut, was er auch sonst im Leben sein mochte.

„Da ist einer, der Bruderschaft mit dir trinken will." Mit diesen Worten stellte Schwind die beiden jungen Männer ohne weitere Förmlichkeiten einander gegenüber. Sie mußten sich gefallen, ob sie wollten oder nicht. Ein lustiges Zwinkern saß in den Augen Bauernfelds, dessen ganzes Gesicht den Spötter und Ironiker verriet; jetzt aber war es das Lächeln der Freude, gleichsam mit beiden Füßen in den Freundschaftsbund hineinspringen zu können.

Schweigend stellte Schubert Gläser auf den Tisch, mischte den Trank und sagte: „Zuckerwasser! Ich hab nix anderes."

Also tranken Schubert und Bauernfeld Bruderschaft bei einem Glas Zuckerwasser.

„Das Trankopfer am Altar der Freundschaft genügt nicht, es muß auch Rauch aufsteigen. Laßt

uns jeder eine Pfeife anzünden," gebot Schwind mit priesterlicher Würde.

Schubert suchte und suchte und konnte keine Pfeife für Bauernfeld finden.

„Was ist denn das für ein Ding da am Tisch?" heischte Schwind.

„Um Gottes willen, mein Augengläserfutteral!"

„Einerlei, kann noch die schönste Pfeife draus werden." In wenigen Augenblicken hatte Schwinds erfinderische Hand aus dem Futteral eine Pfeife für Bauernfeld geformt, und in schönen blauen Ringen mit etwas brenzligem Geruch stieg der Rauch empor und umnebelte die Stirnen mit freundlichem Rausch, der zur Weihe gehörte. Ernst wie die Indianer saßen sie im Kreis und dampften und feierten die Freundschaft — durch beredtes Schweigen. Wozu denn schwatzen und neugierig fragen? Durch's Reden kommen gewöhnlich die Leute auseinander; also besteht die wichtigste Übung und Prüfung für den neuen Freund darin, das Schweigen zu ertragen; was man voneinander zu wissen braucht, findet sich früh genug. Solange der Mensch raucht, braucht er nichts zu sagen, und der Frieden ist gesichert. Schöne Gedanken stellen sich ein, werden gemeinsam bedacht und in gemeinsames, klug zuhörendes Schweigen gehüllt.

So hatte es der klausnerische Schwind mit der Pfeife gemeint, der sich nichts Herrlicheres wünschen mochte, als ein richtiges Eremitenleben, eine Klause mit Fels und Berg, und Wald und Wolken und eine lange Pfeife dazu und einen vollen Krug, der gerade nicht mit Zuckerwasser gefüllt sein dürfte. Die Pfeife war Berückung und Mittel, sich in ein solches ideales Dasein hineinzuträumen. Dann war

ihm die Welt zauberschön wie ein romantisches Gedicht, darin es von Elfen, klugen Zwergen, freundlichen Kobolden, zahmen Rehlein, hochgemuten Rittern, seligen Fräuleins und allerhand glücklich unglücklich Liebenden wimmelte. Wenn er rauchte, dann wurde der Märchenreigen lebendig und gaukelte in bunten phantastischen Bildern vorüber und wollte festgehalten sein mit Stift und Farbe, damit auch die andere Menschheit die Gesichte dieses Dichtermalers schauen könne. Er aber fühlte sich selbst als junger wunderlicher Heiliger, der über der selbsterschaffenen Phantasiewelt stand und beschaulich und geruhsam seinen Rauchschwaden nachblickte. Indem er seinen Freunden die Pfeife gab, meinte er wohl, ihnen den Schlüssel zur inneren Welt zu geben.

Daß ihn gerade jetzt Schober, dieser stutzerhafte Modegeck, der mit seiner frivolen Weltanschauung und oberflächlichen Lebenskunst das gerade Gegenteil des rauhen aber um so tieferen Schwindischen Einsiedlertums war, die schöne Stimmung stören mußte!

In prallen, gelben Hosen, den Rock von allerneuestem Schnitt, das Haar sorgfältig gekräuselt und gescheitelt, trat Schober ins Zimmer, zum Ausgehen bereit, und rief spottend der schweigsamen Runde zu: „Das Zuckerwasser den Pensionatsfräulein! Zum Bruderkuß gehört edler Wein! Auf nach Grinzing heute abend! Für den Wagen werde ich sorgen.“ Dabei zog er die Handschuhe an, drehte sich auf den Hacken herum, grüßte mit leichter Handbewegung und verschwand.

„Ich fahr nöt mit,“ trotzte Schwind; „mir ist der Kerl z'wider; was treibt er denn den ganzen

Tag? Von früh bis Mittag tanzt er vor dem Spiegel herum, und vom Nachmittag bis zum Abend scharwenzelt er hinter den Weiberkitteln einher. Guter Freund, sagst? Es ist ihm nicht um dich, und nicht um deine Kunst, sondern um seine Gedichte ist ihm, die du komponierst, Franzl, und die nicht gelesen würden, wenn man sie nicht singen könnte. Nicht um deinen Ruhm ist ihm, sondern um seine Eitelkeit; die Hauptsache für ihn ist nicht deine Musik, sondern seine Verseln. Laßts mich aus, ich tu nöt mit!"

Statt allen Zuredens setzte sich Schubert ans Klavier und schlug ein paar Takte des Ständchens aus Shakespeare „Cymbeline" an: „Horch, horch, die Lerch' im Ätherblau . . ."

Dieses Beschwörungsmittel verfehlte nie seine Wirkung. Schubert hatte es im Mondscheinhaus in einem glücklichen Augenblick komponiert und dem Freund vorgesungen, als dieser an einem blaustrahlenden Sommernachmittag sich absolut nicht vom Zeichentisch losreißen wollte. Was die liebe Sonne und der blaugeöffnete Himmel mit all seinem Lerchensang selbst nicht vermochte, das hatte die Magie der Kunst, die die Lerche in der eigenen Brust erklingen machte und die Seele das Ätherblau des Himmels schauen ließ, mit einem Schlag bewirkt. Der Bleistift flog in die Ecke und Arm in Arm ging's in den strahlenden Nachmittag hinaus, der unendlich reicher an künstlerischer Ausbeute war, als die stubenhockerischen Stunden am Zeichentisch.

„Horch, horch, die Lerch' . . ." Bei dem ersten Akkord jubilierte schon das Herz, als wäre es selbst die Lerche, und ein ätherblauer Baldachin spannte sich über die Seele, die eben noch grau voll Wolken des Mißmuts hing.

„Ist doch ein feiner, lieber Kerl," nahm Schubert das Wort zu Schobers Verteidigung.

„Freilich ist er ein feiner, lieber Kerl, von dem man allerhand profitieren kann, besonders von seiner Suada," grollte Schwind noch ein wenig umher; „ich tät doch nicht schimpfen über ihn, wenn ich ihn nöt am End auch ein bissel gern hätt, aber z'wider ist er mir doch."

„Ich hab kein Geld," erklärte Bauernfeld und kehrte seine Hosentaschen um. Dann unterzog er die Weste und den Rock einer sehr peinlichen Untersuchung und brachte endlich einige Münzen hervor. „Zu einem Ausflug nach Grinzing gehört mindestens ein Seidel Wein, oder noch besser zwei Seidel, obzwar aller guten Dinge drei sind. Zum Wein gehört eine Portion Geselchtes und ein Hausbrot. Der Wein macht, gering gerechnet, vier Kreuzer, das Geselchte mit Brot acht Kreuzer, in Summa zwölf Kreuzer. Vorhandenes Barvermögen zehn Kreuzer. Eß ich statt Selchfleisch eine Knackwurst, dann vermindert sich die Rechnung von zwölf Kreuzer auf acht Kreuzer, verbleibt ein Barüberschuß von zwei Kreuzer. Juchhe!"

Auch Schwind zählte seine Knöpfe und kratzte mit Müh und Not sechs Kreuzer zusammen.

Schubert unterzog seine sämtlichen Hosen und Röcke, die mit einem kümmerlichen Aussehen wie richtige Armenhäusler in dem braungestrichenen Schrankgehäuse trauerten, einer schonungslosen Brandschatzung und schuftete im ganzen neun Kreuzer heraus.

„Wir kommen halt über die Knackwurst nicht hinaus," stellte Bauernfeld fest und überreichte dem

Schwind zur Deckung des Defizites seinen Barüberschuß von zwei Kreuzer.

„Verschwender!" herrschte ihn dieser an. „Weißt du nicht, daß ich zahlungsunfähig bin?"

„Doch! Aber du kannst mir's in Naturalien aus deiner Mutter Küche zurückgeben. Ein Kilo Grieß macht gerade zwei Kreuzer."

„Grieß? Was machst du denn mit dem Grieß?"

„Grießkoch, natürlich. Das tägliche Mittagessen. Ich hab in diesem Monat wie ein Prasser gelebt, und da ist mir der Grießvorrat vor der Zeit ausgegangen, denn heut ist erst der fünfundzwanzigste. Mit einem Kilo Grieß reichts bis zum ersten. Die Milch wird monatlich bezahlt, das heißt, man bleibt sie schuldig. Dazu hat man doch Jus studiert, ist Praktikant im Staatsdienst, treibt brotlose Kunst, damit man sich diesen Luxus in Essen und Trinken gönnen kann. Rechnet's Euch aus: Quartier, Wäsch, Tabak, warmes Mittagessen vom ersten bis zehnten im Wirtshaus ‚Zum Ofenloch', vom elften bis dreißigsten mittags ein mit allen Finessen ökonomischer Kochkunst zubereitetes Grießkoch und abends ein Glas Bier mit Knackwurst oder Goulasch. Wenn einer dabei mit zwanzig Gulden Konventionsmünze im Monat auskommt, ohne wöchentlich einen oder zwei Fasttage zu riskieren, der ist ein besserer Rechenkünstler wie ich."

Wütend schlug Schwind auf den Tisch. „Verdient es denn diese infame Welt, die solche Prachtkerle wie wir darben läßt, daß man sich überhaupt noch um sie kümmert? Laßt uns auswandern, Freunde!"

„Wohin?"

„In die Einöde! Dort wollen wir eine Klause

bauen und Heuschrecken fressen. Ein härenes Gewand um die Lenden, einen wohlgestopften Tabaksbeutel, einen Mund voll Musik, als Rosine im Kopf die Erinnerung an die edle Vergangenheit, und im Herzen Naturliebe und Weltverachtung — kann es was Höheres geben, als ein solches Eremitenglück?"

„Lustig, Freunde, lustig!" klatschte der übermütige Bauernfeld, „genießen wir nicht schon dieses Glück? Weniger als nichts kann der Mensch nicht haben. Aber dieses Nichts ist sehr viel, es ist die Freiheit so zu musizieren, zu malen, zu schreiben, zu reden, zu denken, was und wie wir wollen, nicht wie es die anderen wollen. Aus Nichts hat Gott die Welt erschaffen, wir wollen aus Nichts die neue Zeit erschaffen. Auswandern können wir nicht, wohin soll denn der Österreicher auswandern? So schön findet er's doch nirgends mehr in der Welt, wie grad an diesem Fleck. Auch nicht in die Einöde können wir flüchten und schon gar nicht in die Vergangenheit. Es ist besser in einer schlechten Zeit zu leben, als in einer großen Vergangenheit tot zu sein. Nicht zurück in die Vergangenheit, lieber Schwind, sondern mitten in die Zukunft hinein! Drum gibt's nichts besseres als dableiben, die Feinde durch die Arbeit erschlagen und der Welt die Verachtung beweisen, indem du unerhört schöne Bilder malst, der Franzl unerhört schöne Musik macht, der Grillparzer unerhört schöne Theaterstücke schreibt, und ich, indem ich dieser Gesellschaft ihre Lächerlichkeit und Nichtswürdigkeit in einem Wahrheitsspiegel vorhalte, so lange, bis ihr vor ihr selber graust. Hervorragend gute Leistungen können diese Menschen am allerwenigsten ertragen; sie schimpfen so lange darüber, bis sie's vor Be-

geisterung mit Haut und Haaren fressen und sich zu schämen anfangen, daß sie es so ausgezeichneten Kerlen, wie wir sind, gar so sauer haben werden lassen. Das wird unsere Rache sein."

Es erschien als schöne Fügung, daß in diesem Augenblick Franz Grillparzer, von Spaun begleitet, hereintrat.

Der Herr Konzeptspraktikant hatte wieder recht arge Mißhelligkeiten im Amt und ärgere noch in der Liebe gehabt. Der Mensch verträgt eben schwerer kleine Kränkungen als großes Unrecht. Er wähnte sich von Kathi gekränkt, und Kathi wähnte sich von ihm gekränkt, und beide lauerten im Trotz, ob nicht das andere den ersten Schritt zur ach! so und so vielten Wiederversöhnung täte. Jedes von beiden hatte die felsenfeste Überzeugung, daß Abbitte und Verzeihung unbedingt erfolgen mußte, aber die Gewißheit verlängerte den Trotz und verhärtete den Verdruß. Diese Mißstimmungen hatten eine höchst nachteilige Wirkung auf seine dichterische Arbeit, und es schien, als ob auch die Muse zu schmollen anfinge. Das bereitete ihm allerdings die höchste Pein. Er litt an der namenlosen Angst, daß der dichterische Born plötzlich versiegen könnte, um nie wieder zurückzukehren. Darüber geriet er in eine gewaltige Unruhe, als ob ihm der geistige Tod bevorstünde, und allzu ängstlich begann er in sich hineinzuhorchen, sich über jede Unlust zu entsetzen und jeder leisen Regung nachzuspüren, wodurch er sich selbst die gute Stimmung verdarb und die Muse verscheuchte, wenn sie sich wirklich gnädig zeigen wollte.

Äußere Widrigkeiten kamen hinzu; sein neues Stück „Ottokars Glück und Ende" war von der

Zensur verboten worden; der seichte Possenschreiber August Kotzebue, der sich desselben Stoffes bemächtigt hatte, war ihm vorgezogen, dessen elende Mache anstandslos die Zensurschwierigkeiten passierte. Des Dichters Unmut war so groß, daß er ernsthaft ans Auswandern dachte. Schon früher hatte er die Absicht gefaßt, um Versetzung zur Gesandtschaft nach Italien oder Spanien anzusuchen; jetzt wollte er dem undankbaren Vaterland, dem er in seiner schmählich verkannten Schöpfung einen Lorbeerkranz geflochten, für immer den Rücken wenden und seine Dienste dem König von Preußen widmen.

Aber vom Gedanken war noch weit zur Tat, und er fühlte schon, daß er mit tausend unsichtbaren Ketten an diese Stadt und an die Lieben hier für immer gefesselt war. So fest hielt die Heimat den Menschen; doch des Dichters geistige Heimat war Weimar, dahin ihn eine unbezwingbare Sehnsucht trieb. Er fühlte sich allerdings als der Größte nach Schiller und Goethe, ob ihm aber dort der hohe Areopag der Kunst diesen Rang zuerkennen würde? Darum verlangte es ihn mächtig, das leuchtende Antlitz Goethes zu schauen, den Gott, zu dem er betete, um aus dem unsterblichen Munde des Olympiers das Gnadenwort zu empfangen, das ihn erlösen konnte.

Aber auch Weimar war zu fern, und er konnte das Land seiner Sehnsucht nur im Geiste grüßen. Die Tage vergingen im dumpfen Hinbrüten und im Gefühl seiner Ohnmacht und Gelähmtheit. Durch eigensinnigen Trotz und Eifersucht hatte er sich vollends aus dem Paradies ausgeschlossen und mußte nun sogar die Musik entbehren, diese Schmerzlöserin, die ihm sonst in grauen Stunden den Himmel immer aufs neue erschlossen hatte.

Wie eine leise liebevolle Mahnung ging ihm eine feine leichte Melodie nach, und es konnte ihm wider Willen passieren, daß er gerade in der trübseligsten Stimmung zu summen und zu pfeifen anfing wie einer, der voll loser, lustiger Dinge steckt. Es waren ein paar Takte des Forellenquintetts, an das er lange nicht mehr gedacht, und das blitzartig in der Erinnerung auftauchte.

„Mach's wie die Forellen!" mahnte es ihn. „Frisch durch die wilden Lebenskreise und den Wasserfall hinauf! Wenn's auch mit fürchterlicher Schwere auf dich niederstürzt, immer unverzagt hinauf, es wird schon gehen, man muß nur wollen."

In dieser Stimmung traf er zufällig Spaun, der zu Schubert wollte und schloß sich ihm an. Er hatte dem jungen Musiker lange seinen Besuch versprochen, mehr aus einer Art psychologischen Interesses als aus bloßer Freundschaft, denn er lebte etwas abseits von dem geselligen Freundeszirkel und würde wenig in Berührung mit ihm gekommen sein, wenn es nicht durch das Haus Fröhlich geschehen wäre. Jetzt aber war ihm jede Freundeshand willkommen, die sich ihm entgegenstreckte, am meisten jene Schuberts, der ja ein Baldachinträger des Glücks war. Von dem konnte man lernen, was es heißt glücklich zu sein, soweit nicht schon das Forellenquintett und so manche andere tönende und gesungene Botschaft von ihm es gezeigt hatte.

„Das also ist die Behausung des Glücks," dachte er, als er in Schuberts Zimmer einen flüchtigen Blick um sich warf. Die Fenster gingen nach dem Hof hinaus und empfingen nicht allzuviel Licht, die Wände waren kahl und dürftig möbliert. Das Bett war reinlich, sonst sah es in dem Zimmer ein

bißchen wüst aus. Der schwere Tabaksqualm stand an der Decke, halbleere Gläser mit Zuckerwasser standen auf dem betropften, wackligen Tisch umher, und das Klavier war mit einem Chaos von Notenbüchern, Heften und abgerissenen Blättern bedeckt. Ein paar große Kartons mit antiken Figuren hingen an den Wänden in der Nähe des Klaviers und brachten eine gewisse stille Größe in die armselige Kleinbürgerlichkeit des Raumes.

Der junge Bauernfeld strahlte vor Freude über das Erscheinen des großen Dichters. Er hatte vor einiger Zeit Grillparzer besucht, ihn gebeten, sein Erstlingswerk, ein Theaterstück, zu lesen, und Grillparzer hatte ihn vor Freude und Rührung mit den Worten umarmt: „Endlich entsteht wieder einmal Gutes in Österreich!“

Wie Grillparzer zu Goethe, Schubert zu Beethoven, so blickte Bauernfeld zu Grillparzer auf, als zu dem schier unerreichbaren Ideal der Vollkommenheit, obzwar Bauernfeld damals schon ahnte, daß er ganz andere, vielleicht entgegengesetzte Wege gehen werde. Er hatte eben in seinem Meinungsstreit mit Schwind unbewußt das Programm seines Lebens ausgesprochen. Zunächst aber fühlte er die Hilflosigkeit seiner ersten Versuche und die Abhängigkeit von seinen großen Vorgängern, die den Übermütigen und scheinbar allzu Selbstbewußten im nächsten Augenblick wieder verzagt und kleinlaut machten.

„Wozu schreiben wir noch, wir Pygmäen!“ gestand er demütig, als er sein Können mit dem des bewunderten Dichters verglich. Es erging ihm wie allen Strebenden, daß der Anblick fremder Größe sie hoffnungslos und zugleich verbissen machte.

Grillparzer litt im Anblick des Marmorbildes

Goethescher Kunst an seinen eigenen Ungewißheiten und wurde verlangend, es diesem gleichzutun; Schubert ward wunschlos und selbstvergessen, wenn er unter den Fenstern Beethovens ein dumpf dröhnendes Bum! Bum! Bum! erlauschte, darin er das Echo des Jüngsten Gerichtes, alle Höhen und Tiefen der menschlichen Seele, den Schrei der Verzweiflung und den Jubel der Erlösung zu hören vermeinte; und Bauernfeld, der sich vor dem jung blühenden Lorbeer Grillparzers verneigte, stritt insgeheim gegen die Götter, die er selbst verehrte und deren übermenschliche Größe ihm seine Kleinheit und Ohnmacht unbarmherzig fühlen ließen. Es reizte ihn, den neidischen Olympiern, die schier alle Schönheit an sich gerissen und nichts zum Dichten mehr übrig ließen, was nicht schon ihren Stempel trug, das Feuer vom Himmel zu stehlen und die Leuchtenden zu verdunkeln. Diese Auflehnung gegen das Übermächtige machte ihn erst zum ganzen Menschen, zusammengesetzt aus Anbetung und Widerspruch, aus Melancholie und Selbstüberhebung, aus zersetzendem Spott und ehrlicher Begeisterung, eine höchst anregende Mischung, die das wahre Salz der Erde ist. So waren die drei in demselben Sinne, wenn auch auf verschiedene Weise, Leidensgefährten, ohne es zu ahnen. Gemütstief, leicht entzündlich und weichherzig, besaßen die Jünglinge auch ihre Härten und konnten gallbitter, spottsüchtig, unerbittlich und grausam sein, wie es immer die Art der gesunden Jugend ist. Sentimentalität ist Alter, Krankheit und Schwäche, und gerade das war nicht ihre Sache.

Bauernfeld griff in die Westentasche und holte ein Bonbon hervor, das in ein metallisch glänzendes Papier gewickelt und von einem weißen Papier-

streifen mit etlichen daraufgedruckten Verszeilen beklebt war. Das Gedicht enthielt in empfindsamen Worten und reich mit Mythologie gespickt ein Lob auf Freundschaft und Liebe.

Bauernfeld las den Vers und sagte: „Merkwürdig, in diesem Katarrhzeltelvers steckt eigentlich der Schiller drin. So haben die Leute zu seiner Zeit empfunden, gedacht und geredet. So waren ihre Ideale, ihre Gärten, ihre Häuser, ihre Möbel, ihr Stil. In gerader Linie aufwärts von diesen Dingen und diesem Katarrhzeltelvers finden wir unseren göttlichen Schiller. Der Dichter muß die Sprache seiner Zeit reden, und ihre eigenen Gedanken vordenken. Drum ist es lächerlich, wenn die Leute von einem verlangen: dichte wie Schiller! Denn die Sprache von heute und die Gedanken von morgen sind nicht mehr die seiner Zeit, aus der er nicht heraus und in die wir nicht hinein können. Die Ideale bleiben nicht immer dieselben, und die ewigen Wahrheiten kriegen immer einen anderen, einen neuen Sinn. Also das ist mein Credo: nicht in die Vergangenheit zurück, sondern in die Zukunft hinein. Die Überlieferung ist schön, poesievoll, klassisch, und die Wirklichkeit ist roh, gemein und stillos, aber sie ist unser! Vor allem ist sie lebendig, gesund und echt, bei ihr müssen wir anfangen, wenn wir's zu was bringen wollen!"

Schwind wurde bös, wenn einer zu theoretisieren begann, er stieß Bauernfeld mit den unmutigen Worten zurück:

„Du bist mir z'wider!"

Grillparzer schwieg; er war über die renitente Sprache des jugendlichen Hitzkopfes, der es nicht lassen konnte, die ehrwürdigen Dichter-Heroen fre-

ventlich am Bart zu zupfen, sehr verstimmt. Waren die lästerlichen Reden seines Anbeters nicht auch ein wenig auf ihn gemünzt? Noch war es ungewiß, ob in dem verworrenen Drang bloß der Mißmut eines unbefriedigten Anfängers, oder dunkel ein revolutionärer Geist sprach, der in die nächsten Jahrzehnte gehörte. Wird das die muntere Forelle sein, die den Wasserfall hinaufschwimmt?

Trotz des überhandnehmenden Mißbehagens ließ sich der Dichter bestimmen, an dem Wagenausflug der Freunde teilzunehmen. Schober war zurückgekehrt und hatte das ganze musizierende, malende und dichtende Gesindel auf einen offenen gelben Wagen gepackt, und hinaus ging's nach Grinzing zu den dreizehn Wangerln, wo der Wein und die Liebe blühte. Während die anderen sangen, lachten, scherzten und stritten, saß er mit vornehmer Haltung unter ihnen, selbstbewußter Dilettant und Lebenskünstler nach dem Muster Wilhelm Meisters, den er neuerdings zum Vorbild gewählt hatte. Das Leben war für ihn eine Rolle, darin er nicht sich, sondern einen anderen spielte; jedenfalls aber spielte er die Rolle gut.

Schober wollte die alte Grinzingerallee entlang fahren, Schubert bat sich den Weg über Heiligenstadt aus. Dort ließ er die Freunde absteigen und führte sie über den versonnenen Platz in die einsame Gasse mit der einzigen Fensterreihe und dem Fernblick, der eine weite lichte Welt umfaßte. Hier gebot er Schweigen und stand eine Weile versunken und führte dann die Freunde wieder stumm aus diesem Weihebezirk hinweg.

„Was ist denn los?“ Sie hatten auf das unscheinbare Haus nicht geachtet und bloß auf die



Moritz von Schwind
im Mannesalter
Nach einem Stich von Auguste Küstener

kornreife Erde hinausgesehen, die draußen hing wie ein gelber Erntekranz mit blauen Schleifen geziert.

„Und das Haus? Und die Fenster? Dort wohnt Er! Nun, Er, Er, Er! Beethoven!"

So feierte er seine Andachten wie ein Frommer, der zuerst zur Kirche geht und dann ins Wirtshaus.

„Aber vorher noch einen Sprung zum Heiligenstädterbach hinunter, wo Er spazieren zu gehen pflegt. Zum Beethovengangl! Der Wagen soll nachkommen."

In Freude und Schmerz gedachte Grillparzer seiner lieben Kathi und über allen Zank legte sich's weich um sein Herz.

„Bin doch neugierig, ob wirklich Forellen drin sind, wie sie sich immer einbildet," dachte er.

Aus einer grünen Schenke, an der sie vorbeigingen, erscholl wüster Streit; in einer zweiten wurden rohe Gassenhauer gesungen; über duftende Hausgärten her, aus den Fenstern eines lieben alten Häuschens kam eine keifende Stimme; ein geschminktes Frauenzimmer vertrat mit frechem Lächeln den jungen Männern den Weg.

Die weiche versöhnliche Stimmung war aus dem Herzen des Dichters gewichen, die keifende Stimme und der gehörte Streit frischten die Erinnerung an die Bitternisse seiner Liebe wieder auf, sein Denken ging wieder einen abschüssigen Weg.

„Es ist nicht immer die Liebe, die in den Gärten blüht; es ist nicht immer die Freude, die aus dem Weinglas getrunken wird; es ist nicht immer die unsterbliche Geliebte, die uns begegnet. Und es sind nicht immer Forellen . . ." Aber er wollte nicht voreilig unrecht tun und lieber abwarten.

Unterdessen kamen sie zu dem unvergeßlichen,

kläräugigen Forellenbach hinunter, von dem Kathi soviel Schönes zu sagen wußte; aber der heiße Sommer hatte dem Bächlein der Liebe übel mitgespielt; der kläräugige Forellenbach war eine trübe, etwas sumpfige Gosse geworden, und von Forellen war keine Spur. Kaum ein armseliges Weißfischlein war zu entdecken.

„Es sind also doch keine Forellen drin!“ stellte der Dichter in trübseliger Stimmung fest, während Schubert laut die Schönheit des Beethovengangls pries.

Dann setzten sie im gelben Wagen die Reise ins Ätherblaue fort, wie Schwind es nannte.

Als echter Romantiker hatte er eine Gitarre mitgeschleppt, die auf Wanderungen und Ausflügen seine treue Begleiterin war. Wahrscheinlich dachte er sich auch das Leben eines einsiedlerischen Heiligen nicht ohne Gitarre.

Mit Gitarrengezirp und Singsang kamen sie an das Ende des Weges, wo das Wirtshaus mit Gottes Finger winkte, und wo der Wein und die Liebe ihrer warteten.

Nun scholl es laut durch das Tor und auf den Hof „Zu den dreizehn Wangerln“ im mehrstimmigen Gesang:

„Horch, horch, die Lerch' im Ätherblau!
Und Phöbus, neu erweckt,
Tränkt seine Rosse mit dem Tau,
Der Blumenkelche deckt.
Der Ringelblume Knospe schließt
Die gold'nen Äuglein auf;
Mit allem, was da reizend ist —
Du süße Maid steh' auf.
Mit allem, was da reizend ist —
Du süße Maid steh' auf.

Steh' auf, steh' auf,
Du süße Maid steh' auf!
Steh' auf, steh' auf,
Du süße Maid steh' auf!"

Aber da standen schon die dreizehn Wangerln wie dreizehn Rosen im Hof und neigten sich kichernd hin und her, denn sie waren lose Schelme und hielten gerne mit, wenn es recht närrisch zuging. Dafür war nun die beste Stimmung da.

Da raufte der Schubert Franzl schon wieder mit dem knurrenden und bissigen Köter von einem Klavier, aber er bändigte es und schüttelte unablässig sogenannte „Deutsche" oder Ländler und Walzer hervor, um die ihn Helene gar herzinnig anzuflehen wußte.

Tanzen, tanzen! Das war ihre Seligkeit. Und nun wirbelten sie auch schon herum, Schober mit Helene voran, der sehr galant tat und das schöne Mädchen im Sturm eroberte; die hochmütige, spöttische, schöne Helene, die leicht die Nase rümpfte, war von dem gewandten, vornehmen jungen Mann auf der Stelle betört und vermochte seiner stürmischen Liebeswerbung nur schwachen Widerstand entgegenzusetzen.

Das Paar war aus dem Saal verschwunden; als aber Schubert über sein Klavier durch das Fenster ihm gegenüber in die Abendsonne blickte, sah er, wie draußen im Garten unter dem dunkelgrünen Schatten der Bäume und vom Purpur umwogt, Schober und Helene in jäh ausbrechender Leidenschaft sich herzten und küßten. Der Sommer, der Sommer, der Abend und die Rosen, der Wein und die Liebe!

Am Klavier schrillte eine Dissonanz, als ob die Saiten gesprungen wären. Das Spiel riß ab, Schu-

bert war aufgesprungen, machte einige wilde Bewegungen, als wollte er hinausstürzen.

„Halt! Was gibt's?“

Sein gutmütiges breites Gesicht war plötzlich verändert, von Schmerz durchzuckt, entstellt und verschönt, eine tragische Maske, wie man es nie gesehen hatte. Die Freunde waren entsetzt.

Grillparzer hatte an der allgemeinen Lustigkeit nicht teilgenommen. Er saß still und in sich gekehrt wie immer, wenn es hoch herging. Jetzt aber war er gespannt.

„So wettert es im Antlitz eines ganz Glücklichen?“ Sichtbar gab hier das Leben ein Rätsel auf.

„Bruderherz!“ umarmte Schwind seinen Freund, von dessen Leid übermannt und eigenen Kummers gedenkend, denn er selbst hatte einem schönen aber untreuen Mädchen entsagen müssen, „Bruderherz, wir sind nichts für diese treulose Welt. Richten wir zwei uns in einer Klause ein, und leben wir als wunderliche Heilige und Brüder, die wir einander doch zum Verwechseln ähnlich sind. Ich bin felsenfest überzeugt, daß jene, die uns verschmähen, in bitterer Reue zu uns zurückkehren, weil zuletzt doch das Gute siegen muß.“ So dichtete der ideale und romantische Jüngling aus eigenem und Freundes Schmerz eine süß fromme und tröstende Legende und ersann Bild auf Bild, den Ruhm der wunderlichen Heiligen und das Wunder der Bekehrung sichtbar zu machen.

Jetzt trat Schober ein, mimte unbefangenes, ruhiges Wesen und ergriff Schuberts Hand: „Bist doch nicht böse deswegen? Es ist die tragische Stunde, wo die Löwen auf die Beute gehen.“

„Gott Mahadöh!“ spottete Bauernfeld über

Schober. „Er hat Schuberts Helene mit feurigen Armen in den Himmel entführt."

„Weiberknecht!" brauste Schwind auf, und jetzt wollte der Streit ernstlich ausbrechen.

Aber Schubert beschwichtigte die Erregung. Er selbst hatte bereits verwunden und lächelte wieder, freilich einen Schatten trauriger als früher.

Zärtlich war die häßliche Fanny um ihn bemüht. Hastig trank Schubert seinen Wein, und unauffällig und flink stellte sie ihm immer ein neues volles Glas hin, und als die Rechnung kam, war ihm nicht mehr als ein einziges Seidel aufgekreidet. Den übrigen Wein für ihn hatte die Liebe gespendet. Zuletzt meinte es der liebe Gott wohl immer gut mit seinem Liebling. Warum aber hatte sein Finger Fannys Herz berührt, anstatt jenes der schönen Helene? Es gehörte mit zu seinen unerforschlichen Ratschlüssen. Schubert lächelte wehmütig. Er war glücklich.

Grillparzer sah den Vorgängen nicht ohne Ergriffenheit zu. „Also ist Entsagung das Fundament des Glückes, um das ihn alle beneiden!" Es wollte ihn bedünken, als ob er eine neue Lehre empfangen hätte, eine Lehre vom Glück.

Gott Mahadöh, das Spottwort blieb auf Schober haften und trug das Skandälchen bei den dreizehn Wangerln in allen Gesellschaftskreisen der Stadt umher, ließ einen Versöhnungstrunk auftragen und geleitete mit feurigen Armen den besänftigten Schubert zum Klavier zurück, ihm gleichsam wieder den Himmel schmerzverklärter Freuden anzuweisen.

Von neuem perlten die Melodien in goldklarem Fluß wie edler Wein aus den Keltern Gottes, die aus Seufzer und Tränen, aus Lebenssturm und Her-

zensnot diesen geklärten, feurigen, glückspendenden Seelentrank bereiteten. Und als bedeutsames Zeichen ward Gottes Finger an dem Hause sichtbar, unter dessen Dach der Wein und die Liebe wohnten und deren Sprößling: die tragische Lust.

Die Jünglinge waren Gottes voll und sangen im Quintett. Am schönsten sang der versoffene Schulmeisterssohn, der große, entsagende, sich reich verschenkende Freund. Darum haben ihn alle geliebt, die Genossen, die mit ihm zechten, Fanny, die ihm aufkreidete, nicht an die schwarze Tafel, sondern in ihr Herz, der Forellenbach, der ihm die Geheimnisse von der Mühle und von der schönen Müllerin zuflüsterte, und am meisten liebte ihn der Wein, der all sein Elend, all seine Tränen, all seinen Schuldenbettel, all sein Herzeleid in Gold umwandelte, das er sorglos unter die Menschen verstreute. Darum sind alle seine Schuldner geworden, die Freunde, die ihm borgten, die Mietfrau, die den Zins nicht bekam, die Wirte, die ihre Kreide verschrieben, die Mädchen, die ihr Herz verpfändeten, und die ganze große unbekannte Menschheit. Die Welt des Haders und der Zwietracht sang mit in dem Chor.

Dem Schubert Franzl am Klavier aber wollte es so vorkommen, als ob der Tragiker der Freude, der finstere, menschenfeindlich blickende Herr Ludwig van Beethoven sein zerwühltes Antlitz aus der himmelstiefen Einsamkeit der Berge und Täler draußen erhübe und ihm geisterhaft zunickte.

„Freude, schöner Götterfunken . . .“

Der finstere, menschenfeindlich blickende Herr hätte seine helle Freude an diesem Quintett gehabt.

Dem grillenfängerischen Herr Konzeptspraktikanten und Dichter jedoch kam es vor, als ob er

jetzt die Forellen in dem Heiligenstädterbach am Beethovengangl erkennen würde. Er horchte in sich hinein, horchte ganz genau in sich hinein, in alle Seelenwinkel, darin ein Echo von Kathis Stimme wohnte, und hörte wirklich das Lied der Forelle.

„Sie hat recht, es sind doch Forellen in dem Bach drin! Wenn man will, kann man's sehen und hören. Man muß nur wollen. Man muß wirklich nur wollen!"

XI.

„Man muß wirklich nur wollen, dann geht alles!" hatte er gesagt und kletterte abends zur Dämmerzeit die vier Stockwerke in der Singerstraße hinauf, pochte an die Tür, ein Hälslein streckte sich vor, runde Wangen, ein purpurner Mund, nachtschwarzes Haar und taghelle Stirn, und darunter dieses dunkel helle blitzschnelle Augenpaar, das immer vor ihm stand, ob er nah war oder fern.

Man muß nur wollen, dann zwingt man auch den trotzigen Eigensinn, der schon manchen großen Herrn verspeist hat. Er erschrak über Kathis Blässe und den Schattenkranz ihrer Augen, darin Feuers- und Wassersmacht lächelnd vereinigt waren. Auch sie hatte gelitten, und er wußte nicht wie! Aber jetzt war alles gut.

Nun kam wieder eine kurze Zeit des ungetrübten Glücks.

Indessen stiegen am Horizont neue Wolken auf.

Resi war wieder zu einer „Leich" gegangen, sie hatte also ihren Festtag. Da konnte sie wie sonst die trostreiche Sprache der Orgel vernehmen, die

wenigen, aber zu Herzen gehenden Worte des Pfarrers, und vor allem war wieder ein Anlaß, über das vergängliche Dasein und über das bessere ewige Leben im Jenseits zu philosophieren. Aber von dieser Leichenfeierlichkeit kehrte sie nicht mehr heim, um ihrer Gewohnheit nach zu sagen, daß es dem, der in der „Truchen“ lag, besser gehe als ihr, denn sie war es selbst, die in der Truhe lag und also zum letztenmal eine „schöne Leich“ mitmachte.

Sie war eigentlich kaum krank gewesen, nur wenige Tage bettlägerig und dachte nicht ans Sterben, es gefiel ihr noch recht gut in dieser Welt.

„Ein Jahrl wenigstens oder zwei möcht ich's noch mitmachen, bis unsern Herrn Franz seine Hochzeit vorüber ist, damit ich die Gewißheit mit hinübernehm', daß das junge Paar seine Ordnung hat. Wär eh schon Zeit, daß s' ans Heiraten denken; ein Brautstand, der zu lang dauert, taugt nix. Auf was er denn alleweil noch wart?! Z' gschwind gheirat, eh man sich recht kennt, heißt auch nix; das ist ja wahr; aber jetzt geht's eh schon ein paar schöne Jahrln her, da muß er s' doch schon in- und auswendig kennen. Sie ist ja wie ein Engerl, so lieb und so schön, die Fräuln Kathi — wenn ich ein Mannsbild wär, nöt einen Augenblick tät ich mirs überlegen. Weiß man denn, was bei dem Warten alles daherkommt? D' Freud wird nöt größer, wenn man sich schon gar zu gut kennt, und zum Schluß verliert man noch das bissel Courage, das dazu gehört. Übers Jahr soll's ernst werden, Gott geb, daß's schon vorüber wär. Ein Jahr ist eine lange Zeit, himmelangst wird mir oft, wenn ich das bedenk, und manchmal glaub ich schier, ich derlebs nimmer.“

Sie erlebte es auch nicht. Unerwartet schnell



Der wunde
von Moritz



ie Heilige
Schwind

war ihr Licht verlöscht; morgens lag sie tot im Bett wie eine friedlich Schlafende.

Rührend war es, wie Kathi sich um die Alte sorgte und mühte.

Während sie in diesen Tagen von früh bis nachts Laufereien hatte, sich um Arzt, um Apotheke, um die Pflege der Kranken kümmerte, alles selbst besorgte und dann noch mit den Scherereien der Leichenbestattung zu tun hatte, saß der Dichter bei der Netty und Pepi, jammerte über den traurigen Fall, der ihn aus dem gewohnten Lebensgeleise warf und die Arbeitsstimmung störte, und ließ sich von den Freundinnen Trost zusprechen. Er war immer auf der Flucht vor dem Alltag und fühlte dennoch dessen ganze lähmende Schwere. Zwischendurch sang er das Loblied auf Kathi: „Was sie sich versagen und für andere tun kann, grenzt an den Heiligenschein!“ Auch die Schwestern flochten ihren Tugenden einen Kranz und so lobten sie zu dreien Kathis Gefühl, das sich in Herzwärme sonnte, ihren Verstand, der sich in praktischen Lebensdingen bewies und nur überragt war von ihrer Güte, die sich nicht leicht genug tat.

„Und verdienen möcht s' auch noch, die Urschel,“ beschwerte sich die Netty mit scheltender Liebe; „da raunzt sie noch, daß sie keinen Beruf hat und keinen Verdienst ins Haus bringt. Ist euch schon so was Dummes vorgekommen?“

„Das ist ja zu blöd! Als ob das nichts wäre, was sie tut!“ stimmte Grillparzer ein, indem er aufgeregt hin und her lief. „Habts ihr den Blödsinn nicht ordentlich ausgeredet? Da könnt einem ja die Gall überlaufen.“

Er war in heller Empörung. Und nun begann

ein richtiges Schimpfkonzert, darin sich die drei gegenseitig in der Verurteilung Kathis überboten. Es war nur die andere Form, in der sich ihre grenzenlose Liebe zu Kathi aussprach.

Ganz erschöpft kam sie heim und hatte noch das eine oder andere polternde Wort aufgeschnappt.

„Habt Ihr schon wieder was gegen mich?" fuhr sie unwirsch heraus. Sie war auf Vorwürfe gefaßt, weil in dieser Zeit die Arbeiten im eigenen Haus zurückgeblieben waren. Sie hatte sich für einen möglichen Aufruhr schon gewappnet, und das flinke Zünglein hielt bereits ein scharfes Wort wurfbereit.

Als ob sie sich ihrer Liebe und Zärtlichkeit zueinander schämten, verrieten sie jetzt erst recht nicht, wie es ihnen eigentlich ums Herz war, und Netty versteifte sich in einem gutmütig grollenden Trotz, der nur Maske war: „Na ja, weils auch wahr ist!"

Auf dem blauen Himmel des häuslichen Friedens erhoben sich Wölkchen, weiß und wollig wie Schäfchen, die zusammengeballt drohend aussahen und dennoch voll Sonne waren. Schon wollte sichs wieder zum Gewitter zusammenziehen mit schmerzlichem Blitzezucken im zornbleichen Antlitz, mit Donnerwucht aus bebendem Munde und mit niederströmenden Schauern aus siedenden Augen, die die Tränenfluten nicht zurückzustauen vermochten — und nur eines einzigen sanften Wörtleins, sanft wie ein streichelnder Windhauch, hätte es bedurft, das dräuende Mißverständnis aufzuhellen. Nein, nein, du brunnentiefes Herz voll Sonnenwärme und überströmender Gefühle; du Verstandesreiche mit den alles erspähenden und jeden Wunsch von der Stirne ablesenden Augen; du reine Güte, die dem unaus-

gesprochenen Wunsch schon mit der Erfüllung voraneilt; du Heilige, die selbstlos für die anderen lebt!

Nein also, lieber in die Zunge gebissen, als ein solches sanftes, aufklärendes, verzeihendes oder versöhnendes Wörtlein gesprochen! Nichts von dieser Liebe, die hinter dem Schelten stand, verraten! Justament nicht! Und selbst der liebende Dichter blieb in der Schamhaftigkeit seiner Seele spröde und zurückhaltend; sein Glutempfinden vermochte nur auf dem Papier auszuströmen, wenn er die Einzige in den schattenhaften Gebilden seiner Phantasien erkannte; vor dem Leben aber versiegte der heiße Quell, und so versäumte er das beste.

Auch in ihr war diese Glut, aber sie hatte dieselbe Härte und Spröde, die in den Flammen unzerstörbar war; umsonst war alles Ringen, Stürmen, Weinen und alles Mühen, das andere ganz in sich aufzunehmen; sie blieb sie, und er blieb immer er. Woran lag es denn? Bis zum Grimm steigerte sich das Mühen, und schließlich suchten sie im Einzelnen die Ursache, die im Ganzen lag. Nun brachte jeder Tag neues Quälen und bald war kein kleiner Fehler und kein Wort mehr verziehen.

Die gute Resi hatte mit ihrer Alltagsphilosophie nicht unrecht: „Ein zu langer Brautstand taugt nichts. Er zermürbt und macht alt."

„Ja, wann wird denn eigentlich geheiratet?" begannen die Leute in der Stadt zu fragen und schüttelten bedenklich die Köpfe; „mir scheint', sechs Jahr ziehen s' schon umeinand'!"

Die Bekannten konnten sich nicht mehr enthalten direkt zu fragen; dann gabs gewöhnlich böses Blut. Der Burgtheaterdirektor Schreyvogel, des

Dichters väterlicher Freund, setzte ihm zu; im engen Kreis bei Beethoven, für den der Dichter einen Opernstoff bearbeiten sollte, war die Frage anscheinend harmlos aufgeworfen, kurz man konnte ihr nirgends entgehen.

Der Dichter wich mit einem Scherz aus:

„I trau mi nöt."

Es gehörte wirklich Mut dazu in den schwankenden Zeiten, selbst wenn der Bräutigam weniger Saumseligkeit besessen hätte. Die fremden Leute hatten es anscheinend eiliger um die Sache als die Liebenden selbst, die von Jahr zu Jahr auf den günstigen Zeitpunkt hofften und immer hoffnungsärmer wurden.

Einen entscheidenden Anstoß jedoch hatte Pepi gegeben, die vor einiger Zeit mit ihrem Meister Siboni eine Konzertreise gemacht, am dänischen Hof gesungen und sich den Titel einer dänischen Kammersängerin geholt hatte. Aus Kopenhagen hatte sie wiederholt drängend geschrieben:

„Siboni fragt mich immer, sobald ich von Euch einen Brief bekomme, ob Katti schon verheuratet ist; da schäme ich mich immer . . ."

Ein anderer Brief hatte eine noch deutlichere Sprache geführt:

„Kömmt erst einer zu mir, der mir gefällt, so werde ich sprechen: ich liebe Sie, doch Liebschaften hasse ich, weil sie zu nichts führen und immer das Mädchen um ihren guten Ruf und Ruhe bringen; haben Sie ernstliche Absichten, so sprechen Sie mit meinen Eltern, und wenn diese nichts dagegen haben, bin ich entschlossen, Ihnen meine Hand zu reichen . . ."

So entwickelte die jüngste Schwester als weltumreisende Theaterdame und dänische Kammersängerin gar hausmütterlich kluge Lebensansichten und war gar nicht von Kathis Antworten erbaut, die das Ideal ihrer Liebe hervorhoben, den Bräutigam gegen jeden leisen Verdacht in Schutz nahmen und wohl ein wenig verstiegen waren. „Es liegt mir fern ihn zu drängen . . .“ erklärte Kathi, „es ist an und für sich ein Glück, einen solchen Mann wie Grillparzer zu kennen und zu lieben; was Gutes an mir ist, verdanke ich nur ihm . . . du kannst es Siboni sagen . . .“

„Ich kann von dem allen, was Kathi glaubt, daß ich an Siboni sagen soll, nichts sagen,“ erwiderte die Kammersängerin, „er ist hier ganz etwas anderes gewöhnt; hier hat kein Mädchen eine Liebschaft, außer eine — — — die keinen guten Ruf hat. Die Liebhaber gehen zu den Eltern und halten um das Mädchen an; er sagt, wann seine Umstände es erlauben, das Mädchen zu heuraten; ist er den Eltern anständig, so heißt es: das Mädchen ist nun versprochen. Geht oft eine solche Heurat zurück, so sagt man immer: die wird wohl schwerlich einen Mann bekommen, s i e w a r s c h o n v e r h e u r a t e t! Siboni ist diese Lebensart so gewöhnt, er würde es daher nicht gut aufnehmen und ich finde es besser, alles zu ignorieren, vielleicht ändert es sich noch . . .“

An Netty aber waren die vorsorglichen Zeilen gerichtet, die geschickt mit wohlgemeintem Rat an die Hand gehen sollten, wenn es gar fehl gehen würde: „Ich hoffe, Kathi wird klüger sein und sich daher recht auf Sprachen verlegen und Studieren; das ist das größte Vermögen eines Mädchens: W i s s e n s c h a f t e n. Um Geld kann man kommen,

aber um Wissenschaften nicht, das ist ein sicheres Kapital . . ."

Die Pepi meint es gut mit ihrem Herzensgepapel, aber sie schließt auch Grillparzer mit ein, trotzdem ihr Tadel auf ihn gemünzt war, und bittet in jedem Brief, den Dichter von ihr zu grüßen und zu küssen, obzwar sie versichert, daß sie froh ist, keinen „Schlantander" zurückgelassen zu haben, „den sie wie natürlich mit einigen Süßigkeiten erfreuen müßte . . ."

So denkt eine Schwester mit den Gedanken der anderen, und der magische Kreis der Liebe zieht sich ungeachtet aller Klagen und Vorwürfe enger und enger um den Dichter.

Die Hoffnung, mit der die Kopenhagener Briefe schlossen, daß es sich vielleicht noch ändern würde, schien sich endlich erfüllen zu wollen.

„Ottokars Glück und Ende" war nach zweijährigem Kampf mit der Zensur, diesem kinderfressenden Kronos, zur Aufführung erlaubt, und die Welt bekam plötzlich ein freundlicheres Gesicht. Die Melancholie, die man an dem Dichter bemerkt und einzig und allein seinem unglücklichen Lieben zugeschrieben hatte, wich aus seinem Antlitz, er konnte wieder froh blicken.

Der Kaiser hatte über die Zensurgewalt des Polizeichefs Grafen Sedlnitzky die Aufführung des Stückes angeordnet.

Seit die kaiserliche Gnade so sichtbar auf den Scheitel des Dichters fiel, schienen die geheimen und offenen Verfolgungen auszusetzen, die kleinlichen Anfeindungen in den Amts- und Hofkreisen, die boshaften Angriffe in Kritiken und Zeitungsnotizen — alles nahm lauernd eine abwartende Haltung ein.

„Neid, Neid, Neid,“ pflegte Grillparzer verächtlich zu sagen, wenn sie kläffend hinter ihm her waren; als kaiserlichen Beamten waren ihm die Hände gebunden, als Dichter war er wehrlos den Schmähungen jedes kritisierenden Stiefelputzers preisgegeben.

„Was wäre aus Schiller und Goethe geworden, wenn sie Österreicher gewesen wären,“ ließ sich Bauernfeld über die Mißhandlungen des Dichters vernehmen.

In diesem bitteren Wort lag alles, was sich über Österreich sagen ließ.

Um so größer war jetzt der Jubel der Gutgesinnten; gerüchtweise verlauteten Äußerungen über die Schönheit des Werkes, die Schauspieler waren begeistert und Heinrich Anschütz, der Träger der Hauptrolle und Spielleiter, faßte alle Kräfte auf diese markvolle dichterische Leistung zusammen, die niemand in dieser Zeit des Überganges erwartet hätte.

Nun mußte die Erbärmlichkeit der Kotzebueschen Bearbeitung desselben Stoffes klar werden. „Es beginnt zu tagen,“ riefen die Hoffenden. Und der Dichter Zedlitz erklärte ohne weiteres, seit Schillers „Tell“ sei ein so bedeutendes dramatisches Werk nicht erschienen.

Der immer zielsichere Schreyvogel prägte sein Lob für den Dichter in dem knappen treffenden Wort:

„Der Knabe ist ein Mann geworden.“

Aber bei den Proben ging es schon kritisch und widerwillig her: 42 Rollen! Bis auf den letzten Mann mußte das Personal aufgeboten werden; ein einziger Versager, und es war um die Aufführung geschehen.

Dem Tragödien- und Komödienhofrat, Grafen Dietrichstein, riß die Geduld, er dachte nicht allzu hoch von den Dichtern, und schickte dem Poeten, der erschöpft von den Proben sich zum Mittagstisch in das „Gasthaus „Zum grünen Jäger“ begab, einen Theaterdiener nach, der laut in das vollbesetzte Speisezimmer hineinrief: „Se. Exzellenz, der Herr Intendant, lassen Ihnen sagen, wann S' wieder a Stuck schreiben, solln S' nöt wieder soviel Personen 'neinbringen, es is ja gar kein Auskommen.“

Wie der Herr, so der Knecht.

Am Tag der Aufführung rauften sich die Menschen um die Plätze, es war so voll, daß sich keine Hand zum Applaus rühren konnte, ohne daß der Nachbararm mitgehoben wurde. Aber die Wiener drängten zur Erst-Aufführung bloß deshalb so massenhaft ins Theater, weil sie auf einen Riesenskandal rechneten, und waren enttäuscht, als er ausblieb . . .

Die nächsten Aufführungen waren schwach und schwächer besucht; Kotzebue stand ihnen näher.

Von neuem schwoll das blinde, grundlose Hassen, die verborgene und offene Wühlarbeit gegen den Dichter, der vermessen genug war, der Shakespeare der österreichischen Geschichte werden zu wollen. Die Kammerdienerseelen in Amt und Würden wußten es zu verhindern.

Auf einer Heimfahrt von Hietzing traf Grillparzer im Stellwagen später einmal mit dem Hofrat Moser der Zensurhofstelle zusammen.

„Warum schreiben Sie so wenig?“ begann Moser das Gespräch mit der in Wien damals stereotypen Frage.

„Den Grund werden die Herren von der Zensur



Michael Vogl und Franz Schubert ziehen aus zu Kampf und Sieg

Nach dem Original im Besitze von Frau Sophie Klinkhardt, Leipzig

am besten kennen," erwiderte der Dichter kurz angebunden.

„Ja," versetzte der Hofrat, „so seid Ihr Herren Dichter! Ihr denkt Euch immer die Zensur als gegen Euch verschworen. Als Ihr ‚Ottokar' zwei Jahre liegen blieb, glaubten Sie wahrscheinlich, ein erbitterter Feind verhindere die Aufführung. Wissen Sie, wer es zurückgehalten hat? Ich, der ich, Gott weiß, Ihr Feind nicht bin!"

„Aber Herr Hofrat, was haben Sie denn an dem Stück Gefährliches gefunden?"

„Gar nichts," versicherte der gemütliche Ränkeschmied, „aber ich hab mir gedacht: man kann doch nicht wissen . . ."

So waren die Umstände beschaffen, als das Liebespaar ernstlich anfing, die Hochzeitsvorbereitungen zu bedenken. Familienrat ward abgehalten, wie man sich einrichten wollte, und eine Liste der notwendigen Möbel angefertigt. Die Danhausersche Möbelfabrik, aus deren Tischlereien die schön gearbeiteten Kirschholz- und Mahagonimöbel hervorgingen, der Stolz aller Hausfrauen, war nach künstlerischen Prinzipien geleitet. Der Sohn, der die Malerakademie besuchte und ein großer Künstler zu werden versprach, fertigte für den väterlichen Betrieb Entwürfe und Zeichnungen von Zimmereinrichtungen an, hauptsächlich aber wurde nach englischen Vorbildern gearbeitet. In den schöngeistigen Almanachen konnte man neben der modernen Dichtkunst, vertreten durch Grillparzer, Bauernfeld, Raimund, Collin, Castelli u. a. und neben der älteren Literatur, die sich in den seicht moralisierenden Geschichtchen von Kotzebue oder der Karoline Pichler darbot, außer den Modekupfern auch ein oder zwei Blätter

von Zimmereinrichtungen in Kupfer gestochen finden.

Bei einem Besuch in den berühmten Werkstätten hatte Kathi Fröhlich jene schweren, reichlich mit Bronzen versehenen Empiremöbel gesehen, die den vergangenen zwei oder drei Jahrzehnten angehörten und einfacheren glatten Formen Platz gemacht hatten. Allein der Geschmack der Vornehmen hielt an diesen schweren älteren griechisch ägyptisierenden Möbeln fest und nannte den neu aufkommenden, nüchternen, schwunglosen Hausrat verächtlicherweise „Biedermeier“. Kathi geriet in helles Entzücken beim Anblick des Empire-Zimmers, das obendrein im Preise sehr herabgesetzt und billiger zu stehen kam als diese schmucklosen Kistenformen, die ihr als ein geistloses Schema von Quadrat und Dreieck erschienen. Wie geistreich fand sie dagegen Empire! Der Waschtisch war kein gewöhnlicher Waschtisch, sondern ein Altar für den priesterlichen Dienst der Schönheit, das Nachtkästchen ein Opferstock, die Betten ein theatralisches Lager für Gott Morpheus, das Sofa eine olympische Schaukel von fein geschwungenen Linien, mit Löwenköpfen verziert und von Löwenfüßen getragen. Goldene Klauen und Vogel Greif-Füße sahen unter Bett und Tisch hervor, alle Dinge hatten ein zweites Gesicht; halb Tempelweihe, aber auch nur halb Häuslichkeit.

„Ach, wie reizend! Solche Möbel hatten wir in Döbling, als der Vater noch das Haus hatte. Gott, war das schön!“ seufzte Kathi, „diese Einrichtung müssen wir haben, Franz. Obendrein kommt sie viel billiger als diese häßlichen Klötze dort. Nein, wie komisch diese ‚Biedermeier‘! Hausmeisterhaft ordinär!“

Aber der Bräutigam war entgegengesetzter Meinung.

„Ordinär? Klötze? Ich weiß nicht, aber mir gefallen s'." Dagegen erweckten ihm jene pompösen Stücke ein starkes Unbehagen.

„Ich könnt nicht leben unter diesen vierschrötigen Trümmern, sie schauen mich so bös an," erklärte sie.

Und er: „Ich könnt nicht leben in diesem fortwährenden Theater," und deutete dabei auf die Prunkstücke.

„Theater?!"

„Ich kann's nöt anders sagen: Theater."

Er erinnerte sich, ein solches Sofa bei Charlotte gesehen zu haben. Das dünkte ihm als ein böses Vorzeichen und war allein schon hinreichend, und er widersetzte sich, als ob die Seligkeit von der Wahl des Möbels abhinge. Dann aber hatte er eine Äußerung Goethes gelesen, der von sich behauptete, daß anspruchsvolle Räume sein Denken ablenkten, und daß er nur in schlichten Zimmern seinen Geist sammeln und sich zur Arbeit wohlgestimmt fühlen könne. Grillparzer hatte diese Äußerung lebhaft ergriffen, denn er hatte die Erfahrung an sich selbst gemacht und liebte das Anspruchslose in seiner Umgebung. Wie aber sollte er ihr das klar machen? Es war noch ein dritter Grund vorhanden, der seine Abneigung verschärfte, und das war Bauernfelds zynisches Gleichnis mit dem Katarrhzeltelvers, das ihn zwar wurmte, aber doch zugleich ablehnend gegen das Altmodische stimmte. Die Sprache der Zukunft wird eine andere sein, klarer, nüchterner, wirklichkeitsgemäßer; keine Tiraden mehr. Er ver-

suchte ihr das mit dem Gleichnis des Katarrhzeltelverses klar zu machen.

Die Wirkung war verblüffend, wenngleich seine Ernsthaftigkeit nicht auf diesen Lachsturm gefaßt war, den er unfreiwillig hervorgerufen hatte. Aber jetzt war er schon ärgerlich.

„Logik! Könnt ihr Frauenzimmer denn gar nicht logisch denken?“

Sie lachte noch immer und rief: „Aber du Lieber, das ist doch alles heller Unsinn. Wie kann bei so viel Gscheitheit so was Dummes herauskommen? Daran ist euere Logik schuld. Trotz dieser Katarrhzeltelverse und dieser Möbel, die damals Mode waren, hat Schiller wunderbare Sachen gedichtet, so schön, wie's keiner mehr fertig bringt.“

„Das ist es ja eben,“ klagte der Dichter, „er ist so groß, daß wir immer klein neben ihm bleiben werden. Wir müssen es anders machen, in allen Sachen.“

„Aber die Leute vergleichen dich doch mit Schiller, und ich finde, daß sie recht haben. Du dichtest auch so schön und für meinen Geschmack schöner noch.“

Er schnitt ein essigsaures Gesicht, hob die Hand abwehrend vor sich, wie um ein unerwünschtes Lob fern zu halten und erklärte pedantisch: „Falsch! Ganz falsch! Die Leut wollen mich besser verstehn als ich selber. Eine Mischung aus Goethe und Kotzebue stelle ich dar, wenn Euer Liebden das verstehen kann.“

„Nein, das verstehe ich nicht. Die ganze Rederei hat keinen Zweck. Schiller hin, Schiller her, Goethe und Kotzebue; du bist du, und das genügt. Basta! Das hat mit den Möbeln nicht im

geringsten zu tun. Die Hauseinrichtung ist eine Frage, die wir Frauen zu entscheiden haben."

Der Dichter bestand hartnäckig auf seinem Willen und sprach von Gehorsam und Unterwerfung als die notwendigen Eigenschaften des Weibes.

Das war aber auch wieder nicht das Rechte.

Denn sie war schon die rechte, unvergleichliche und unschätzbare Mischung von Stark und Schwach, von Stolz und Demut, von Herrschaft und Gehorsam.

Doch ein scharfer Tropfen in die reine Milch löste die Teile: Stark und Schwach, Süß und Bitter traten auseinander und jetzt wurde geschätzt und verglichen, was vorher unschätzbar und unvergleichlich war.

Das Wort vom Gehorsam war ein solcher scharfer Tropfen, und nun entbrannte der Streit um dieses Wort.

Die Schwestern griffen noch zur rechten Zeit ein, ehe es lichterloh brannte.

Pepi packte die Kathi am Arm und riß sie in das eine Zimmer; Netty mit Grillparzer an der Hand verschwand im anderen Zimmer.

„Mußt du immer das letzte Wort haben?" schalt Pepi. „Was bist du für eine lächerliche Gans, die sich um Kopf und Kragen redet!"

Und Netty redete auf ihn ein: „Mußt nicht immer von Gehorsam reden, dann wird sie dir um so williger gehorchen. Das heißt, wenn du im Recht bist. Wenn du aber unrecht hast, dann ist nicht einzusehen, warum das Frauenwesen gehorchen soll. Gehorcht dann selbst nicht einmal der Knecht. Warum also soll die Erwählte des Mannes, die ebenbürtig ist, geringer sein?"

Aber es war, wie so oft, auch diesmal nicht zu erkennen, welches der Zankenden recht, und welches unrecht hatte.

So blieb die Frage der Heiratsausstattung vorläufig unentschieden.

Die Schwestern wußten schon, daß zum Schluß die beiden nachgaben, und daß die doppelte Nachgiebigkeit einen neuen Konflikt erzeugen würde, der ihnen zu schlichten verblieb.

Kathi tröstete sich, daß er im ewigen Widerspruch mit sich morgen schon das Gegenteil von dem verfechten würde, was er heute behauptet hatte.

Und er schöpfte Beruhigung aus der Gewißheit, daß ihre Seele oft schon nach kurzer Zeit das Echo seiner eigenen Wünsche und Gedanken zurückwerfe.

Man könne warten. Es sei Zeit genug.

Soviel Zeit bis dahin!

Im äußeren Leben traten weitere Veränderungen ein, die belanglos schienen und den Keim zu neuen Verhängnissen bargen.

Wie sehr die Großen von den Kleinen abhängen, und wie wichtig die niederen unscheinbaren Dienste sind, mußte nun Franz erfahren, seit er die alte Dienerin verloren hatte. Es litt ihn nicht mehr in der Wohnung. Er mietete ein neues Junggesellenquartier in der Ballgasse Nr. 931, trotzdem die Hochzeit schon in absehbare Nähe gerückt war. Er behalf sich für diese Zeit mit einer Aufwartefrau, die bloß in den Morgenstunden kam und die notwendigste Ordnung in den Zimmern machte. Ein wahres Glück, daß Kathi, die gute, wenigstens von fern, auf sein Häusliches bedacht war und seine Wäsche besorgte, sonst hätte er über jeden abgerissenen

und fehlenden Hemdknopf vollends die Lebenslust und den Schaffensmut verloren. So beruhte der ganze Lebensbau mit allem Wohl und Wehe mit auf einem scheinbar so unbedeutenden Träger wie Resi, was erst fühlbar wurde, als der Stein aus dem Bau gelöst war und eine Lücke verblieb.

In dem neuen Heim wollte lange keine rechte Arbeitsstimmung aufkommen. Die Ballgasse war eng und düster; sie hatte keinen Himmel und wenig schräge Sonne, nur Fenster und Fenster, die einander in die Wohnungen sahen und sich Reflexe zuwarfen. Aber diese Gasse hatte ein Mirakel, vor dem alles Düstere wich. Gegenüber des Dichters Wohnung tauchte ein sehr schönes Mädchen auf, madonnenhaft lieblich, das seine Aufmerksamkeit fesselte. Dieses Fensterbild war es, das der engen schattigen Gasse Himmel und Sonne gab. Durch seinen Vetter Rizy erfuhr Franz, daß sie Marie von Smollenitz hieß, und die einzige, etwas exzentrisch veranlagte Tochter des angesehenen Hauses war. Was kümmerte es ihn? Er hatte kein persönliches Interesse an ihr, sie war ihm bloß schön. Ein Bild der Gnade. Es hätte oberhalb des barockverzierten Fensterrahmens mit steinernen Spruchbändern geschmückt sein können wie ein Andachtsbild mit der Inschrift: „Du bist die Ruh' — der Friede mild.“ Er hatte die Ruhe und den Frieden so nötig. Gerade jetzt in dieser stürmisch bewegten Zeit.

Kurz nach Resis Tod kam Schlag auf Schlag, einer traf härter als der andere. Sein Gönner, Graf Stadion, war plötzlich gestorben. Das war gleichbedeutend mit einer empfindlichen Verschlechterung seiner Amtsaussichten, trotzdem ihn der Graf kurz vor seinem Tod zum Hofkonzipisten befördert hatte.

Auch mit seinen Familienangehörigen hatte er ein rechtes Kreuz. Ein Bruder hatte Selbstmord verübt, indem er sich ertränkte. Die unglückliche Veranlagung, unter der der Dichter selbst litt, hatte sich bei dem Bruder bis zum Wahnsinn gesteigert. Auch bei dem jüngsten Bruder schlug die Sache unselig aus. Der hatte eine leichtsinnige Heirat getan und eines Tages Weib und Kind im Stich gelassen. Jetzt war er plötzlich auf der Polizei erschienen und hatte sich eines Mordes bezichtigt. Es hatte sich aber herausgestellt, daß es krankhafte Einbildung war; er hatte nur eine Amtskasse geleert. Es wurde zwar alles vertuscht und als Tat eines halb Irrsinnigen nicht weiter verfolgt, aber dem Dichter bereitete das Unglück der eigenen Familie schweren Kummer. Er hatte selbst aus lauter Bedenklichkeit noch nicht zu heiraten gewagt und sich das Spottwort eines Trauminöt aufgehalst; mit fortlaufenden Geldunterstützungen war er seinen Angehörigen beigesprungen und hatte doch nicht das Unheil abwenden können. Das machte ihn nun vollends verzagt und dem Leben gegenüber ohnmächtig. Ein jährliches Gehalt, das er seit mehreren Jahren vom Burgtheater bezog, war auf Betreiben des Hofrats Moser und des Oberstkämmerers Graf Dietrichstein gestrichen worden. Der beschämend geringe Erfolg seines letzten Stückes hatte seine schönsten Hoffnungen zunichte gemacht. Und jetzt die Heiratssorgen, die Möbel, die Geldfrage, die aufreibenden Zwiste mit Kathi: es griff ihm an die Kehle, er hatte das Gefühl, im Alltag ersticken zu müssen. Flucht war seine Rettung, Flucht in seine Träume und Dichtungen, aber eigentlich war es die Flucht vor dem Leben. Die Träume des Dichters



Gesellschaftsspiel: Das erste Menschenpaar und die Schlange

waren eine schöne lichte Welt, doch auch dort wollte der schnöde, knöcherne, würgende Griff des Alltags einbrechen. Unter der ewigen Sonne jener Welt ging die blumenstreuende Priesterin über die Stufen des Liebestempels. Gott Hymenäus und Amor lächelten. Sie empfing seine, Leanders, Geständnisse mit gnadenreicher Huld, ganz nach dem Ebenbild Kathis in deren schönsten Augenblicken. Aber war sie noch Kathi? Die Wirklichkeit hatte schärfere Züge angenommen und wollte dem Ideal immer weniger ähnlich werden. Die Priesterin entfernte sich, ihr Bild schien in seiner Seele zu verblassen.

Nur in schwachen Umrissen sah er die unvollendete Dichtung, die einst so lebhaft vor seiner Seele stand. War der Frühherbst mit Kälte und Reif in seinen Weingarten eingefallen, ehe noch die Traube der Liebe zur vollen Süße reifen konnte?

Nun stand das Fensterbild drüben mondmild über seinen Träumen; Marie von Smollenitz erschien seiner Phantasie in der Marmorgestalt der Priesterin mit Blumenkörbchen und Sprengkrug und sah ihn mit ihren wundersamen Zügen fragend an. Jetzt wurde das Fenster drüben zur Tempelpforte, und die Holde neigte sich ihm seltsam lächelnd zu. Gott Hymenäus blieb verdunkelt; Amor trat ins volle Licht. Die Tage waren voll Sturm und Klage, und die Liebe weinte; der Abend am Fenster aber rollte die Spruchbänder auf, mit denen seine Phantasie das fromme Bild drüben schmückte:

„Du bist die Ruh' — der Friede mild,
Die Sehnsucht du — und was sie stillt."

Die Worte Rückerts hatten Schwingen bekommen, die ihnen Schubert lieh; nun schwebten sie

besänftigend wie die weiße Taube mit dem Ölzweig über diese Seele, die der Sturm gepeitscht hatte.

Die Madonnenhafte drüben nickte wieder freundlich und lächelte — vor diesem Gnadenlächeln mußte jeder Schmerz entweichen, auch der Schmerz, den Kathis Liebe so vortrefflich zu bereiten wußte. Kathi war Wirklichkeit, jene drüben war bloßes Bild. Und er liebte immer das Bild mehr als die Wirklichkeit. Denn jenes setzte seiner Phantasie keine Schranken und brachte keine Enttäuschung, solange Bild wirklich nur Bild blieb. Daß die Versuchung sich lockender Gestalt bedient, daran wollte er nicht denken; er dankte der gütigen Vorsehung, die seinen schönheitsdurstigen Sinn mit solchem Trost erquickte. Daß ihn die Fromme drüben mit dem magischen Netz ihrer Blicke umsponnen hatte, wollte er nicht bemerken. Er tat wenigstens so vor sich, und das war gut. Denn im Grunde fühlte er sich nicht sehr widerstandsfähig . . . Und Kathi verstand es nicht immer, den Haltlosen so zu fesseln, daß er sich zuweilen nicht gerne wegträumte. Die Gütige, Verständige und Liebreiche ließ ihn oft zu sehr ihre Härten fühlen, und machte es damit nicht besser.

„Komm doch mit hinüber," forderte ihn eines Tages sein Vetter Rizy auf, der im Hause von Smollenitz verkehrte.

„Tu's nicht," warnte ihn ein gewisses Etwas; allein die Lockung war groß, und der Dichter war zu schwach zum Entsagen und zu unbegrenzt in seinen Wünschen.

„Der Daffinger ist da und würde sich freuen, dich zu sehen."

Der Daffinger! Das ist freilich ein guter Vorwand. Warum sollte er dem berühmten Miniaturen-

maler, dessen graziöse Kunst er bewunderte, nicht begegnen wollen? Und so ließ er sich von Rizy bei den Smollenitz einführen, um den Daffinger wieder zu sehen.

War das eine Enttäuschung! Aber man war ja schon so gewöhnt daran, daß man sich schließlich zu dem pessimistischen Glaubenssatz verstieg: jede neue Lebenserfahrung ist notwendigerweise eine neue Enttäuschung! Grillparzer hatte ihn früher schon gekannt. Aber war der Dichter empfindlicher geworden, oder hatte sich der Maler unter der Sonne seines Ruhms so ungünstig verändert, kurz, Grillparzer meinte jetzt in dem Künstler einen neuen, fremden und eigentlich unerträglichen Menschen zu entdecken.

Diese zarten Elfenbeinbildnisse, darin die zahllosen anmutigen Frauen und Mädchen aussehen wie in den Augen eines bewundernden Liebhabers! Dieses zart schimmernde rosige Fleisch, diese Sanftheit oder Schwermut der Augen, die Schlichtheit und Innigkeit des Ausdrucks und vor allem diese Seele! Und dazu dieser gewöhnliche Mensch von einem Maler, der von der Gunst der Frauen verwöhnt, sich mit der Launenhaftigkeit eines ungezogenen Lieblings gehen ließ. Der Dichter konnte die beiden nicht zusammenfinden, das Werk und den Künstler. Nur die schmalen, feinen, gepflegten und ein wenig bewußten Hände . . . Sie schienen einem anderen zu gehören. In diesen Händen war Geist, war Genie; und im übrigen Menschen keine Spur davon. Er war sehr eitel, erzählte gern anzügliche Weibergeschichten, neigte sich flüsternd bald zu dem und bald zu jenem, wenn die Anekdote allzu saftig wurde und lachte dann immer selbst den besten Teil weg.

Und dann heuchelte er den Wohlanständigen und beklagte sich großsprecherisch, daß ihm die Frauen so zusetzten, daß er gar keine Ruhe hätte, und meinte in seiner unanständig zweideutigen Art:

„Sie, Herr Grüllparzer, wenn ich Ihnen die Sachen erzählen tät, da könnten S' Stücke schreiben! Ich möchte Ihnen einen Stoff geben, der sich g'waschen hat! Selbsterlebtes, daß S' spitzen! So etwas hat noch kein Dichter erfunden! Ja, das Leben! Die Natur und das Leben, ohne die zwei gibt's keinen Künstler."

„Das glaub ich Ihnen gern," versetzte Grillparzer unwirsch und wendete sich zur schönen Tochter des Hauses, die über die schwachen Eltern, über die Freunde und Gäste in sprunghafter, knabenhaft mutwilliger Laune regierte. Daffinger machte ihr sehr auffallend den Hof, ward aber zum Dank am schlechtesten behandelt.

Nun spielte er den Gekränkten, halb im Ernst, halb im Scherz: „Ich bin harb. So, jetzt schaut s' mich gar nimmer an! Ah, da legst dich nieder und stehst nimmer auf!" Aber seine alberne Vorstadtkomik erzielte keinen Erfolg bei Marie, die Aug' und Ohr für den neuen Gast war, der nicht heiter schien.

„Er ist so traurig," dachte sie und wurde erfinderisch, um ihn aufzuheitern.

Der Abend verging mit Kurzweil und guter Laune. Ein Pfänderspiel wurde arrangiert; es war der Umweg zum Küssen, aber es mußte in Ehren geschehen, darum war das Pfänderspiel so beliebt in der etwas eingeengten und ach! so kußfreudigen Zeit. „Es ist doch so harmlos," sagten die Alten, weil alles so ehrbarlich unter ihren Augen geschah, und gedachten wehmütig der eigenen Jugend, die

beim Pfänderspiel ihr Herz verpfändete und erst am Hochzeitstag wieder auslöste. „Man war doch auch einmal jung!“

Der lüsterne Daffinger, der eifersüchtig auf Grillparzer geworden war, begann wieder zu hoffen.

„Ja küssen, küssen, küssen, noch einmal so küssen wie einst!“

Marie von Smollenitz hatte ein etwas kompliziertes Pfänderspiel mit lebenden Bildern gewählt, die das erste Menschenpaar und die Schlange im Paradies darstellten. Die Rollen waren verteilt, die Hetz begann. Der lange Rizy ward zum Baum, indem er die Hände hoch hob und grünes Zeug hielt. Daffinger maulte, weil ihm die Rolle der Schlange zugefallen war. Er mußte hinter Rizy einen Sessel besteigen, sich über dessen Schulter vorlegen wie eine Schlange, die in den Zweigen hängt und den verbotenen Apfel hält, was er mit seiner weißen schönen Hand auf eine gar ausgesucht delikate Art tat. Dabei hatte er die Aufgabe, dem unter dem Baum stehenden ersten Menschenpaar, es war Marie und Grillparzer, in artigen Versen, die er mit unartigen ex tempore vermischte, zu dem verbotenen Apfelbiß zuzureden. Die Erbsünde wurde im Spiel durch einen Kuß dargestellt, den die Eva dem Adam gab, worauf im Hintergrund die Stimme des Herrn erdröhnte und die Austreibung aus dem Paradies erfolgte. Die Person, die als Erzengel auftrat, fiel mit einem Lappen oder Handtuch als Flammenschwert über das Menschenpaar her, jagte es im Zimmer umher und zur Tür hinaus. Das geschah unter launigen Sprüchen und verwickelten Versen und wer sich dabei versprach oder einen Teil vergaß, hatte wieder ein Pfand verwirkt. Als es aber

zum Kuß kam, den Grillparzer als der Adam im Spiel von seiner Eva zum Zeichen des biblischen Sündenfalls empfangen sollte, wendete Marie das Gesicht in heftiger und entschiedener Abwehr zur Seite und weigerte sich auf diese Weise, ihrem Adam den pflichtschuldigen Tribut in klingender Münze zu zollen.

„Bravo, bravo!“ rief die schadenfrohe Schlange auf dem Baum der Erkenntnis, die dem armen Adam diese Abfuhr von Herzen gönnte, der nun jetzt erst recht im Paradies verbleiben und sich viel Unheil hätte sparen können. Der eifersüchtige Daffinger triumphierte und biß selbst in den Apfel zum Zeichen, daß er einen weitaus klügeren und siegesgewisseren Adam abgeben hätte können.

Grillparzer kam sich in dem ganzen Spiel ein wenig unbehaglich und lächerlich vor; er hatte ein erregtes und zugleich peinigendes Gefühl, wie Kinder, die mit dem Feuer spielen, und war doch froh über diese Wendung; aber da regte sich schon wieder die liebe Eitelkeit und der verletzte Stolz, und er begann sich über Marie zu ärgern.

Die Stimme des Herrn als der Sturmwind des Schicksals erhob sich indessen im Hintergrund, unbekümmert, ob geküßt wurde oder nicht; der Erzengel schwang mit großem Geschrei sein Flammenschwert und trieb das schuldig unschuldige Paar zu den Pforten des Paradieses auf den langen dunklen Korridor hinaus.

Draußen warfen sich zwei weiche Arme um den Hals des Dichters, und ein schöner voller Mund bedeckte sein Antlitz mit glühenden Küssen.

Die Unschuld des Fensterbildes war dahin und mit ihr die Ruhe und der Frieden. Die Ballgasse

hatte ein neues Geheimnis. Was Gnade der Vorsehung schien, war Trug und Versuchung. Die Lebenskreise verwirrten sich aufs neue. Das Spiel ward ernst; dann stand wieder das Gewissen gegen ihn auf wie die Stimme des Herrn, die den Adam nach dem Sündenfall durchschauerte.

„Mir ist bestimmt, zu irren bis ans Ende meiner Tage!“ knirschte der Dichter aus tiefster Seelenqual.

Weit entrückt war das Paradies der Träume: dort schritt die reine Gestalt der keuschen Priesterin über marmorne Stufen und blickte mit hoheitsvoller Stirn auf den Sünder herab. Ihr Antlitz hatte keine Ähnlichkeit mehr mit der dämonischen Schönen drüben, die ihn abstieß und wieder lockte; sie trug wieder die klaren Züge Kathis. Nun war wieder sie die Heilige, zu der die Sehnsucht wie ein im Dämmergrau flatterndes Band den ewig Schwankenden zurückrief:

„Du bist die Ruh' . . .“

XII.

„Gott Mahadöh will auf Reisen gehen. Es leidet ihn nicht mehr in Wien. Mehr Goethe, mehr Goethe! Er will in Goethe leben. Er wird als Schauspieler mit einer wandernden Truppe nach Deutschland ziehen, nach Goethes Rezept natürlich. Zu seinen hundert Talenten hat er kürzlich ein neues entdeckt; zum Theaterspielen nämlich. Aber eigentlich ist's nicht wegen Wilhelm Meisters; es ist wegen Marianne. Schade, daß er weggeht, er ist doch ein zu lieber Kerl.“

Unbekümmert plauderte Kathi fort und kramte einen ganzen Sack voll Neuigkeiten aus.

„Gott Mahadöh?“ stutzte Grillparzer; „wo habt ihr dieses Wort her? Wer hat das gesagt?“

„Die Klementine Ruß; eigentlich hat ihm's Bauernfeld aufgebracht.“

„So?! Ja wie kommt ihr zu Bauernfeld?“

„Aber neugierig sind Sie gar nicht, mein Herr!“ neckte Kathi; „nur schön Geduld, eines nach dem anderen! Die Ruß verspottet ihn gern damit, aber ich wette, sie ist in Schober verliebt, wenn sie auch nicht wünscht, daß er sie mit feurigen Armen in den Himmel erhebe.“

„Wa—, was? Mit feurigen Armen in den Himmel . . . Was ist das für eine Sprache?“

Es verschlug ihm wirklich die Rede. Ist also in diesem Tratschnest die Geschichte von den dreizehn Wangerln wirklich schon ruchbar geworden? Man kann sich nicht genug in acht nehmen. Das Herz schlug ihm dabei, wenn er an dies und das dachte.

„Sind Sie nicht so fad, mein Herr,“ hofmeisterte Kathi; „nun ja: mit feurigen Armen in den Himmel erheben. Was ist denn da dabei? Gott Mahadöh hat halt schon zuviel Herzen in seine feurigen Arme genommen, darum hat er bei Marianne einen Korb gekriegt. Das wird ihm noch öfter passieren. Es ist ganz gescheit von ihm, wenn er so lang wegbleibt, bis Gras über die Geschichten gewachsen ist.“

„Was für Geschichten?“

„Ach Gott, man erzählt so allerhand.“

„Unsinn! Nichts als Ehrabschneiderei!“ Es konnte einem wirklich schwül werden. „Ist doch



Franz von Schober

Bleistiftzeichnung von Leopold Kupelwieser

heute kein anständiger Mensch mehr sicher vor den bösen Zungen!"

„Schau, schau, wie er ihn jetzt in Schutz nimmt," stichelte Kathi fort. „Hast ihn aber sonst nie recht mögen. Warum auf einmal Feuer und Flamme für ihn?"

„Bin doch nicht Feuer und Flamme für ihn," verteidigte sich Franz. „Ich erlaub mir halt nur, auch eine Meinung zu haben . . . bitt' sehr!"

„O, diese Männer!" gab Kathi spöttisch zurück, „in einem gewissen Punkt läßt einer nichts über den anderen kommen. Da stehens zusammen wie eine Mauer. Ist einer einen Groschen, der andere einen Pfifferling wert!"

Franz lachte etwas gezwungen zu den launigen Derbheiten Kathis, die ihren Gedanken gerne einen drastischen Ausdruck verlieh und mit Volkstümlichkeit selbst ein wenig schauspielerte. Aber es war ihm nicht gemütlich bei diesen Scherzen.

„Und wie ist das mit Bauernfeld?" lenkte er ab.

„Ach, ganz einfach, die Ruß hat uns bei Hofrat von Chezy mit ihm bekannt gemacht; er dichtet und soll auch ein guter Schauspieler sein. Schreyvogel hat übrigens ein Stück von ihm fürs Burgtheater angenommen. Ein Lustspiel oder so was. Er liebt dich und schwärmt unaufhörlich von dir."

„Hm!"

„Bei Hofrat von Chezy wird ein Haustheater veranstaltet; Bauernfeld spielt mit. Und Schröder, denk dir, der Schröder vom Burgtheater kommt auch, natürlich nicht als Mitwirkender, sondern nur als Gast und Zuschauer."

„Hm, hm!"

„Spielen tun wir! Aber aufgepaßt! Vor echten Künstlern, da heißt's sich zusammennehmen."

„Wer, wir?"

„Nun wir! Wir alle. Nämlich von uns nur ich. Ich bin doch gebeten worden, eine Rolle zu übernehmen."

„Und du hast selbstverständlich ‚nein' gesagt?!"

„Selbstverständlich habe ich ‚ja' gesagt. Ich sag euch, Kinder, das wird fein!" und dabei schnalzte sie mit den Fingern.

„Hm, hm, hm!"

„Die Rolle ist ja so leicht, ich hab sie zweimal durchgelesen und kann sie schon fast auswendig. Weißt du, wie das Leben ist sie, so wahr und echt."

Er war schon ganz grämlich geworden; er hätte gerne abgeraten, weil es ihm nicht in den Kopf wollte, daß seine Braut vor fremden Leuten Komödie spielen oder gar, wenn es die Rolle erfordert, sich von ihrem Partner umarmen oder küssen lassen soll. Dagegen war er durchaus. Jetzt freilich würde sie sich um keinen Preis abbringen lassen. Was tun also?

„Was für ein Stück ist es denn eigentlich?" knurrte er schon ganz verbissen.

„O, es wird dir sicher gefallen, von Kotzebue ist es und heißt: ‚Die Unglücklichen'."

Jetzt war kein Halten mehr, wild brach der Unmut los. „Diese Menschen!" zeterte er, „diese Ungeheuer in Engelsgestalt! Wenn sie nach ihrem Sinne wählen, ist ihnen das Schlechteste gut genug. Einen Kotzebue! Und das tut die Braut eines Dichters! Ehe Kotzebue dreimal kräht, wirst du mich dreimal verraten haben!"

Wie eine wilde Hummel schoß die vierte

Schwester, die Bognerin, herein und störte den Ausbruch seiner Verzweiflung.

„G'schwind, g'schwind, hab wenig Zeit, nur ein Schalerl Kaffee, muß sofort wieder ins Atelier. Daffinger hat sich verlobt, er kommt nicht mehr zum Malen, dabei erdrücken s' ihn mit Aufträgen; wenn ich nicht wär, ging gar nichts mehr vorwärts."

„Verlobt?!" tönte ein vierfaches Echo zurück. Funkelndes Interesse in den Augen der Netty und Pepi, freudiges Erröten in Kathis Wangen, denn ein solches Ereignis rückte die Menschen ihrem Herzen näher, wenn sie auch im Leben fern standen. Grillparzer aber wurde blaß und rot und fühlte ein leises Zittern in den Knien.

„Verlobt? Mit wem?"

„Mit Marie von Smollenitz. Kennt ihr sie nicht?"

„Nein. Ist sie schön?"

„Sehr schön. Aber der Daffinger wird sein Kreuz mit ihr haben; sie ist ein Wildfang, und tut was sie will. Die Sache geht überdies schon eine Zeitlang her, zuerst hat sie ihn ausg'schlagen, dann hat sie sich eine lange Bedenkzeit ausbedungen, und schließlich hat sie doch eingewilligt. Er hat sich's in den Kopf gesetzt, die und keine andere muß die Seine werden. Wie er mit ihr fertig wird, ist seine Sache, leicht stell ich mir das nicht vor. Sie ist schwierig, und er ist es auch; aber schaden tät's nicht, wenn sie ihm die Flügel ein bißchen stutzen tät; er war eigentlich immer ein lockerer Zeisig. Jetzt muß ich aber schauen, daß ich weiterkomm. Adjes, alle miteinand!"

Draußen war sie.

Jetzt hätte Franz seine Strafpredigt fortsetzen können, aber alle Lust war ihm vergangen. Wie

ihn die Bognerin sonderbar angeschaut hat! Schier als Schuldbewußter fühlte er Schweißtropfen der Angst auf die Stirne treten. „Torheit, auch! Alles Einbildung!“ Aber die Unruhe des Herzens war zu mächtig, er mußte fort.

„Du, ich glaub, der Grillparzer ist bös wegen deinem Theaterspielen,“ sagte Netty.

„So?“ gab Kathi mit erkünstelter Ruhe zurück, „er wird schon wieder gut werden.“

Theaterspielen tun sie alle fürs Leben gern, der Schober ist nicht der einzige, den es treibt. Man möchte einmal aus seiner Haut heraus, ein bissel nur, zur Probe; man ist dann gleich wieder zufrieden. Das Leben ist ja so eng und kleinlich, schier nicht zum Aushalten, wenn man's nicht künstlich erweitern könnte, gleichsam mit Spiegeln umstellen, aus denen das hundertfach verwandelte Ich heraussieht, mit fremdem Schicksal drapiert . . . So trägt man das eigene leichter. Musik, ja, ja; aber man kann nicht immer Musik machen; nicht jeder kann dichten oder malen. Aber Komödiespielen kann jedes, man hat's schon im Blut. Talent also, Talent!

Bei den Proben geht's riesig lustig her, einer ist komischer als der andere. Keines weiß recht, wo's hingehört, die meisten haben heut wieder vergessen, was sie gestern gelernt haben; so natürlich sie sich sonst geben, so steif und hölzern werden sie, wenn sie auf den Brettern stehen. Und morgen ist schon der Theaterabend, das wird ein schönes Fiasko geben! Macht nichts! Erst im Feuer wird man ein guter Soldat, und manchem Genie ist der Knopf erst aufgegangen, wenn es schon am Verzweifeln war. Dilettantenbühnen sind ja wegen der Unterhaltung

da; ernst genommen werden sie ohnehin nur von den Mitspielenden.

Bauernfeld lamentierte: „Ich möcht mich selber spielen, aber ich kopiere nur Schauspieler, die mir imponiert haben. Ich komme einfach nicht drüber."

Geht anderen auch so. Kommen einfach nicht drüber. Und sind schon zufrieden, wenn sie glauben, es so zu machen wie ihr Vorbild.

Kathi weiß alles, kann alles. Schminken, frisieren anproben; sie war zu oft Theatermutter gewesen in Pepis Anfängerzeiten. Und ihre Rolle geht wie am Schnürchen. Aber sie hat schon alle Lust verloren.

„Wenn nur das Stück nicht so blöd wär! So ein stupides Zeug auswendig lernen, puh! — möcht um keinen Preis Schauspielerin sein!"

Jetzt hätte sie lieber abgesagt. Grillparzer war seit Tagen nicht mehr gekommen. Er trotzte. Jetzt auch noch dieses Zerwürfnis wegen der kindischen Theaterspielerei!

„Absagen geht nicht mehr," entschied Pepi, „dann sind die Leute wieder beleidigt. Jetzt heißt's durchhalten und ein anderes Mal klüger sein."

„Ja, durchhalten, durchhalten; spielt ihr den Quark, wenn euch so zumut ist."

Half aber alles nichts, mußte durchgehalten werden, und wenn die Verlobung draufgeht. Jetzt wär man gern in die eigene Haut zurückgeschlüpft, aber man hatte bereits eine andere an, die Herr Kotzebue angemessen hatte. „Die Unglücklichen" — schon das richtige Unglücksstück.

„Du wärst ja jetzt in der passenden Verfassung für die Rolle," spottete Netty; „kannst jetzt die Unglückliche spielen."

Aber der Kathi war nicht zum spaßen. Sie litt an heimlichem Schmerz. Und hatte sich bald verraten. Mußte es aber jetzt hören:

„Alles ist Schmerz. Musik ist Schmerz, Dichtung ist Schmerz, Leben ist Schmerz, Spielen ist Schmerz. Er gibt dem Dasein Größe und Stil. Künstler, wer ihn zu gestalten versteht!"

Aber Kathi wollte doch das nicht, sie hatte was Gescheiteres zu tun. Am Abend der Vorstellung war sie schon halb krank vor Aufregung und Widerwillen. In den zwei winzigen Garderobezimmern der Chezyschen Hausbühne lehnten und standen marionettenhaft die geschminkten und gepuderten Dilettanten umher, zitternde Opfer, die auf das Zeichen warteten. Bauernfeld rannte besinnungslos hin und her und memorierte. Die Rolle saß halt noch immer nicht.

„Mein Gott, wär's nur schon vorüber!" Der armen Kathi schlugen die Zähne, sie fror, obzwar es drückend heiß in dem kleinen Raum war. „Warum s' uns so lang warten lassen?"

Durch ein kleines Loch im Vorhang sah man in den Salon, wo die ernsthaften Leute saßen und erbarmungslos zu lächeln schienen über die traurigen Hanswurste in der Kammer hinten.

„Um Gotts willen, der große Schröder ist wirklich da!" Jetzt entsank allen erst recht der Mut.

Ein Glück, daß Er nicht gekommen ist. Franz soll nicht Zeuge der Niederlage werden. Nein, nein, nur das nicht! Sie würde ewig unter seiner Spottsucht zu leiden haben. Obzwar es kränkend ist, daß er von sich nichts hören ließ und der Einladung nicht folgte. Das hätte man doch erwarten dürfen.

Eigentlich war es seine Pflicht zu kommen! „O, ich Unglückliche!“

Sie sah wieder durchs Guckloch. Da saßen Netty und Pepi. Und zwischen ihnen — nein, das ist zu arg! — Er, er selbst. Ein wenig in Falten gelegt, wie übrigens immer. O, das war zu boshaft! Er ist gekommen, sie aus der Fassung zu bringen, sie in Grund und Boden zu lächeln, sich an ihrer Niederlage zu weiden. Er will sie strafen, weil sie einmal ihrer kindischen Laune gefolgt war, ohne ihn zu fragen. Das war unedel von ihm. Sie wird es ihm nie verzeihen. Nie! Krampfhaft ballt sie das Taschentuch und fährt nach den Augen, eine Träne abzuwischen. Aber sie besann sich zur rechten Zeit, daß sie geschminkt war. Nicht einmal weinen konnte sie jetzt, ihren Schmerz ausweinen; oh, wie bitter!

Jetzt flogen die Türen auf, herein schritt, von göttlichem Selbstbewußtsein geschwellt, das lorbeergewohnte Haupt hoch erhoben, der allverehrte große Sänger Vogl, von der lächerlich gutmütigen Hausfrau mit tiefen Bücklingen empfangen. Jetzt tritt Vogl gegen die Mitte des Salons vor, wie er es auf der Bühne tut, mustert rasch die Anwesenden, nickt befriedigt, verschenkt Gnadenblicke, sendet ein Lächeln dahin und dorthin, ist mit einem Wort ganz Größe. Und hinter ihm klein und demütig, schier verhutzelt, sein Zwerg — der arme Schubert Franzl, der sich schon wieder beim Klavier niederduckt.

Die in der Garderobe werden auf die Folter gespannt, denn jetzt können sie warten. Jetzt ist es alles eins, die Nerven halten diese Spannung ohnehin nicht mehr aus, mag's gehen, wie's will!

„Der Vogl singt jetzt draußen, und wenn der einmal anfängt, kann er sich nicht genug tun. Wünsch gute Nacht!"

Natürlich singt er Schubertlieder. Beifallsturm bricht los, als er geendet; huldvoll nimmt der Sänger den Ehrenzoll entgegen. Ihn bejubeln sie, der so schön gesungen; den Schubert vergessen sie. Der hockt zusammengerollt über den Tasten und denkt sein Teil. Wahrscheinlich aber denkt er gar nichts, er weiß, es ist einmal nicht anders auf der Welt. Glücklicher!

So, und jetzt kann das Theater losgehen. Bim, bim, bim! Die in der Garderobe hinten sind halbtot vor Aufregung. Mit einer Nadel gestochen, würden sie keinen Tropfen Blut geben. Sie kennen sich überhaupt nicht mehr. Kathi stürmt auf die Bühne hinaus, ihr Stichwort ist gefallen, aber sie weiß nicht was sie tut. Alles geschieht im Delirium.

Das Stück ist wirklich albern. Aber was ist das mit Kathi Fröhlich? Der große Schröder gibt das erste Zeichen zum Applaus. Auf offener Szene. Herrgott, dieses Theaterblut! Diese Theateraugen! Augen, in denen ein Gewitter schläft. Jetzt ein Blitz, und dann Finsternis! Und dann dunkel geöffneter Himmel, niederstürzende Wonnen! Und dieses Feuer, diese leidenschaftliche Wucht der Bewegungen! Diese zögernde, mädchenhaft zurückhaltende Langsamkeit, dieses Sammeln, An-sich-ziehen, Zum-Felserstarren und dann dieses blitzartige Herausschnellen aus dem Fels, dieses Sich-Herausschleudern aus der Unbewegtheit, dieses jähe Erwachen aus der Befangenheit, dieses fesselsprengende, fortreißende wildstromartige Ungestüm. Prachtvoll! Ausgezeichnet! Alles hat sie, Geist, Humor, Witz, Temperament



Bauernfeld

Eduard von Bauernfeld

Stich von Stöber nach einer Miniatur Daffingers

und vor allem Natürlichkeit! Von der gassenjungenhaften Mutwilligkeit bis zur seelenaufwühlenden Verzweiflung des unglücklich liebenden Weibes beherrscht sie die ganze Skala der Empfindungen. Phänomenal!

Sie hatte in ihrer Aufregung alles vergessen, was um sie war und spielte sich selbst. Spielte ihren Zorn, ihren Schmerz, ihre Kindlichkeit, ihre Ausgelassenheit. War Grazie und war Furie, von jedem etwas, wie sonst im Leben auch. Es war nicht mehr Komödie, sondern unbewußte Selbstdarstellung. Etwas ungeheuer Seltenes.

Schröder, der berühmte Tragöde, ist unerschöpflich in Lobpreisungen. Ein neuer Stern ist entdeckt, der auf dem Theaterhimmel herrlich aufzugehen verspricht.

„Ich weiß überhaupt nicht, was ich getan und gesagt hab," erzählt Kathi dem Hofschauspieler nach der Vorstellung, „ich war wie im Traum, geistesabwesend. Ich bin doch nichts für die Bühne. Dieses Lampenfieber, schrecklich! Ich glaube, ich würde es nie überwinden."

„Lampenfieber? Mögen Sie's nie verlieren," belehrte sie der Künstler. „Es ist die Jungfräulichkeit der Empfindung, die der Künstler noch mit siebzig Jahren besitzen soll. Dann wird er um so besser einen Siebzehnjährigen spielen können. Kalte Routine, die nicht wärmt und nicht überzeugt, ist allerdings frei vom Lampenfieber. Es ist notwendig und heilsam, eine Benommenheit, die der Ekstase vorangeht, in der der Mensch über sich steht. Glauben Sie, mich befällt es nicht allabendlich, wenn ich zur Bühne hinaustrete? Ich sage Ihnen: ein Verbrechen ist es, wenn Sie nicht zur Bühne gehen!" Und dann

wendete er sich zu Netty und Pepi und wiederholte mit seiner schwingenden Schalltrichterstimme: „Ein Verbrechen ist es, wenn sie nicht zur Bühne geht!"

Die ganze Gesellschaft blökte das Lob nach. Vogl geizte mit Anerkennung; er war verschnupft, weil er den Lorbeer des Abends teilen mußte.

Kathi ließ still den Sturm der Begeisterung über sich ergehen, der an diesem Abend nicht enden wollte. Sie war wieder sanfte Taube; alles Sprunghafte, wildartig Geschmeidige, das an die unvorhergesehenen Bewegungen der Panther und Schlangen erinnerte, war ausgelöscht, vergessen, fort, fort. Unter dem Tischtuch griff sie tastend nach der Hand Grillparzers, ließ sie aber sofort los, als hätte sie etwas Kaltes, Lebloses ergriffen.

Daß er gar nichts sagte, kein Wort des Lobes oder des Tadels? Sie wurde ängstlich. Wenn er wenigstens sagen würde, daß ihm alles auf das höchste mißfallen hat! Sie war ja so froh, daß er gekommen war, und jetzt vergällt er ihr wieder die Freude. Rein dadurch, daß er nichts dergleichen tut. Aber so ist er, so ist er! Jetzt liegt ihr schon an dem Lob der anderen auch nichts mehr.

Aber das Leben hat jetzt dennoch einen neuen Wert. Über Nacht ist eine schöne Hoffnung erblüht, und hängt wie eine volle leuchtende Rose an einem Dornstrauch. Derart ist dieses Leben! Gestern noch blutig geritzt, und heute die roten Tropfen unter den spitzeinbohrenden Nägeln in lauter Blumen verwandelt. Also geschmückt geht man einher. Träume, groß blickende, glutäugige, wahnselige Träume. Rosen, Rosen, vielleicht auch Lorbeer! Oder Dornen? Auch Dornen, gewiß, ja. Einerlei! Jedenfalls aber eine Bestimmung, ein Ziel, ein Beruf!

Zu Hause sprach man davon, tagelang.

„Geld verdienen! Geld verdienen!" Kathi jauchzte über diese Aussicht. Endlich hat sie auch einmal etwas zu geben. Zukunftsmusik zwar, aber dennoch! Jetzt fühlt sie sich nicht mehr unnütz. In absehbarer Zeit kann sie das Ihrige zum Haushalt beisteuern, damit nicht immer der Geldbeutel der Schwestern allein herhalten muß. Ein sehnlicher Wunsch ihres Lebens will sich erfüllen. „Wünschts Euch recht was Schönes; ich kauf's Euch von der ersten Gage!"

„Geh, du Narr! Verkauft das Fell, ehe sie den Bären hat!" Die Schwestern lachten über die Voreilige. Aber immerhin. Die ganze Sache will ernst genommen sein. Man gibt zu: „Sie hat was los. Sie hat entschieden was los. Man braucht sein Licht doch nicht unter den Scheffel zu stellen. Mach also, wie's d' glaubst! Leicht ist es ja trotz alledem nicht. Das weißt du ja von der Pepi. Zu lernen wird's massenhaft geben, aber laß dich nicht abschrecken; Courage und Ellbogen! Das hast du ja. Und ich denk, der Schröder würde nicht so drängen, wenn's hoffnungslos wär." So die Netty.

„Na, und Grillparzer?" warf die Pepi ein. „Den hast vergessen?"

Oho, den hat sie nicht vergessen. „Wieso denn?" Kathi denkt unaufhörlich an ihn. Wie könnte sie anders? Ein Schmerzenskind ist diese Liebe. Um so heißer wird's darum geliebt. Alles wird gut werden, denkt Kathi; sie hat eine innere Gewißheit, daß es so und nicht anders werden wird. Schon hat sie sich was Schönes ausgedacht. Ein doppeltes Ziel, scheinbar eines dem anderen feind, und dennoch füreinander zur Hilfe bestimmt. Wär's

nicht gut, wenn sie verdiente? Geld, Geld! Das sprach ja im Grunde immer mit, und wäre dieser Mangel nicht, dann hätte sich alles leichter schlichten lassen, und sie wären trotz des Liebesstreites wahrscheinlich längst ein Paar. Wenn sie aber das Ihrige bringen könnte, müßt es ihn nicht freuen? Eine verdienende Frau! „Es gibt doch Schauspielerinnen, die verheiratet sind," gab sie auf Pepis Einwand zurück, „Schauspielerinnen, die ein glückliches Eheleben führen."

„Tja!"

Bauernfeld meldet sich zum Besuch. Ist ganz hingerissen, schwärmt noch von dem neulichen Abend. Sie lachen über die Angst und Aufregung, die sie ausgestanden, und die eigentlich ganz grundlos war. Chezys beabsichtigten einen neuen Abend: ob sie die Gnade haben wolle, die Hauptrolle zu übernehmen.

„Gern, natürlich, sehr gern! Aber ein anderes Stück!" Sie ist wie der Löwe, der Blut geleckt hat.

„Freilich ein anderes Stück." Er wird nachdenken darüber und Vorschläge machen.

Er sitzt da mit seinem nach innen gewendeten Lächeln und glänzt vor Vergnügen, als er hört, daß sie zur Bühne gehen will. Ein Stück will er für sie schreiben, ein Stück mit einer weiblichen Hauptrolle, die ihr ganz auf den Leib geschrieben ist. Eine Komödie voll tragischer Ansätze, wie es immer das Wesen der Komödie ist, darin sie alle Register spielen lassen kann, alle Facetten ihres reich zusammengesetzten Wesens.

„Reich zusammengesetzt, uj Jegerl," verlacht sie den Schwerenöter; „das heißt auf gut Deutsch: Wechselbalg! Ja, das haben Sie sagen wollen, Herr

von Bauernfeld, bitte keine Komplimente! Müßt übrigens fein sein, auf Kunstreisen zu gehen mit einem solchen Stück, durch ganz Deutschland, wie der Herr von Schober. Was sagst du dazu, Pepi? Ach, reisen!"

Eben noch scherzend und lachend und, kehrum-d'-Hand, schon wieder sehnsüchtig. Wechselbalg!

So wurden eine Stunde lang mit Heiterkeit Pläne geschmiedet.

Als Bauernfeld ging, war er an Kopf und Herz ein neuer Mensch. Lachte still in sich hinein: „Oh, die ist eine, die ist eine! Quellfrisches, sprudelndes, blutechtes Leben!" Alles Bürgerliche und Romantische schoß ihm jetzt auf in bunten klugen Einfällen und lustigen Ideen, soviel, um ein ganzes Dichterleben zu bestreiten. Fort mit den alten Scharteken, an denen er mit zweifelnder Gläubigkeit noch immer hing, fort mit Vergangenheit und Mythologie, fort mit den papierenen Frauenzimmern, Göttinnen und Heldinnen der Literatur und Akademie und frisch aus der Quelle geschöpft! Das Leben war ja bei aller Armut so reich und ergiebig; man mußte nur zu schöpfen wissen. Schöpfer! Und dachte an Grillparzer und lachte wieder, ein listiger Schalk: „Hat's leicht! Hat's sehr leicht! Und macht sich's so schwer. Sitzt an der Quelle und verdurstet!" Lachte und pfiff stillvergnügt.

Franz war aber wenig erbaut, als ihm die Fröhlichs von dem Besuch Bauernfelds erzählten.

„So! Hm! Dieser Patron!"

„Ist was g'schehen? Er hat dir doch so gefallen?"

„Mir gefallen? Nicht ausstehen kann ich ihn. Ich find ihn einfach zudringlich. Was hat er wollen,

was hat er g'sagt, was hat er überhaupt da zu suchen?"

„Ach Gott, rein gar nichts; bloß wegen der neulichen Theaterspielerei. Es soll wieder was veranstaltet werden. Schließlich ist uns ja wirklich nicht um seine Gesellschaft zu tun." Kathi war zur Nachgiebigkeit gestimmt. Was lag an dem Bauernfeld? Das war ein Posten, den man opfern konnte. Es galt wichtigere Sachen zu verfechten.

Seine Eifersucht war rege und jetzt hatte er's auch mit dem Argwohn. „Das ist Heuchelei," dachte er. „Oh, dieser Bauernfeld mit seiner Fexerei," rief er immer wieder, „das hat grad noch gfehlt."

Kathi war heute so vergnügt, sie lachte und lachte. Nicht klein zu kriegen durch seine Übellaune.

Ihm aber war bitter ernst, wie sie es nicht ahnte, und das Lachen brachte ihn nur noch mehr auf.

„Leichtfertigkeit!" Das Wort wollte ihm nicht aus dem Sinn. Ja, das war es: sie war leicht, sonst hätte sie sich auf der Liebhaberbühne nicht so nackt spielen können. Wie er das nicht leiden konnte! Es war gegen all seine Begriffe von Zucht und Ehrbarkeit. Körperlicher Schmerz war es ihm, sie so zu sehen, vor aller Augen seelisch entblößt, gerade das Gegenteil von dem, was er am Frauenwesen liebte.

Kathi hatte bemerkt, daß ihn etwas quälte, oder daß ihm ihre Lustigkeit weh tat, und sie schwieg daher, schonungsvoller als sie sonst war.

„An was denkst du jetzt?" begann er.

„Denken — ja eigentlich nichts besonderes; gar nichts."

„Aber etwas muß doch der Mensch denken, du

kannst mir nicht weiß machen, daß du jetzt an gar nichts gedacht hast. Ich durchschaue es . . .“ Er wagte es nur nicht selbst auszusprechen, was er dachte, aber sein Verdacht stand fest: an ihn denkt sie, die Falsche, die Treulose! Voll Glut denkt sie an den anderen! So eifersüchtig war er schon auf den harmlosen Bauernfeld geworden.

Ein müder Zug der Abspannung tritt in ihr Gesicht und machte sie altern. Sie begann zu leiden. Nein, wenn ihre schönste Hoffnung zunichte würde, wenn er sie nicht verstehen wollte — die Tränen schossen ihr plötzlich in die Augen. Wie soll sie es ihm denn begreiflich machen, daß er die gute Absicht kennt und würdigt? Freuen sollte es ihn doch eigentlich, anstatt daß er sie auf unsinnige, grausame Art quält!

Er sah ihre nassen Augen und triumphierte: „Also doch, von heimlicher Schuld gequält, von Gewissensangst gedrückt! Ich hab es ja gewußt; ein Blick und ich weiß, wie viel's g'schlagen hat. Ist's wahr oder nicht? Geständnis!“

Und nun begann sie ihre Beichte: „Du bist wohl noch bös wegen der kindischen Theaterspielerei; aber schau, Franz, wenn ich ganz zur Bühne ginge? Ich hab mir das schon fest vorgenommen.“ Umständlich und kleinweise setzte sie ihm alles auseinander, wie sie es gedacht hatte, und wie schön es wäre, und wie leicht es beide hätten, und wie die Sorge von ihnen genommen wäre. „Wenn halt zwei am Wagen ziehen, rollt er um so leichter. Allein wird's dir zu schwer, fürcht ich, Franz.“

Das Herz bebte in ihren Worten, und die Sorge um sie beide, aber er hörte nur die Worte und

nicht den Herzschlag und war ganz verdonnert. Das waren Geständnisse! Es wird immer schöner!

„Ich mag keine Komödiantin!“ Damit war alles Zureden abgeschnitten.

Jetzt aber war auch ihre künstlich bewahrte Ruhe dahin. Wieder dieses blitzartige Herausschnellen aus dem Felsen, dieses Sich-Herausschleudern aus dem Starren, dieses fesselsprengende, fortreißende, wildstromartige Ungestüm. In den dunklen Augen war Wetterleuchten; der Orkan, der darin schlief, wollte erwachen.

„Und wenn ich es doch tue?!“

„Nun — dann kann ich ja gehen.“ Dabei machte er eine etwas unschlüssige Bewegung zur Tür.

„Geh!“ Scharf und klirrend schnellte das Wort wie ein Pfeil vom geschwungenen Bogen. Die Lippen hätten es gerne zurückgeholt, aber jetzt war’s zu spät.

Er ging ganz langsam zur Tür, gesenkten Kopfes wie einer, den die Trauer beugt.

Ihr Zorn war schon wieder gebrochen; das Herz, eben voll eherner Widerstände, fühlte sich plötzlich kraftlos und zerschmolz in Reue und Rührung.

„Bleib!“ rief sie ihm nach.

Aber er hörte nicht und ging und ging.

Da stürzte sie ihm nach, zur Tür hinaus und rief flehend zur Treppe hinab: „Franz! Bleib! Franz!“

Sie hörte einen Schritt und horchte ängstlich, aber der Schritt kam nicht näher, sondern ging und ging, Stufe um Stufe bis hinab, und jetzt ging er



Warum stehen sie davor?
Ist nicht Thüre da und Thor?
Kämen sie getrost herein
Würden wohl empfangen seyn.
Goethe

Goethes Haus in Weimar

Nach der Natur gezeichnet von Otto Wagner, gestochen von Lud. Schütze

hallend über den holzbelegten Hausflur, und dann war alles still und leer.

Kathi griff in die Luft, tat einen kleinen Schmerzenslaut und sank ohnmächtig hin.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Ballgasse war finster, und seine Seele war es auch. Ein Wetter richtete sich zusammen, der Wind riß an den Laternen, und die Leute flüchteten in die Häuser. Aber er ging nicht schnell, das Zerren und Tosen, das Pfeifen und Gellen, dieses hundertstimmige Hohngelächter des Sturmes tat ihm wohl. Die Hölle war los.

Er suchte das Fensterbild drüben. „Du bist die Ruh' — der Friede mild."

Aber wo war es? Wie sah es aus? Die Seele schrie nach dem Trost, der einst lindernd von dorther geflossen war. Gift hatte er aus dem Becher der Gnade getrunken, und jetzt verlangte er dieses Gift, um größeren Schmerz zu stillen.

„Marie, sei du nochmals meine Hero, mein nächtliches Licht!" So mußte die Nacht sein, da Leander sein dichterisches Gleichnis, die Priesterin, in wilder Lust an sich riß. Himmelsbraut und Venussin! Stürmische Nacht, Wogen, aufgeregtes Meer, ähnlich wie seine Seele.

Die drüben war nicht Himmelsbraut, doch immerhin Braut; für ihn aber Venussin. Daffinger fiel ihm ein.

„Der frivole, eitle, läppische Daffinger! Der verdient's nicht anders! Sie nimmt ihn ja doch nicht aus Liebe. Was liegt also daran?"

Das war einer der finsteren Augenblicke, wo das Gewissen schläft, und wo man das Schlimme mit Freuden tut. Er fiebert wie ein Kranker. Er

sieht, wie das Übel wächst. Es will aber so sein. Betrug über Betrug! Doch niemand weiß es. Nur die Steine in der dunklen Ballgasse, die alten Mauern wissen es, und die trübe Öllampe unterm Fenster weiß es, deren Widerschein das sündige Menschenpaar im Zimmer belauerte. Niemand weiß es sonst. Das Geheimnis ist begraben in diesen Mauern und ist verlöscht wie die Laterne jedesmal, wenn der Tag kommt.

Aber das gesuchte Antlitz erschien nicht. Ganz flüchtig tauchte es hinter den Scheiben auf, doch es war nicht die Ruh' und nicht der Frieden, sondern hatte Zorn im Auge und Hohn auf den Lippen und war haßerfüllt gegen ihn, der treulos in der Untreue war und nach jähem Erbrennen zu eisiger Kälte erstarrte.

„Ich hätt doch den Daffinger nicht genommen, wenn ich das Kind nicht schon unter dem Herzen fühlen würde," hatte sie in seinem Zimmer zur nachtschlafenden Zeit geschrien, als sie nach der Botschaft der Bognerin zum letztenmal beisammen waren, daß er besorgt ans Fenster stürzte, es zu schließen, denn die stille Gasse lauerte auf Skandal.

„Das hast du mir getan!" rief sie wild und schüttelte sich im Schluchzen, wie ein Bäumchen im Frühjahrsregen. „Was bleibt mir übrig, als diesem Menschen zu folgen, damit die Schande nicht aufkommt! Den ich nie gemocht hätte . . . ekelhaft, ach, so ekelhaft!"

Jetzt erst waren sie aus dem Paradies verstoßen.

Aber der Dichter blieb unbewegt und hatte keinen anderen Trost zu spenden, als indem er sagte: „Es wäre besser gewesen, wir hätten uns nie gesehen."

„So, so, so? Wär's besser gewesen?!“ höhnte sie und schrie wieder krampfhaft, diesmal vor Lachen, das weher tat als alles Weinen. Und dann ging sie, von Scham und Zorn überflammt und mit Verachtung bedeckt, die sie als Lohn ihrer leichtsinnigen Liebe empfing.

Und jetzt hätte er sie gern wieder an sich gerissen, den Rausch zu suchen, das Vergessen im Genuß, und neuen Schmerz, um alten Schmerz zu tilgen.

„Die Sehnsucht du —
und was sie stillt . . .“

Doch die Schöne drüben blieb hart und gnadenlos; sie konnte nichts als weinen und verschwand hinter den Vorhängen, denn sie mochte dem Betrüger nicht zeigen, daß sie so trostlos war, und daß sie ihn vielleicht noch liebte, während sie glaubte, ihn zu hassen.

Der aber stand am Fenster, selbst ein Verzweifelter und suchte den schmalen Streifen Himmel über der dunklen Gasse, in der alles Licht ertrunken war. Kein Stern über ihm, nur Wolken, faustgeballt, drohend emporgestreckt, wild in die Höhe geworfene Arme mit schwarz flatternden Fetzen.

Trüb, rotbrandig und rußig flackerte unten das Flämmchen in der Öllaterne, vom Sturm hin und her gepeitscht, zum Verlöschen. Er starrte in die gepeinigte Flamme und horchte auf das Heulen und Raunen des Windes. Sein Herz war eine solche Flamme, im Schicksalswinde hin und her getrieben! Und das Raunen im Sturm waren die Geschichten, die er an sich erfahren, und die in der Nacht im Wind zu wimmern und zu winseln anfingen. Heimliche Geschichten aus ehrwürdig düsteren Gassen

und verwitterten Mauern; Herzensgeschichten, die voll Jubel und Zärtlichkeit sind, voll von bitterbösen Worten und Tränen, wie es immer der Inhalt der alten jungen Liebe ist. Die standen nun gegen ihn auf, klagende Ahnfrauen, die keine Ruhe fanden und mit dem Sturm ans Fenster drückten.

Und sein Herz zuckte im Schmerz, wie das Flämmchen unten.

Fort, wie der Schober es tat! O, der war klug, ein Lebenskünstler! Gras über die Geschichten wachsen lassen, die Seele auslüften, in der Fremde die Wunden heilen lassen, die die Heimat geschlagen hat, und dann zurückkehren, größer, reiner, gesünder!

Der Entschluß war gefaßt, also Urlaub um jeden Preis. Und wohin? Nach Weimar natürlich, seine geistige Heimat, Goethe schauen und die Gewißheit finden, daß die Unsterblichen ihn zu ihrem Kreise rechneten. Von Goethe empfangen zu sein, gehörte zu den letzten Dichterweihen; man mußte schon was Großes sein, um sich ihm nähern zu dürfen. Die zu Hause in der Wiener Stadt waren ja ein kleinliches Volk; die glaubten nicht an ihn, weil sie ihn täglich sahen, sein Menschliches kannten und wußten, daß er immerhin nur ein kleiner Beamter war. Nur nicht imponieren lassen, war ihr Grundsatz. Ja, wenn's von draußen kam, war's freilich was anderes! Wo der Pfennig geschlagen ist, gilt er nichts!

Gottes Mühlen mahlen langsam, Amtsmühlen noch langsamer. Mit dem Urlaub ging's also nicht so schnell. Aber der Gedanke daran war schon eine Rettung, etwa so wie das Kunststück Münch-

hausens, der sich selbst an dem eigenen Zopf aus dem Sumpf zieht.

In den nächsten Tagen schon lief ihm Netty die Tür ein. „Kathi stirbt, du mordest sie ja, Grüllpatzer!"

Aber das ist leichter gesagt als getan; man stirbt nicht so schnell. Als Franz gleich darauf die vier Treppen hinaufflog, erwachte die Totgesagte wieder zum Leben, lächelte und hatte wieder rote Wangen.

Bauernfelds Besuch, der sich wiederholte, hatte sie abgelehnt. Sie wäre krank, ließ sie sagen, alles andere sei sehr unbestimmt. Adjö! Tür zu; draußen war er.

Geringes Opfer auf dem Altar der Liebe. Allzu gering; aber wenn's nur dem Gott gefällt!

Das Glück mußte jetzt von beiden mit sehr achtsamen Händen gefaßt werden, es war gebrechlicher als zuvor. Zart wie Glas und hatte obendrein einen Sprung. Die Theatersache war ein Stein des Anstoßes; lieber nicht daran rühren! Sie gingen dieser Frage vorerst ganz aus dem Wege.

Und jetzt war auch die Frist um, nach der die Hochzeit festgesetzt war. Hochzeit? Daran war jetzt gar nicht zu denken. Nichts war vorbereitet, keine Möbel, kein Quartier, keines der tausend Sachen, die in einem solchen Falle zu bedenken sind. Auch die Seelen waren nicht vorbereitet. Die schöne Zeit war vertan, verspielt, vertändelt, verstritten, vertrotzt. Und alle Stimmung war nun weg. So sahen Hochzeitsleute nicht aus wie jetzt die zwei. Also verschieben. Übers Jahr! Ein Jahr ist schnell herum. Ist dann noch immer Zeit.

„Um Himmels willen, was werden d' Leut dazu

sagen? Noch ein Jahr! Dann geht's schon ins siebente oder gar ins achte! Kein Mensch glaubt mehr daran, ich auch nicht. Machs Kreuz darüber. Die war schon verheuratet! werden die Leut sagen. Da beißt kein anderer mehr an."

„Krächz' zu, Unglücksrab'!" stritt Kathi gegen die letzmäulige Pepi. „Kann für mich überhaupt ein anderer Mensch in Betracht kommen als er? Ist doch nicht aufgehoben, sondern nur aufgeschoben. Niemand kann sagen: die war schon verheuratet, sondern immer nur: die wird erst heuraten! Sollen reden d' Leut, was sie wollen; ich weiß, was ich weiß, und Punktum!"

Die Bognerin kam, war scharf wie ein Schwert und fing an: „Was ist denn mit der Ausbildung? Jetzt schau dazu! Die schönste Gelegenheit ist jetzt da. Der wird sich giften! Wie mich das freut, daß dem Z'widerling einmal was zu Trotz g'schieht! Warst schon beim Schröder?"

Jetzt war Kathi wieder groß. „Zu Trotz? Es wäre doch schmählich, so was zu denken oder gar zu tun. Franz hat ganz recht, ich wäre an seiner Stelle auch nicht anders. Es fällt mir gar nicht ein, Komödiantin zu werden. Ist's dir jetzt genug?"

„Herrgott, der hat dich schön in den Sack gesteckt! Der sollt nur mit mir zu tun haben, dem tät ich's aufmischen! Ist doch eine Gemeinheit, ein anständiges Mädel hinzuziehen. Euch soll man den Kopf zurecht setzen, dir und ihm!"

„Von In-den-Sack-stecken ist keine Red'. Aber wenn du kommen bist aufzuhetzen und Unfried zu stiften, Wettl, dann bitte, hier hat der Zimmermann 's Loch g'macht."

So hatte die aufrechte Kathi die Bognerin ab-

gefertigt, die immer was zu nörgeln hatte. Auch ein Opfer auf dem Altar der Liebe.

Aber das mit dem In-den-Sack-stecken konnte Kathi doch nicht ganz verbeißen. „Schaut's denn so aus? Dann braucht ihm nicht gesagt zu werden, daß ich auf die Bühne verzichtet hab. Kein Sterbenswörtchen. Soll daran glauben, wenn's auch nicht wahr ist. Man muß den Männern nicht zeigen, daß man so nachgiebig ist, sonst werden sie zu anspruchsvoll."

Drittes Opfer auf dem Altar der Liebe, diesmal heimlich zwar, dafür aber ein um so größeres. Hero, die Priesterin, von der der Dichter träumte, konnte nicht idealer sein.

Frau Butterstößel und Minna Süßholz hatten es wieder eilig. Jeden Tag eine andere Kaffeevisite und immer derselbe Klatsch. Die Stricknadeln flogen fieberhaft und dabei fuhren die Köpfe zusammen mit glosenden Augen: „Also ist die Verlobung wirklich zurückgangen! Ich hab's doch immer vorausg'sagt, daß 's ein solches End nehmen wird. Sie haben's halt zu arg getrieben, da ist ihm endlich doch einmal der Geduldfaden g'rissen. Ja, ich sag Ihnen, das war ein Geschrei! Hinaus ist er bei der Tür, und sie ihm nach, über die Stiegen hinunter mit aufg'hobenen Händen: ich bitt dich, Franz, verlaß mich nicht! Aber er hat nichts mehr wissen wollen, und fort war er. Recht hat er g'habt. Wenn ich ein Mannsbild wär, hätt ich schon längst ausgepackt mit ihr. Wissen Sie, die Liebschaften von den Mädeln; nicht genug, daß sie seine Braut ist, hat sie nach rechts und links geliebäugelt; da wär' er ja dumm gewesen, wenn er sich das noch länger ang'schaut hätt."

„So, so? Und ist's ganz aus?"

„Ganz nicht; jetzt kommen s' wieder zusammen. Die Frauenzimmer sind ja wie die Kletten, nicht auslassen wollen s' ihn mehr. Mir tut er recht leid, er ist ein so feiner, herzensguter Mensch. Ich bitt Sie, er könnt doch Ansprüche machen, die reichsten Partien stehen ihm zu Gebote, aber nein! da verhockt er die schönsten Jahre bei den drei Fuchteln, die um und um nichts haben, nur Ansprüch', Ansprüch', da machen Sie sich keinen Begriff! Ich behaupt', daß die drei das größte Unglück für den armen Menschen sind."

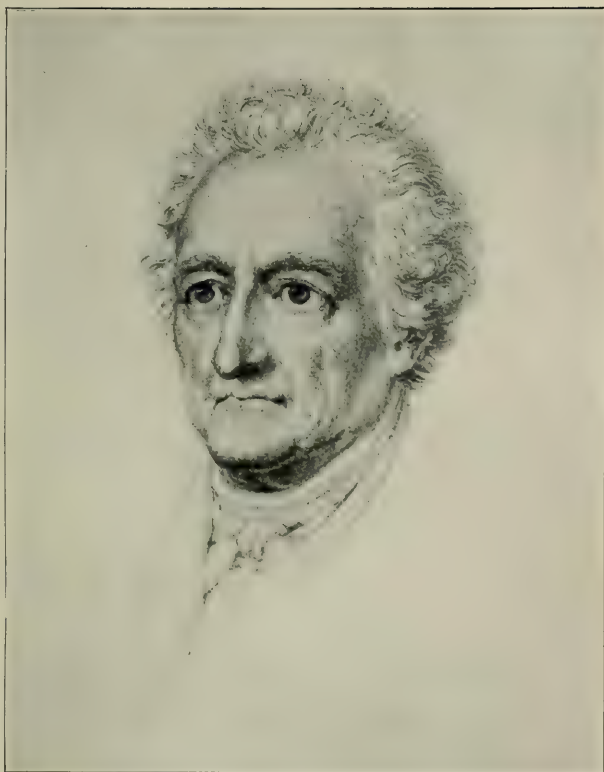
„Was S' nöt sagen? Geht die eine nicht zum Theater? Ich hab so was g'hört."

„Die eine ist ja beim Theater, Opernsängerin, aber sie hat ja nie ein Engagement. Aber jetzt geht die andere auch, nicht die Gesangsprofessorin, sondern die, die immer z' Haus war. Nach Deutschland kommt s' an eine Hofbühne. Alle zwei gehen s' fort, die Opernsängerin auch. Neulich waren s' grad beim Einpacken, wie ich dort war. Wenn s' nicht schon fort sind, dann ist's in den nächsten Tagen ernst damit."

„Nun, und der Bräutigam?"

„Na ja, das ist's ja eben! Wie ich halt immer g'sagt hab. Sehn Sie's jetzt? Alles Larifari!"

Das war richtig an dem ganzen Tratsch, daß bei den Fröhlichs die Koffer gepackt wurden. Kathi ging auf Kunstreisen nach Deutschland. Freilich nicht als Bühnenkünstlerin, sondern als Theatermama. Pepi Fröhlich hatte ein Konzert- und Gastspiel-Engagement nach Dresden und einigen anderen Städten und sollte auch am sächsischen Hof singen. Kathi ging mit als Gardedame und Garderobière.



Wolfgang v. Goethe
Nach einer Radierung von C. A. Schwerdgeburth

Nun saß Grillparzer allein bei Netty. Wie leer war jetzt die Stadt für ihn geworden! Als ob sie keine Menschen hätte. Die Häuser fielen schier auf ihn, so bedrückte ihn die entfremdete Stadt, eine tote Last, weil dies eine Herz nicht mehr in ihr schlug, das bei allem Streit und Ärger doch die eigentliche Heimat war. Wien war in diesem Herz, und sein Wesen hing mit allen Fasern daran.

Ein Glück, daß der Urlaub jetzt herablangte. Wenigstens in derselben Richtung fahren zu können, in der jenes Herz gegangen war! Aber zusammentreffen? Nein. Die mochten in Dresden sein. Er kam erst, als sie fort waren. Sein Ziel war Weimar. Dort, wo die Unsterblichen ihn als einen der Ihrigen empfangen, und wo der klassische Tempel des Ruhms ihm seine Pforten erschließen mußte.

XIII.

Kaum war der Dichter über die schwarzgelben Grenzpfähle hinausgekommen, als auch schon seine zornige Liebe zur Heimat sich in zärtliche Wehmut verwandelte. Er hatte nie gewußt, wie glücklich er trotz allem Leid daheim gewesen; jetzt da er fern war, wußte er es plötzlich; und schon stand die Sehnsucht auf.

Prag, die erste größere Reisestation, war ja noch Heimat, er war hier längst zu Hause, ehe er den Fuß hierher gesetzt; seine Seele war früher zu Gast geweilt in diesen Mauern und wußte sich verbunden, seit er den „Ottokar“ geschrieben hatte; Libussa ging ihm jetzt nach, die legendenhafte Grün-

derin dieser hunderttürmigen, altertümlich schönen Stadt, die als große steinerne Blume aus dem Boden deutscher Kultur gewachsen war; der Dichter hatte die in den steinernen Blättern gewiegte köstliche Essenz des vergangenen Lebens und der Schicksale gesogen wie die Biene und zu dem Honigseim der Poesie verarbeitet; der Gedanke an Libussa, die in einem großen dramatischen Gedicht Fleisch und Blut werden sollte, weil er es so wollte, tauchte jetzt zum erstenmal flüchtig auf; darin war Ahnung und Bestimmung.

So war Prag, obwohl er es früher nie gesehen, eine seinem Fühlen wohlvertraute Stätte; aber schon in Dresden fühlte er sich als Fremdling in dieser Welt. Nicht geradewegs fuhr er nach Weimar, wo er die Luft seines Geistes zu atmen hoffte; auf einem großen Umweg über Dresden, Berlin und Leipzig gedachte er es zu erreichen; ihm erschienen diese deutschen Städte als die Anti-Chambres zu dem Saal der Unsterblichen in Weimar. Zwar traf er überall in diesen Städten freundliche Menschen, geistig hochstehend und heiter gesellig, die den „Dichter aus Wien" mit Ehren empfingen; aber seine Enttäuschung war dennoch unerwartet groß. Wie klein und eng war das Leben hier in spießbürgerlichen Verhältnissen und in äußerlicher Dürftigkeit, wie sorglos und heiter lebte sich's dagegen in Wien! Er sah jetzt seine Vaterstadt in einem ganz anderen Licht. Entbehrte man auch selbst, so war man dort von der glänzenden Woge des Luxus umrauscht und hatte an einer gefälligen Schönheit teil, die das Leben leicht und froh machte, was sogar der Hypochonder jetzt an dem Kontrast empfand. Am tiefsten aber schmerzte es ihn, daß

die Menschen in diesen deutschen Städten nichts von Wien wußten, außer, daß es da hübsch zu leben sei, nichts von dem geistigen Ringen und von dem genialen Funken, der auch dort einige Gehirne mit seiner Raserei angesteckt hatte. Nur ein paar zweifelhafte Namen waren bekannt und genossen ein gewisses Ansehen, der Spaßmacher Castelli und der berüchtigte, ewig witzelnde, gewissenlose Saphir, der von Wien ausgewiesen war, und es passierte dem Dichter, daß er mit diesem verwechselt wurde. Die bitterschmerzliche Wahrheit, daß die mittelmäßigen Geister mit ihrer Betriebsamkeit, ihrem kleinlichen Ehrgeiz und ihrer Gewissenlosigkeit zur Lebenszeit über die Großen triumphieren, wurde dem Dichter aufs neue offenbar. Er hatte geglaubt, daß es nur in Wien so sei und fand zu seinem Kummer, daß es für ihn wenigstens draußen im Deutschen Reich, die Zuflucht seiner Hoffnungen, damit nicht anders zuging. Er hatte sich noch nicht genug bescheiden gelernt, um zu wissen und sich damit zu begnügen, daß die ganz Großen von ihrer Zeit meistens nie recht erkannt werden, weil der Maßstab des Alltags nicht für sie ausreicht

Das waren Erfahrungen, die ihn wieder tief herabstimmten. Er hatte begonnen, ein Reisetagebuch zu führen, hatte es aber wieder aufgegeben. Daran war freilich ein äußerlicher Umstand schuld, der aber als willkommener Vorwand erschien. Er hatte sich mit dem Rasiermesser in den Finger geschnitten, die Wunde wurde schlimm, er mußte sich Schonung auferlegen. Nun hatte er eine triftige Entschuldigung für seine Schreibfaulheit. Kathi bekam nur spärliche Nachrichten von ihm und obendrein in einem recht mürrischen, fast grob abweisen-

den Ton. Es war die Art, wie er seine Sentimentalität zu verkleiden pflegte. Er mochte ihr nicht gestehen, daß seine Seele bei ihr war und ihn zurückrief, denn er war zugleich über seine Weichheit und Hingebung geärgert, weil er Kathis Einfluß auf ihn als einen Eingriff in seine Persönlichkeit empfand. Sie litt auf eine ganz ähnliche Weise, auch sie konnte ihr Persönliches nicht opfern, obwohl sie ihre Seele bereits auf immerdar an ihn verloren hatte. Doch stimmte die Entfernung sie weich und zärtlich, und bei ihrer Offenheit machte sie kein Hehl daraus. Wie anders hatte sie auf der Reise seiner gedacht, als er ihrer! Besonders in Prag, wo sie in allen Denkmälern, in den Fürstengräbern, im St. Veits-Dom auf der Burg Hradschin seine Züge zu erblicken vermeinte, indem sie an „Ottokar" dachte, als ob erst die Dichtung sie in das Herz der Dinge geführt hätte, und als ob sie in diesen Dingen immer wieder nur das Herz des Dichters fände. Tränen stürzten aus ihren Augen, als sie bei diesen Wanderungen seiner gedachte. „Was ist er doch für ein Mann!" schluchzte sie auf dem Gipfel ihres Glücks und ihres Leids, „hab ich doch alles Gute, was an mir ist, von ihm empfangen!" Das war insofern richtig, als sie schön und groß von ihm dachte und alles Edle ihrer Liebe in dieses Seelenbild, das sie von ihm hatte, hineinlegte. So war es gewissermaßen sein Teil, denn durch ihn war es in ihr erweckt worden. „Könnte er jetzt hier sein und die Dinge mit uns ansehen, ihre Wirklichkeit betrachten, von der er so schön geträumt hatte! Wie schade, oh, wie schade, daß er jetzt nicht an unserer Seite ist!" Aber die gute Kathi irrte sich, indem sie also klagte, denn er ging an ihrer Seite, obschon sie es nicht

sehen konnte; seine Seele war da, sie war immer dort, wo sie war, und sie redete mit ihr, wenn sie in Sehnsucht seiner gedachte.

Und ihre Seele war bei ihm und beschäftigte einen Teil seines Denkens; darum war er zuweilen so böse, weil er fühlte, daß er nicht mehr sich gehörte; dann entlud er sich in solchen unwirschen, schier widerwilligen Briefen, die sein Bild zerstören sollten, obschon es hoffnungslos war, weil sie es zu fest und unverletzt bewahrte. Er konnte seine Seele nicht zurückerhalten, und sie die ihrige nicht, denn auch er hielt sie fest, wie sie auch gegeneinander streiten mochten!

Wie ein Verurteilter, der auf den Richtplatz geführt wird, so kommt er nach Weimar; er hat das Gefühl, als ob die Geister aller dort Verstorbenen und noch Lebenden sich dagegen auflehnten, daß er sich unter sie stellen wollte. Nie war er so kleinmütig, er hält sich für unzulänglich und meint, daß es aus sei mit ihm und seiner Kunst. Im Gasthof zum Elefanten ist er abgestiegen und fühlt sich dort gleichsam im Vorzimmer zu Weimars lebender Walhalla. Gewaltig schlägt ihm das Herz, als er dem Lohndiener des Gasthofes seine Karte gibt, der sie zu Goethe hinüberbringen soll. Es will ihm jetzt als Anmaßung erscheinen, vor dem Olympier hinzutreten; mehr als vor einer Abweisung fürchtet er sich jetzt vor jeder Ehre und Auszeichnung, die nur noch sein Gefühl der Unwürdigkeit verschärft.

Der Lohndiener kommt zurück mit dem Bescheid: „Seine Exzellenz der Herr Geheimrat von Goethe hat Gäste zu Tisch und könne jetzt nicht empfangen; er erwartet den Besuch abends zum Tee.“

Seine Exzellenz der Herr Geheimrat von Goethe! Das stürzt den „Dichter aus Wien“ vollends aus seinen Träumen. Er war gewohnt Goethe zu sagen wie man Gott sagt oder Genius, oder Göttlicher, kurz etwas, das zu mächtig ist, um einen Titel zu haben. Nur bei diesem ganz Übermächtigen, das kaum in ein Wort gefaßt werden kann, ist Gnade, ist Zuflucht, ist Erbauung, ist das, was dieser weltfremde Dichter sucht, etwas, das Exzellenzen und Geheimräte nie zu vergeben haben. Und es wird ihm jetzt erst recht bange.

Seine Anwesenheit redete sich rasch herum, es fanden sich sofort einige Bekanntschaften, und vor allem begrüßte ihn der Hof- und Theaterkapellmeister Hummel als seinen lieben Landsmann und lud ihn ein, bei ihm zu Mittag zu speisen. Hummel war vor einigen Jahren aus Wien nach Weimar gekommen und war überglücklich, in seinem geliebten Wienerisch über seine Vaterstadt reden zu können, und das leidvolle Glück der diesen Wienern eingeborenen Sehnsucht zu genießen. Auch die Gattin des Kapellmeisters, die ehemalige hübsche Sängerin Mamsell Röckel, die Grillparzer von der Bühne her noch in lebhafter Erinnerung hatte, tat ihr Bestes, um den Gast zu erfreuen und heimatliche Stimmung um ihn herum zu machen. Sie bereitete einen Mittagstisch auf wienerische Art und brachte als Mehlspeise Zwetschkenknödel, eine sinnige Huldigung und eine vernünftige Taktik, das Herz durch den Magen zu gewinnen; Grillparzer würde sein Österreichertum verleugnet haben, wenn Zwetschkenknödel nicht auch zu seinen Lieblingsspeisen gehörten. Während er nun dasaß und in die Zwetschkenknödel auf seinem Teller vertieft war, dachte er

immer an die hübschen Beine der Mamsell Röckel in Pagenkleidern und prallen seidenen Trikots und konnte diese Erinnerung nicht ganz mit der tüchtigen und ehrsamen Hausfrau zusammenfinden, die sich nun so bürgerlich gab. Aber so ging's ihm ja immer im Leben und in der Liebe, daß er seine Gedankenform mit der Wirklichkeit nicht recht zusammenreimen konnte. Wieviel Unglück und Mißverständnisse, wieviel Klagen und Tränen waren aus diesem unseligen Zwiespalt schon geflossen! Wenn er nur an Kathi dachte, das allein war schon eine Tragödie!

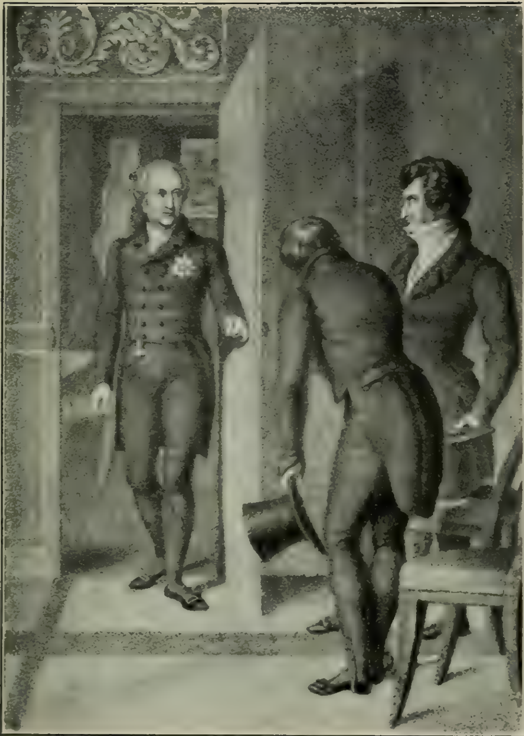
„Nicht jedem, der da kommt, geschieht die Ehre, daß er von Seiner Exzellenz dem Herrn Geheimrat von Goethe empfangen wird," führte Kapellmeister Hummel mit gewissem aufschneiderischem Heimatstolz aus; „da muß man schon was B'sonderes sein! Da ist z. B. der Dichter Raupach vor einiger Zeit gekommen, hat seine Karte abgegeben, hat ihm aber nichts genützt. Sie kennen doch Raupach, dessen Volksstücke auf allen Theatern bis zur letzten Schmiere herunter g'spielt werden? Aber Seine Exzellenz hat ihn nicht empfangen. Übrigens ist der Raupach kein dummer Kerl, er hat's mit einer gewissen Fassung hingenommen. ‚Beim Elefanten' ist er g'sessen, wie ihm der Lohndiener die Absage gebracht hat; ich war gerade dabei. Was wollen Sie, sagt er zu mir, Goethe ist ein geistreicher Mann, und ich bin ein geistreicher Mann; also ist alles in bester Ordnung! Darum freut's mich doppelt und dreifach, daß grad einem Österreicher und noch dazu einem Wiener diese Auszeichnung zuteil wird. Denn Sie müssen wissen, Herr von Grillparzer, man hört in Weimar nur geringschätzig über die geistige Begabung in Wien reden, was natürlich ein Unrecht

ist und widerlegt werden muß. Ihr Erscheinen ist ja schon eine glänzende Widerlegung! Die Leute hier tun so, als ob in Wien keine Talente wären! Contraire, au contraire! Ganz im Gegenteil! Aus dem Ärmel beuteln können wir's in Wien, wenn wir wollen. Wo in der Welt finden s' denn mehr auf ein' Haufen beieinander, als grad bei uns? Der Haydn, ist das nix? Und der Mozart, ist das nix? Und der Beethoven, den wir auch zu uns rechnen dürfen, is das a nix? Und der Schubert? Na, und der Herr von Grillparzer? Ist das alles nix? Und wenn s' wollen, der Raimund — und — — und — — — —"

Hier stockte der begeisterte Mann. Es fielen ihm außer den Größen der Musik, die er genauer kannte, keine anderen Namen ein, und er fügte, seine Unkenntnis entschuldigend mit etwas drolligem Kleinmut hinzu: „Wissen Sie, ich bin schon lang nicht mehr in Wien g'wesen und schon ein reiner Provinzler geworden in Weimar!"

Um Gottes willen, welche Lästerung gegen Weimar, diesen Parnaß! Wo so Große wie Goethe wohnen und so Gute wie Eckermann, da konnte der Wiener nur lieben und bewundern. Und so tat der Dichter und fühlte sich klein und demütig, wie sehr ihn auch die gutmütige Prahlerei Hummels ergötzt hatte.

Der gefürchtete Abend kam endlich; Grillparzer ging pochenden Herzens hinüber ins Haus Seiner Exzellenz des Herrn Staatsministers, um dort seinen Gott zu schauen. In dem Hausflur sahen ihn Gipsabgüsse nach der Antike mit leeren Augen an, eine kalte, steife Feierlichkeit schien von ihnen auszugehen und über die weißgehaltenen Räume, Treppe und Korridor sich auszubreiten. Im Salon befanden



Goethe, Besuche empfangend

Nach einem Stich von Friedrich Fleischmann

sich eine Menge Leute, denen er durch den Kanzler Müller, der gewissermaßen den Zeremonienmeister spielte, vorgestellt wurde. Goethe war noch nicht erschienen. Trotz aller Benommenheit befand sich der scheue Dichter mit einemmal im Gespräch mit einem jungen, schönen und sehr gebildeten Mädchen. Er war als Dichter Seelenfischer genug, um in der kalkweißen Umgebung, die ans Gipsmuseum erinnerte, sofort das Lebendige zu spüren, das ihn anzog. In einem Augenblick war alles Steife, Unnatürliche, Beklemmende überwunden, die Bangigkeit des Herzens war weg, und vergessen war, daß er in Goethes Haus stand und das Antlitz des Erleuchteten sehen wollte. Da ging eine Seitentür auf, ein alter Herr im schwarzen Rock, den Ordensstern an der Brust, trat ein, nicht gerade groß anzusehen, eher etwas untersetzt in der Beleibtheit seiner Jahre — und dann war ein Verneigen der Anwesenden, eine augenblickliche Stille, eine Förmlichkeit, die an die Audienz eines kleinen Monarchen erinnerte.

Was, dieser steife Minister sollte das Ideal meiner Jugend sein, der Dichter des Faust, des Clavigo, des Egmont?! Franz vermochte nichts anderes zu denken. Die Enttäuschung war zu groß und zu plötzlich. Er hatte alle schicklichen Worte vergessen, die er sich für die Ansprache und als Antwort zurecht gelegt hatte; er fühlte, daß er einer Katastrophe nahe war, und daß er vor Seiner Exzellenz dem Herrn Geheimrat und Staatsminister gänzlich versagen würde. Er kam, den großen Dichter und Abgott seiner Träume zu sehen und fand einen Vorgesetzten, vor dem er zum Subalternen herabsank.

Die Begrüßungen und Ansprachen gingen der Reihe nach, und es brauchte eine Weile, bis Goethe zu Grillparzer kam, der in der entgegengesetzten Ecke des Zimmers stand als ziemlich einer der letzten in der Schar.

Das Gespräch war frostig und nichtssagend, wenn nicht gar für den überempfindlichen Grillparzer geradezu erkältend. Goethe erkundigte sich ohne weiteres, ob in Österreich italienische Literatur getrieben würde.

Italienische Literatur! Warum italienisch? Wahrscheinlich betrachtete Goethe die österreichischen Lande schon als den Süden und warf sie mit Italien zusammen. So war ihm Österreich nur so eine Art Übergang oder Mittelstufe ohne ausgeprägte geistige Physiognomie. So deutete sich Grillparzer die Verlegenheitsfrage Goethes seiner Gewohnheit nach, in jeder Suppe ein Haar zu finden. Es verdroß ihn gewaltig und er begann in seinem subalternen Gefühl plötzlich recht subordinationswidrig ausfällig zu werden.

Leider kümmere sich niemand um die italienische Literatur, bedauerte er, obzwar es nicht schaden könne und auf alle Fälle besser wäre als die Engländerei, die jetzt bei den Deutschen in Mode sei.

Diese Bemerkung verdroß wieder Goethe, der augenblicklich mit Lord Byron einen Briefwechsel unterhielt. Er ließ den jungen Dichter stehen, sprach mit anderen, kam aber bald wieder zurück, richtete ein paar gleichgültig-freundliche Worte an ihn und forderte dann die Gesellschaft auf, den Tee zu nehmen.

Franz empfand einen Riß, wie wenn die Erde gespalten würde, einen Riß, der durch sein eigenes

Herz ging und zum persönlichen Leid wurde. Hier schieden sich in der Tat zwei Welten, der Norden und der Süden. Und er war von der einen und Goethe von der anderen, so sehr im Grunde genommen beide sich nach dem sehnten, was nicht ihr Teil war. Grillparzers Sehnsucht nach Weimar und Goethes Sehnsucht nach dem Süden, in den Liedern des Harfners verkörpert, drückten ein verwandtes Schicksal aus. Die Seelen kreuzten auf der Suche nach ihrer fernen Heimat aneinander vorbei, ohne sich zu erkennen.

Es war nun für den jungen Idealisten ein eigenartiges fast schmerzlich-komisches Schauspiel zu sehen, wie der größte deutsche Dichter, den sie den Olympier nannten, seinen Gästen spießbürgerlich den Tee gesegnete und wie statt Gedanken, die den hohen Flug des Genius nehmen, bloß eine ziemlich nüchterne Konversation gepflegt wurde, die unseren Dichter eigentlich nichts anging.

Er fand sich mit seinen Idealen in dieser etwas dürftigen Wirklichkeit nicht zurecht; aber das war sein Fehler, denn sonst hätte er erkennen müssen, daß auch Goethe in seinem Kreis als Fremder dastand, und daß die Leute um ihn her bis auf ganz wenige nicht eigentlich wußten, mit wem sie es zu tun hatten. Sie verneigten sich devotest nur vor Seiner Exzellenz und wußten allenfalls auch, daß er Theaterliebhaber war und Gelegenheitsgedichte reimte, Schönbartspiele und was sonst zum höfischen Gebrauch gehörte; das übrige war ihnen eine ziemlich dunkle Geschichte.

Das alles ahnte Franz Grillparzer nicht, und so ging er nach dem Tee aus dem Hause Goethes fort mit dem Gefühl, daß die größte und schönste Hoff-

nung seines Lebens in einer ungeheueren Enttäuschung geendet hatte. Fast wäre es ihm lieber gewesen, Goethe hätte ihn grob angefahren und hinausgeworfen, lieber als alle tote Förmlichkeit, deren Zeuge er war.

Der nächste Tag verging mit Spaziergängen und Theaterbesuch. Kapellmeister Hummel und Kanzler Müller waren seine Gesellschafter und Führer, durch die er sozusagen Intimus des Weimaraner Musenhofes wurde, einen Diebsblick in alle Fenster tun konnte und das Leben, Wohnen und Dichten der Unsterblichen in einer bunten Bilderreihe trefflich vorgeführt fand. Müller schien Grillparzers Herabstimmung bemerkt zu haben und betonte, daß an der Steifheit Goethes nur dessen Verlegenheit schuld gewesen wäre; übrigens beobachte er diese Zurückhaltung jedem ersten Besuch gegenüber; Grillparzer werde ihn beim nächsten Mal ganz anders finden. Da kam auch schon eine Einladung von Goethe zum Mittagsmahl für den nächsten Tag.

Als Grillparzer am anderen Tag zur bestimmten Stunde erschien, ging ihm Goethe durch die Zimmer entgegen, begrüßte ihn aufs herzlichste, nahm ihn unter dem Arm und redete freundlich auf ihn ein, wie ein väterlicher Freund und Lehrer es seinem Lieblingsjünger gegenüber tut. Mit ein paar Worten streifte er Grillparzers „Sappho", hob sie als großen Fortschritt gegen die „Ahnfrau" hervor und ging mit ihm in den Salon, wo sich die Mittagsgäste bereits eingefunden hatten.

Da war es dem Dichter der „Sappho", als ob sich die Starrheit des Herzens lösen würde, und als ob er plötzlich in das Land seiner Seele heimgefunden hätte. Er fühlte mit einemmal den Knaben

in ihm lebendig werden, und ging neben Goethe wie an der Seite des großen Vaters, den er im Geiste verehrte. In dieser unbeherrschten Bewegtheit seines Innern stürzten heftige Tränen über sein Angesicht, er wußte sich gar nicht zu fassen. Goethe selbst war ergriffen und ein wenig ratlos, wie er die Erschütterung seines Gastes vor den anderen Gästen bemänteln sollte, deren Unterhaltung im Saal nebenan vernehmbar wurde, und die auch schon das Erscheinen des verehrten Hausherrn bemerkt hatten.

Immerhin ging alles besser vonstatten als nach dieser Szene zu befürchten war. Grillparzer blieb während des Essens einsilbig, drehte in seiner Zerstreutheit mit nervösen Fingern Brotkügelchen, die Goethe nachdenklich zu kleinen Häufchen ordnete.

Wieder wurde im Gespräch die „Ahnfrau" gestreift. Goethe begann auseinander zu setzen, worin die Grundfehler aller Schicksalstragödien eines Zacharias Werner und eines Houwald bestehen. Seinem klar anschauenden Geiste war alles Verworrene, Zügellose, Undisziplinierte durchaus zuwider. Es war leicht durchzumerken, daß er in der Kritik dieser Schicksalstragödien es auch auf die „Ahnfrau" abgesehen hatte.

„O weh," dachte Grillparzer, „er wirft mich doch mit dem anderen Gesindel zusammen!"

Und von da ab brachte er kein gescheites Wort mehr heraus.

Beim Abschied forderte ihn Goethe auf, am nächsten Vormittag zu kommen und sich durch seinen Hauszeichner für Goethes Sammlung porträtieren zu lassen, wie es mit allen Besuchen, die ihn interessierten, zu geschehen pflegte. Grillparzer ging am nächsten Morgen hin, der Zeichner war

noch nicht da, Goethe ging in seinem Hausgärtchen auf und nieder, mit langem Hausrock bekleidet, ein kleines Schirmkäppchen auf den weißen Haaren, rührend und zugleich ehrfurchtgebietend anzusehen, halb wie ein König, halb wie ein Vater. So im Auf- und Abgehen sprach er sich mit dem jungen Dichter genauer über das aus, was gestern flüchtig berührt wurde. Er kam wieder auf die „Sappho" zu sprechen und indem er sie lobte, lobte er vorzüglich sich selbst, weil er gefunden haben mochte, daß der Dichter aus Wien so ziemlich mit seinem Kalb gepflügt hatte. Wieder begann er seine Abneigung gegen alles Heftige und Gewaltsame auszudrücken, das ihm unkünstlerisch erschien. Der junge Grillparzer war gegen solche Einwendungen wohl gewappnet, indem er dachte, daß jeder seine Stärke dort suchen müsse, wo sie bei ihm vorhanden wäre, und daß nur jenen die Ruhe und Gemessenheit anstehe, die gleichzeitig imstande wären, einen so ungeheuren Gehalt hineinzulegen, wie Goethe es mit Iphigenie und Tasso getan hätte. Seine, Grillparzers Stärke jedoch seien warme Empfindungen und Phantasie, die er als wesentliche Eigenschaften ins Spiel legen könne und müsse. Dennoch wagte er es nicht, diese Abweichung von Goethes Lehren auszusprechen und also sein Selbst zu behaupten; dagegen begann er über seine vereinzelte Stellung in Wien zu klagen, worauf Goethe bedeutsam erwiderte, daß der Mensch nur in Gesellschaft Gleicher oder Ähnlicher wirken könne.

Der Zeichner kam, die Porträtskizze wurde angefertigt und belobt, Grillparzer ging, in Gedanken schwerer als je zuvor.

Wie mochte Goethe es mit seiner Anweisung gemeint haben, daß der Mensch nur in Gesellschaft

Gleicher wirken könne? Wollte Goethe sagen, daß auch er, der Dichter der „Sappho", zu dem Kreis der Unsterblichen in Weimar gehöre, und daß er hier die fördernde und sich ergänzende Wechselwirkung suchen müsse, der Goethe und Schiller das verdankten, was sie geworden und als was die Welt sie anerkennt? War es ein Wink, eine Anerkennung, eine Aufforderung? Oder — war es eine Ablehnung? Wollte er ihm bedeuten, daß der Dichter in seiner Heimat an der Donau bleiben solle, wo sein Volk und seinesgleichen seien, die Wurzeln seines Wesens und somit auch das Fundament, von dem aus der Dichter Wirkungskraft und Anerkennung finden kann? Wollte er ihm sagen, daß er nicht hierher gehöre, und daß es ihm bestimmt sei, daheim im beschränkteren Kreise zu leben und zu schaffen?

Das zweiflerische Gemüt des Dichters entschied für die letztere Auffassung. Er kam sich vor wie ein Gerichteter. In der Verfinsterung seines Herzens verstand er auch die Botschaft nicht, die ihm jetzt der Kanzler Müller brachte. Seine Exzellenz der Herr Geheimrat von Goethe wäre abends allein zu Hause, und es würde ihn nicht stören, wenn Herr Grillparzer sodann hinüberkäme. Er könne sich bei einer solchen Gelegenheit über alles aussprechen, was ihn bedränge.

Zu spät fiel es dem unglücklichen Franz ein, daß Kanzler Müller nicht ohne Ermächtigung Goethes so gesprochen habe. Er hatte eine Scheu hinüberzugehen, überlegte bis zum Abend unschlüssig, was er tun solle; und als der Abend da war, ging er nicht zu Goethe, sondern zu Hummel. Und so erfüllte der reine Tor sein Parzeval-Schicksal, indem er es unterließ, zur rechten Zeit das rechte Wort

zu sprechen. Jetzt hätte er es sagen müssen, was sein Ziel war und wo er seinesgleichen sähe, und wo er sich hingehörig fühle nach dem Gesetz der inneren Verwandtschaft und der Flugrichtung seiner Sehnsucht.

Schon am anderen Tag, als er sich zum kurzen Abschiedsbesuch bei Goethe einfand, war ihm das alles klar, aber die Einsicht kam zu spät. Goethe war nicht unfreundlich, aber dennoch auffallend kalt und fast gemessen.

Mit herben Gefühlen verließ der Dichter die Musenstadt; das Leben schien ihm keinen Deut mehr wert zu sein. Alles, was er geschaffen hatte oder noch schaffen zu können glaubte, schien ihm nichtig und sinnlos; es kamen die leidvertieften Stunden der Verzagtheit über ihn; er war wie Christus am Ölberg und trank den bitteren Kelch, den diese Stunden darreichten. Er fühlte etwas am Sterben: es war die Hoffnung und die Freudigkeit, die sterben wollten, weil es an Aufmunterung und Zuspruch fehlte, was darum so tragisch ist, weil der Künstler ohne diese Hoffnung und ohne diese Freudigkeit nicht leben kann und zugrunde gehen muß. Der Handwerker, der Kaufmann, der Erwerbsmann jedes Schlags, sie können leben und verdienen ohne diesen Genius, nur der Künstler kann es nicht. Wollte die Welt auf den Künstler verzichten, daß sie ihn nach dem Seelenbrot darben ließ? Fast schien es so; sie war blind und gottverlassen genug. Dieser Dichter starb kleinweise an dem Alltag, der nichts von seiner Mission wissen wollte.

Fluchtartig ging es aus Weimar fort, wo ihm das Schlimmste widerfahren war, indem er wähnte, Goethe habe ihn verworfen. Und doch war alles nur



Goethe=Haus in Weimar *Juno=Zimmer*

Irrtum und Mißverständnis wie übrigens alles in seinem Leben. Und war darum nicht weniger Schicksal, das ihn dorthin zurückzwang, wo er trotz allem Ungemach wurzelhaft war, in die Heimat und zu seinem Volk, das sich so wenig und meistens viel zu spät um seine Großen kümmert. Erst später erfuhr er, wie gut Goethe seiner gedachte, indem er Dritten gegenüber die großen Gaben des Dichters anerkannte und ihn einen angenehmen und wohlgefälligen Mann nannte mit dem wohlwollenden Zusatz: „Daß er in unserem freien Leben etwas gedrückt erschien, ist natürlich."

Das praktische Resultat der Dichterreise war eine immerhin nicht ganz wertlose Erkenntnis: daß nur in der Heimat der rechte Platz für ihn wäre; dort wo er gekämpft, gelebt, geliebt und gelitten, war sein Glück. Ein anderes gab es nicht.

Und wenn sich dieses Leidensglück verkörperte, so wurde Kathi daraus. Sie war die eigentliche Heimat. Und darum kehrten jetzt seine Gedanken treuer als je zu ihr zurück. Wo sie jetzt war? Was sie tat? Sie mußte doch schon auf der Heimreise sein? Vielleicht schon ganz nahe bei Wien?! Bei diesem Wien, das er haßte, verlästerte, verabscheute, vor allem aber liebte. Der Liebende ist immer hellseherisch, und so hatte er auch recht, wenn er sich vorstellte, wie die heimkehrende Kathi sich der Vaterstadt näherte, während er langsam die Pferde trappeln ließ und es noch gar nicht eilig zu haben schien.

XIV.

„Es gibt doch nur a Kaiserstadt, es gibt nur a Wien!“ hatte Kathi mit einem Seufzer der Erleichterung ausgerufen, als sie und Pepi nach endloser Fahrt mit dem Eilpostwagen über dem gelben Flachland wieder die blaue Silhouette des Kahlengebirges auftauchen und alsbald auch die Silberspange der Donau blitzen sahen. Die dürren Klepper rochen den Hafer und beschleunigten den müden Gang, die Koffer und Schachteln hopsten auf dem Wagenoberteil, die Schleier der Gu-Gu-Hüte flatterten, zwei weiße Tüchlein wurden von Grußhänden geschwenkt. Es war ein lustiger Anblick. Jeder, der des Weges kam, verdrehte die Augen nach den zwei hübschen Frauenzimmern, die in hellen, gebauschten Kleidern auf den Vordersitzen hinter dem Schwager saßen, blieb stehen, warf eine Kußhand oder ein verliebtes Wort hinauf und mußte dann fluchend Staub fressen, der wie eine geblähte Wolke hinter den großen Rädern einherfegte. Eine große Ausflüglergesellschaft mit Gitarren und Ziehharmonika kam daher, spielte und sang zum Spaß den sauberen Weibsbildern oben rasch ein Ständchen:

„Spinn, spinn, o Tochter mein,
Morgen kommt der Freier dein.
Mägdlein spann, die Träne rann.
Nie doch kam der Freiersmann.“

Man spürte, daß man wieder in der wein- und liedergesegneten Wiener Gegend war.

Die sauberen Weibsbilder am offenen Vordersitz waren Kathi und Pepi, die sich beim letzten Pferdewechsel die Plätze oben gesichert hatten. Denn der Abend war schön, man wollte den Blick auf das

in allen Fernen doppelt zärtlich geliebte Wien frei genießen, und dann war es auch bei dem dicken alten Herrn mit dem rotbackigen, weinfröhlichen Gesicht im Wagen drinnen nicht mehr auszuhalten. Seine Galanterien wurden immer zudringlicher, und diese Zötchen! Sein Gespräch, so weit man's verstand, bestand nur aus Anzüglichkeiten, und so weit man's nicht verstand, erst recht. Er hatte die Schwestern anfangs interessiert, weil er in den Wiener Theatersachen erfahren schien. Die Sache wurde erst bedenklich, als sie in schlüpfrigen Kulissentratsch ausartete. Darin war er sehr bewandert. „Alleweil fidel, fidö—öl, Kinder!" und dabei ließ er sich auf der letzten Poststation die Weinflasche neu füllen. Aber die Mädchen waren schon entschlüpft, oben bei dem Kutscher war die Luft reiner. „Wer ist dieser Schweinigl da drin?" fragte die resche Kathi den Schwager Postillon. „Pst, pst," machte der, „halten S' zu Gnaden, ist doch der Herr Hofrat Fuljod vom Hoftheater!" Das Herz tat ihr weh, wenn sie an ihren Franz dachte, der es mit diesem Ungeheuer zu tun hatte.

„Wie mag's ihm jetzt gehen?" Ihre Gedanken waren fest bei Franz verankert. „Wann kommt er zurück? Was er schreibt von draußen, klingt nicht heiter. Er tut mir so leid. Mein Leben würde ich hingeben, wenn ich ihm das bissel Frohsinn erkaufen könnt'!"

„Er macht sich's schwerer, als es ist," sagte Pepi.

Im Wagen grölte der Hofrat einigen beschwipsten Fußgängern entgegen: „Kinder, immer fidö—öl!"

Kathi schüttelte es, wenn sie seine Stimme hörte.

„Ich dank unserm Herrgott, daß ich keine vom Theater bin, wenn ich an den da drinnen denk!“

Aber die trüben und unangenehmen Gedanken verflogen vor dem beglückenden Landschaftsbild, dem sie mit ihren Taschentüchlein entgegenwinkten. Sie waren wie die Bienen, die aus allen Blumen Honig sogen, auch aus bitteren Kelchen.

„Grüß Gott, alter Steffel!“ Schlank wie eine Nadel brach der Stefansturm aus dem Dächergewirr hervor.

Jetzt fuhren sie beim Tabor ein, an den geschnittenen Laubwänden des Augartens entlang. Feine Kutschen, elegante Reiter, stutzerhafte Spaziergänger; Heimatluft. Alles, was man anschaut, hat einen feschen Schmiß. Kathi ist wieder ganz hingerissen.

„Es gibt halt nur a Wien . . .!“

Und als sie sich zu Hause über die Blumensträuße beugt, mit denen Netty zum festlichen Empfang die Zimmer geschmückt, sagt sie aufatmend: „Überall ist's gut, daheim ist's am besten!“

Sie war jünger und frischer geworden; der verärgerte und schmerzliche Zug, der in letzter Zeit ihr Antlitz vertieft hatte, war verschwunden oder zu sanfter Melancholie gemildert, die jetzt als leichter Schatten hinter ihrer Lustigkeit stand.

Pepi, die dänische Kammersängerin, war noch um eine Schwingung getragener, seit sie in Dresden bei Hof gesungen hatte. Netty, die quecksilberhaft Muntere, war noch ganz eingewickelt vom vielen Alleinsein. Mit den alten Leuten war's ja auch nicht immer ein Vergnügen. „Daß ihr nur wieder da seids!“

Eine neue Zeit begann zu knospen, ein neuer

Brautfrühling. Die Stürme lagen weit zurück, man lächelte im Rückblick über die ausgestandenen Schrecken. Man fragte sich vergebens, worüber gestritten und geweint wurde. Nichts, nichts war es, bloß die Liebe hatte geweint. Welches Glück, daß man sich wiederholen durfte, die Sachen von vorne anfangen und, was die Hauptsache ist, besser machen. Jetzt war es leicht, da man aus dem Schaden so klug geworden war. Kathi gelobte sich: „Keinen Eigensinn mehr! Und wenn er ihn hat, dann doppelt nachsichtig sein! Durch Nachgeben recht behalten! Dann kann nichts Übles mehr passieren."

Man hatte schon Anlaß zum Gerede genug gegeben und mußte jetzt doppelt vorsichtig sein. Alles Trachten und Denken war auf den Zeitpunkt der Vermählung eingestellt, es galt nun alle Kräfte für die nötigen Vorbereitungen aufzuwenden. Bisher hatte sie den Schwestern gedient, jetzt dienten die Schwestern ihr. Da war noch die unleidige Möbelfrage, die gleich ins reine gebracht werden sollte, sobald Franz von der Reise heimkam. Die meiste Zeit nahm freilich die Geselligkeit weg. Kaum waren die Schwestern zurückgekommen, da ging der Rummel von neuem los. Die Leute ließen einfach nicht locker und taten so, als ob sie ohne die Fröhlichs nicht leben könnten. Klementine Ruß brachte immer und immer wieder Einladungen zur Frau von Chezy. Solange es anging, nahmen die Schwestern ihre Zuflucht zu Ausreden, schließlich aber mußten sie in den saueren Apfel beißen. So ganz verderben konnten sie es sich mit der Gesellschaft nicht. Denn man war ja auch auf sie angewiesen.

„Beim Haustheater mitspielen? Was fällt Ihnen denn ein? Gar keine Spur!"

Nein, die Kathi war von diesem Gedanken wirklich weit entfernt. Aber die Klementine Ruß war ein gar lieber Kerl und konnte so schön zureden. Die Kathi war dem schlanken braunen Mädchen, das längst über die Blüte hinaus war, besonders gut. Vielleicht war es der ur-urösterreichische Humor Klementinens, der sie verwandtschaftlich anzog. Vielleicht war es auch was anderes. Die Ruß hatte schwere Herzensprüfungen durchgemacht und ihre Seele nach dem Verlust des Bräutigams der Kunst verschrieben. Jetzt genoß sie als Dichterin und Malerin einen ganz artigen Ruf. Wie fest hatte sie die Zähne aufeinanderbeißen müssen, um manchmal nicht aufzuschreien vor Weh und Sehnsucht! Eine schwere Krankheit beschleunigte die Krisis. Als das überstanden war, stand sie auf, ein neuer heiterer Mensch, dem nichts mehr geschehen konnte. „Wir gründen einen Bund der weiblichen Junggesellen," sagte sie scherzweise zu den Fröhlichs, denn sie war entschlossen, ledig zu bleiben und schien es auch bei Netty und Pepi vorauszusetzen. Sie hatte sich tapfer durchgerungen. Aber das Herz, das Herz war manchmal widerspenstig, und dann stand das Leid wieder auf. Mahadöh war ihr jüngstes Ereignis gewesen. Doch war sie standhaft genug, immer den Kopf oben zu behalten und rechtzeitig über sich zu lachen, wenn dieses Herz mit dem Verstand durchgehen wollte. An dem gewandten Schober imponierte ihr die listreiche Erfahrung, mit der er in Liebessachen umging. Er wußte so viel, und sie wußte so wenig von den sündhaft heiligen und verbotenen Dingen. Trotzdem aber duldete sie nicht, daß er sie auf „feurigen Armen in den Himmel erhübe", und wäre es auch der Ehehimmel, den sie

sich selbst verschlossen hatte. „Für solche Dummheiten bin ich doch schon zu alt“, pflegte sie zu sagen, obzwar sie hinterher oft bittere Reue empfand, wenn es aus war. Ein tief innerlicher Mensch, war sie später von den glänzenden Äußerlichkeiten Schobers wieder mehr abgestoßen als angezogen, besonders als er von seiner Theaterreise aus Deutschland zurückkehrte, von siegesgewissem Selbstbewußtsein mehr geschwellt denn je. „Mahadöh ist mir gar zu gottähnlich geworden,“ spottete Klementine. So triumphierte sie immer wieder über die boshaften Listen und Anfechtungen des kleinen blinden Gottes, der sie ebensowenig verschonte wie die anderen. Aber es konnte ihr wirklich nichts geschehen. Ein gewisses Etwas an ihr, vielleicht jene wunderliche und anziehende Mischung von kurzangebundenem, burschikosem und jungfräulich empfindsamem Wesen, sagte Kathi außerordentlich zu; denn diese Mischung war das Seelenverwandte.

„Sie mit Ihrem herrlichen Bühnentalent dürfen sich nicht so oft bitten lassen; das tun nur stümperhafte Dilettanten. Sie aber werden eines Tages groß oben stehen, das verpflichtet Sie heute schon.“ Klementine verstand sich aufs Zureden.

Kathi beharrte bei der Weigerung. Sie werde nie hoch oben stehen, verlange sich's nicht und habe der Laufbahn entsagt, ehe sie sie noch betreten hatte.

„Bauernfeld hat ein Stück geschrieben, das seine Probeaufführung bei Chezys erleben soll. Er meint, Sie wären darin ganz unentbehrlich. Wir meinen es auch. Dieser Bauernfeld kommt jetzt überdies riesig in die Höhe; Schreyvogel hält große Stücke auf ihn, er wird sich die Probeaufführung bei

Chezys ansehen. Sie können die Leute wirklich nicht aufsitzen lassen."

Auch Netty und Pepi waren derselben Meinung wie Klementine. „Also, wenn sich alle schon so darauf freuen, und wenn's nur mehr auf dich ankommt, das Kraut fett zu machen, dann tu ihnen halt noch einmal den Gefallen."

Kathi konnte ein inneres Widerstreben nicht überwinden. Ein sicheres Gefühl sagte ihr, daß es eine seelische Verfehlung wäre, wenn sie ihrem Gelübde zu Trotz noch einmal, wenn auch wieder nur im privaten Kreise, einen Versuch dieser Art wagen würde; dessenungeachtet sagte sie zu. Die anderen, weniger fein empfindend, hatten ihre Bedenken widerlegt. „Einmal noch! Mit diesem einen Mal lehnst du alles Künftige ab; wenn Franz zurückkommt, ist ohnehin nie wieder davon die Rede, denn dann gibt's ernstere Sachen zu bedenken und Schluß damit."

„Also nur dieses eine Mal noch!" Was tat man nicht alles, um den Leuten gefällig zu sein. „Dann aber ist es endgültig aus damit. Unwiderruflich aus!" Das muß gleich gesagt sein, daß sie nicht wieder mit diesem Anliegen kommen! Noch einmal, und zwar zum letztenmal wird sie alle Register aufziehen und die „Facetten ihres reich zusammengesetzten Wesens" spielen lassen.

Was wurde bei den Fröhlichs über dieses Wort und über Bauernfeld gewitzelt, als Kathi die neue Rolle lernte. „Wechselbalg!" Man unterhielt sich vortrefflich dabei und freute sich im voraus des kommenden, gelungenen Abends. „Wär doch schad gewesen um das Vergnügen! Warum hätt man denn



Blick vom Paradeisgartel auf Beethovens Sterbehaus (+) und auf das Kahlengebirge

auch nicht sollen? Alles Einbildung gewesen, was man dagegen hatte!“

Die Rolle war wirklich nicht übel. Dieser Bauernfeld versteht's! Der räumt's dem Kotzebue herunter! Dieser soll sich begraben lassen. Ein Stärkerer ist auferstanden!

Also noch einmal Feuer und Leidenschaft spielen, was mehr galt als in Feuer und Leidenschaft sein! Denn dieses war ein Leidenszustand und jenes ein Tatvollbringen! Dieses war naturrohe Wirklichkeit, jenes stilvollendete Kunst! Noch einmal im Verlauf einer Stunde zu zeigen, wie scheue, zagende Mädchenhaftigkeit plötzlich zum entfesselten Weibe erwacht. Herzinniger Frohsinn sich in seelenaufwühlende Verzweiflung verwandelt. Lachen und Weinen, Freude und Schmerz, Zorn und Milde, alles durcheinander geschüttelt und bunt hingewirbelt. Zum Fels-erstarren und blitzartiges Herausschnellen aus dem Fels! Noch einmal dieses wechselvolle Spiel der Kontraste, die erst den ganzen Menschen ausmachen.

Kathi spielte sich nur mit der schweren Aufgabe, spielte sich wahrhaftig, so leicht und sicher tat sie sich damit. Bei ihr war das eigentlich selbstverständlich. Zwar gab sie bei der einzigen Probe, die stattfand, ihr Feuer nicht aus, sondern behielt sich's auf den Hauptabend vor; vorläufig markierte sie nur den Ton ganz leicht obenhin; es war die bloße Unterhaltung des Charakters, der erst im Rampenlicht in voller Schärfe und Kraft hervortreten konnte. Das waren Dinge, auf die sie niemand aufmerksam machen mußte; der Funke Genie brachte das von selbst mit sich. Und als der große Abend kam, war auch nicht die mindeste Spur von Lampen-

fieber vorhanden. Wer seine Sache so beherrscht, darf frei sein von diesem lästigen Gefühl.

Der Jubel wollte nicht enden, als der Vorhang zum letztenmal niederging. Die Gesellschaft war noch größer und glänzender als am ersten Theaterabend. Man war weniger gekommen, um das Stück des jungen Dichters kennen zu lernen, als vielmehr eine neue Bühnenkünstlerin zu sehen, von der Leute wie Schröder Wunderdinge erzählten, eine, die im Sturm über die Bretter ging, köstlich gassenjungenhaft und mit ein paar Sätzen schon oben auf der Höhe, wo die Tragödin steht.

Aber war das wirklich die Kathi Fröhlich? Das war ja eine blutige Dilettantin, die nicht einen Schatten von dem aufwies, was ihr die Leute, Schröder vor allen, der gewiegte Entdecker, nachgeredet hatten. Die Rolle nur hergesagt, mit einem kaum merklichen Ansatz zur Charakteristik, und dabei diese peinliche Befangenheit! Wie konnte der Irrtum entstehen? Denn die da oben war ja eine ganz hübsche Person, aber unbegabt, gänzlich unbegabt! Die Freunde applaudierten aus Leibeskräften, doch galt es dem Stück und dem guten Willen. Insoferne war der Abend freilich ein Fiasko, als er die großen Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt, nicht erfüllt hatte.

„Mein Gott, was ist Ihnen heute? Sie haben mir so leid getan!" wandten sich die Bekannten vertraulich an Kathi, die einen mit ehrlicher, die anderen mit geheuchelter Teilnahme.

„Die muß sich ja schämen, das war ein glänzender Durchfall," triumphierten die Scheelsüchtigen.

„Machen Sie sich keinen Kummer darüber, der schwache Erfolg oder gar Mißerfolg ist immer ein

Sporn zum großen Gelingen. Das nächste Mal wird's um so besser," tröstete Klementine. „So schlecht war's übrigens gar nicht!"

„Hab den Trost gar nicht nötig," lachte Kathi. Sie schämte sich nicht ihres Mißerfolges und war auch nicht im mindesten unglücklich darüber. Im Gegenteil, sie schien eher zufrieden und vergnügt.

Sie war eben keine Komödiantin, auch keine Tragödin — sondern nur ein Weib, und das war mehr. Die Leute wußten das nicht, sondern zerbrachen sich die Köpfe, wie ihr damals ein so großer Erfolg gelingen konnte. Auch das wußten die Leute nicht, daß sie damals ebensowenig spielte als heute; sie konnte zornig, verzweifelt und dann wieder voll Galgenhumor sein, nicht weil sie zornig, verzweifelt und launig scheinen wollte, sondern weil sie an jenem Abend wirklich so war, zornig, verzweifelt und launenvoll.

Das Leidwesen aber blieb nicht aus; Kathi erwachte am nächsten Morgen mit dem niederdrückenden Gefühl, einen Lebenswert verloren zu haben. Der Vorwurf erhob sich: sie hätte sich auf die Sache zum zweitenmal nicht einlassen sollen. Und was wird Er dazu sagen? Er wird es nicht glauben, daß sie das Opfer der Entsagung freiwillig gebracht hatte, sondern er wird behaupten, daß sie aus der schließlichen Erkenntnis ihrer Unfähigkeit von dem Plan abgekommen sei. Also hatte sie auch diese Karte verspielt.

„Mag er's glauben, wenn's ihn freut, hat er wenigstens die Beruhigung, daß ihm vom Theater her nichts mehr droht." Also tröstete sie sich. Und schließlich fand sie, daß sie selbst eine größere Ruhe und Zufriedenheit erlangte, seit sie nicht mehr

an einem unbefriedigten falschen Ehrgeiz zu kranken brauchte. Und so war ihr ganz unversehens ein neuer Lebenswert als Ersatz für den verlorenen erwachsen. Sie brauchte die Bühne nicht mehr, das Talent dafür war überflüssig, der Himmel hatte die Gabe zurückgenommen. Sie war glücklich, wie von einer Bürde befreit.

Auch der Dichter war von seinem Ausflug ins klassische Land zurückgekehrt.

„Was haben's denn mit unserem Grillparzer draußen gemacht — nicht zum Kennen ist er mehr," klagte die Netty.

Und Pepi ergänzte: „Ein Gesicht macht er, als ob ihm d' Hendeln 's Brot weggefressen hätten."

„Man bringt nix raus aus ihm," seufzte Kathi.

Sie kannten sich jetzt gar nicht mehr aus mit ihm. War ihm auf der Reise Böses widerfahren? Oder hatte ihn die Rückkehr in die Heimat so tief verstimmt? Er rückte nicht heraus mit der Sprache und wurde ärgerlich, wenn sie ihm mit Fragen zusetzten.

„Wir haben schon lange nicht vierhändig gespielt," lenkte er ab, „setz dich her da, Nettl!"

Ein paar Takte gingen, dann sprang er wieder auf und rannte hin und her.

„Es g'freut mich nöt."

Kathi hatte für ihn ein Geschenk von der Reise mitgebracht. Sie hatte es in Prag gekauft, ein sogenanntes Überfangglas, einen stattlichen Becher von farbigen Glasflüssen überlaufen und mit Handschliffen versehen, so daß die unteren Farben in regelmäßiger Zeichnung zum Vorschein kamen. Diese Kunst wurde in Böhmen gepflegt, und Prunkgläser dieser Art waren damals in den Vitrinen der

kunstsinnigen Leute zu finden, die auf das Neumodische ausgingen. Ein solches Glas, wenn auch ungleich bescheidener in Form und Aussehen, hatte einmal Papa Fröhlich aus Franzensbad mitgebracht, es stand im Glasschrank und hatte Grillparzers Gefallen gefunden. Etwas Passenderes fiel Kathi nicht ein, ein solcher Kunstgegenstand würde ihm gewiß viel Freude machen.

„Ein Glas, ein Glas," stöhnte er, „wie kann man denn ein Glas schenken!"

„Ja, also — warum denn nicht?"

„Ich bin nicht abergläubisch, aber ein Glas — ein Glas!" Er wollte es gar nicht anrühren und zeigte sich über das Geschenk sehr ungehalten.

Das war kränkend. Kathi stampfte mit dem Fuß, war aber den Tränen näher und schalt: „Wenn ich das gewußt hätte —! Das schöne Geld dafür hätt ich mir ersparen können. Möcht' wissen, was an dem Glas ist? Andere sind froh, wenn sie ein so feines Geschenk kriegen."

„An dem Glas ist ja nichts, freilich ist es schön, andere wären froh, ich bin aber nicht froh. Ein Glas schenkt man halt nicht, hat die selige Resi immer g'sagt, das dumme abergläubische Weib. Aber jetzt hat s' mir schon einmal den Floh ins Ohr g'setzt . . . Es wär' g'scheiter, wenn einem d' Leut solche Sachen nicht erzählen täten!"

Da dämmerte es der Kathi auf: „Brautleute sollen einander nicht mit Gläsern beschenken, sonst geht die Verlobung zurück," hat ihr einmal eine alte Vettel gesagt. Sie ärgerte sich über den Aberglauben, auch er ärgerte sich darüber, aber . . . Es gab halt ein Aber dabei.

Jetzt brachen Kathis Tränen aus. Der Zorn

über sich, daß sie die Sache nicht besser überlegt hatte, der Ärger über ihn, der es an Zartgefühl und Freisinn im rechten Augenblick fehlen ließ, und es ihr so schwer machte, die abergläubische Furcht, es mit dem freundlichen Geschick wieder verdorben zu haben; dies zusammen brachte das Häferl wieder zum Überlaufen.

„Na also, da haben wir's ja wieder," rief Pepi unwillig aus.

Und Netty verweisend zu Kathi: „Immer gar so gach, ein rechter Schnellsieder!"

„Weil's wahr ist," weinte Kathi, „ich gift mich über mich selber, weil ich so dumm bin . . . Da denkt man immer an die anderen — und das ist der Dank dafür!"

Sie fuchtelte mit den Armen herum, stieß unversehens an das Glas und klirrrr! flog es zu Boden. In tausend Scherben war es. Jetzt war allen leichter.

Kathi setzte sich hin, lächelte unter Tränen und sagte befreit: „Scherben bedeuten Glück!"

Nun fing er aber erst recht zu lamentieren an: „Das schöne Glas! Ist doch ewig schad. Aber könnt's ihr denn nicht begreifen, daß das alles nur ein kindischer Aberglauben ist? Narren und alte Weiber glauben an solchen Unsinn. Ihr sollts doch g'scheiter sein. Ist's jetzt besser, daß das schöne Glas hin ist?"

Kathis Zorn war gänzlich verraucht. „Freilich ist's besser!" Sie konnte kein Bedauern über das schöne zerbrochene Glas finden. Sie war so ängstlich und unsicher geworden und zitterte bei jedem Zeichen, ob es Gutes oder Schlechtes zu bedeuten habe. Die frühere Sorglosigkeit war dahin; jetzt fing sie ängstlich zu raten an und tat dann gewöhnlich erst recht

das Verkehrte. Ach, das Schicksal war boshaft! Sie hätte keine ruhige Stunde mehr gehabt wegen des Glases, wenn es nicht zu guter Letzt zerbrochen wäre. Damit war die schlechte Bedeutung durch eine gute ausgeglichen. Arme Kathi! Noch schwammen die Augen in Tränen, aber schon lächelte sie voll Glück. Ein Glück in Tränen, wie sie es einmal geträumt hatte, schien doch ihr Los zu sein.

In den Hochzeitsvorbereitungen war ein entscheidender Schritt getan: die Fröhlichs übersiedelten von der Singerstraße in die Spiegelgasse. Dort waren im Gludererschen Haus große, schöne, lichte Räume und eine zweite Wohnung nebenan, die gegen die Zeit der Vermählung frei werden sollte und für das junge Paar vorgesehen war. Man stellte es sich hübsch und angenehm vor, so nahe beisammen zu hausen und gemeinsame Wirtschaft zu führen, auch weil es bequemer und billiger war. Wieder war es der vierte Stock, in der nächsten Nähe der behelmten Garde von Schornsteinen, der freiziehenden Winde, der Wolken und des lieben Gottes. So hoch, so hoch und nahe bei ihm — und bei den Sternen! In der Singerstraße war es zu eng geworden, hier lebte man weiter und freier und konnte über das Dächergewirr hinweg, über die Kuppeln der benachbarten kaiserlichen Gebäude am Josefsplatz die blauen Höhen des Kahlengebirges erspähen, die hellschimmernden Gemäuer des Schloßkirchleins am Leopoldsberg, eine weiße Grußhand des traumhäuptigen Wienerwaldes. So rückten die Fernen zusammen, und man hatte das sichere und frohe Gefühl, mit allem, was man liebte, vereinigt zu sein.

Nun war auch die Zeit gekommen, eine end-

gültige Entscheidung über die Wahl der Möbel zu treffen. Im Geiste hatte Kathi alles bereits geordnet und jedem Ding seinen passenden Platz angewiesen.

„Die gelben Schränkchen werden entzückend zu den hellen Wänden und den weißen Vorhängen stehen, und das herzige Sofa mit den geblumten Überzügen!" malte Kathi aus, schwärmerisch entzückt.

„Gelbe Schränke? Sofa mit geblumtem Überzug?" stutzte Grillparzer.

„Na ja natürlich, gelb, was denn sonst? Du weißt doch, Kirschholz! Und die schmalen Bücherschränke mit dem grünen Seidenvorhang hinter den Glasscheiben. Pikfein!"

„Aber es sind doch keine Kirschholzmöbel," fuhr Franz auf, „Mahagonimöbel sind's, Mahagoni!"

„Aber ich mein doch nicht Mahagoni, ich mein schon die Kirschholzmöbel."

Und er wieder: „Ja, warum denn jetzt wieder die Kirschholzmöbel und nicht die Mahagonimöbel?"

Sie dagegen: „Aber geh, Tschaperl, sind doch die Kirschholzsachen viel schöner. Passen auch besser zu uns. Sind viel einfacher, bürgerlicher, solider."

Jetzt fuhr er in die Höhe wie Brausepulver: „Ja, aber du hast doch gesagt . . ."

Und sie: „Ja, aber du hast doch selber gesagt . . ."

„Scht, scht! Kathi!" kam es scharf aus dem Nebenzimmer. „Sie hat g'sagt . . . Er hat g'sagt . . . Geht's schon wieder los?"

„Nicht ausstehn kann ich diese ewigen Widersprüch'," begann er von neuem: „Du hast doch die



Beethovens Wohn= und Sterbehaus, Wien
Schwarzspanierstraße
Nach einem Holzschnitt des Malers Carl Moll, Wien

Mahagonimöbel wollen, die mit den goldenen Klauen und den goldenen Flügeln!“

Sie tat es ihm gleich: „Hast du nicht selber auf den Kirschholzmöbeln bestanden?!“

Er beharrte: „Jetzt möcht ich wissen, warum dir die Mahagonimöbel nimmer g'fallen.“

„Warum sie mir nicht mehr gefallen?“ Sie sann eine Weile nach und sagte dann, im Tonfall ein wenig seine Stimme nachahmend: „Es ist mir zu viel Theater dran. Diese Tatzen und Flügel! Ich kann's nicht anders sagen: Theater!“

„So schön! Auf einmal zu viel Theater! Woher beziehen Sie diese Weisheit, wenn ich bitten darf?“

„O, ein gar g'scheiter Herr hat mir das einmal g'sagt!“

„Unsinn!“ brummte er. „Ich find halt diese kistenförmigen Kirschholzmöbel schauderhaft ordinär! Hausmeisterhaft! Grobe Klötze!“

Und sie auf die vorige Weise: „Ich kann mir nicht helfen, aber mir g'fallen s'!“

Nun ahmte er ein wenig ihre Stimme nach: „Die Mahagonieinrichtung kommt obendrein viel billiger als diese häßlichen Klötze, das entscheidet!“

Da fuhren Netty und Pepi von beiden Seiten los: „Lebts doch nicht immer wie Hund und Katz! Ich bitt euch, vertragts euch endlich einmal!“

„Ich tu doch nichts,“ beteuerte er, „ihr wißt doch selber, daß sie sich die Mahagonimöbel um jeden Preis eingebildet hat. Und nun hab ich nachgegeben und erklärt, daß sie mir auch besser gefallen wie die häßlichen Kirschholzklötze, und jetzt ist's ihr wieder nicht recht.“

„Das ist wahr,“ bestätigten schiedsrichterlich die Schwestern und fielen über Kathi her: „Du

warst doch fest und steif auf Mahagoni versessen und hast von Kirschholz absolut nichts wissen wollen. Was soll denn das jetzt heißen?“

Ach, daß sie alle doch so wenig verstehen konnten, was es heißen sollte! Kathi wollte schon gereizt und bitter auffahren, gab sich aber einen Ruck und sagte im schmerzlichen Verkanntsein: „Ja, ja, ja, habts eh alle recht! Ich hab mich steif und fest auf Mahagoni versessen — soll's jetzt auch dabei bleiben! Gut also, wir nehmen das Zimmer mit den goldenen Klauen, Flügeln und Löwenköpfen. Ist besser so!“

„Aber nein, aber nein,“ widersprach nun er, „es fällt mir doch gar nicht ein, mich auf Mahagoni zu kaprizieren; wenn dir jetzt Kirschholz besser gefällt, also gut, Kirschholz!“

Strafenden Blicks sahen die Schwestern auf Kathi: „Jetzt hat er zum zweitenmal nachgegeben! Siehst du's jetzt, du Dickschädel du!“

Sie aber hatte nur ein etwas verzogenes mattes Lächeln dafür. Jetzt waren sie doch bei Kirschholz, wo sie vor einem Jahr schon hätten sein können. So ging's mit allen Sachen.

Ja, ja, schwer war es, so schwer! Und was man einander an Liebe erwies, geschah nicht, ohne daß man sich gegenseitig wehe tat.

XV.

Die schönen zwanziger Jahre gingen zur Neige. Es war wie ein Sonnenuntergang, die Welt entflammte in Purpur, ehe es Nacht wurde.

Der Winter war diesmal so lange, nie hatte man so das Frühjahr herbeigesehnt. Braun und violett stand das Kahlengebirge in der grellen Märzsonne; die Sehnsucht schmückte es mit Veilchen und Himmelsschlüsseln.

„Wie schön muß es jetzt draußen sein, am Beethovengangl," seufzte Kathi sentimental schwermütig; „alles blau und gelb und weiß. Das liebe Heiligenstädterbächlein!"

„Wo die Weißfisch drin sind!" trozzelte Grillparzer mit etwas verdrießlichem Humor.

„Forellen, bitte!" rief Kathi.

„Weißfisch!"

„Forellen!"

Schubert, der gerade beim Fenster saß und an einem Notenblatt herumbesserte, vergaß seine Noten und blickte hinaus. Hier war es schön zu sitzen und hinauszusehen. Man war wie auf einem Turm, hoch über der dunstigen Gasthaus- und Kaffeehausluft, aus der man wintersüber nicht herauskam und freute sich jedesmal bei den Fröhlichs diesen Augentrunk tun zu können. Es war noch zu früh an der Jahreszeit um hinauszueilen, die Gegend lag im Winterschlaf. Aber wenigstens von dem Fenster hier hinausspähen zu können, ob sich's nicht schon regte, das war schon ein großer Vorgenuß. Die Veilchen und Himmelsschlüssel, mit denen man die Gegend draußen geschmückt sah, sproßten einstweilen nirgends als in den Herzen der Verlangenden.

„Ja, ja!" Dieses tief aus der Brust heraufgeholte Ja ja! war alles, was das Meisterlein sagte. Es war nicht gesprächig, in diesen zwei Stoßseufzern drückte sich alles aus, was in ihm vorging. Dafür dachte er um so mehr. In einem Monat kann man

sich getrost auf die Beine machen. Und wenn's Geld nicht langt, so liegt ja auch das väterliche Haus am Wege, und da hinein: „Frau Mutter, habts nöt ein paar Silberzwanziger im Strumpf? Schauts, da könnt ich mir einen guten Tag antun. Darf ich suchen?" Und d' Frau Mutter hat s' ja eigens für den Zweck im Strumpf und sagt gewiß nicht nein und läßt ihn suchen. Und hat schon dafür gesorgt, daß er nicht umsonst nachschaut. Dann noch ein kleines Lamento über die brotlose Kunst, damit das Herz schwerer wird, wenn schon der Geldbeutel nicht schwer ist, aber ein paar Schritte weiter, bei der Linie, ist alles wieder vergessen.

„Ja ja!" Sein Denken geht weiter. Im Mai, dann ist es gar herrlich draußen. Da werden die Zäune neu gestrichen, die Fenster gewaschen und die Zimmer gelüftet. Und dann sind s' auch schon da die ersten Schwalben, die Sommerfrischler nämlich. Im Winter waren in den leeren muffigen Stuben die Kartoffeln, Äpfel und andre Wintervorräte eingelagert, die müssen jetzt heraus, damit Platz wird für die Stadtleut'. Das alte Gerümpel aufgefrischt, die dreibeinigen Sessel, das zerschlissene Sofa, die ächzenden Betten, alles geklopft, gescheuert, gebürstet, frischen Mais in die Strohsäcke bis sie hart wie Pflastersteine sind, so und dann sind die hochherrschaftlichen Zimmer für die verwöhnten Stadtleute bereit.

„Heuer ist die Gosmar wieder in Döbling," wirft Netty hin. Die Gosmar ist langjährige Schülerin der Netty und mit Sonnleithner, einem Vetter Grillparzers, verlobt!

„Ach, Döbling!", das war die Kathi.

„Heuer bringen wir der Gosmar ein Ständchen

zu ihrem Geburtstag,“ sagt Netty und entwirft den Zukunftsplan für eine schöne Sommernacht. „Alle Schülerinnen z’samm’packt auf drei Stellwagen, abends hinaus nach Döbling, ein Klavier heimlich unters Gartenfenster gestellt und dann drauflosgesungen. Der Schubert macht die Musik, und der Grillparzer ist so gut und schreibt das Ständchen.“

„No ja, wenn mir was einfällt,“ sagt Franz.

„No, schau halt, daß dir was einfallt,“ sagt die Netty.

„Ja, ja,“ sagt Schubert, der noch immer verloren am Fenster steht. Er stiert angestrengt hinaus. Für ihn hat die Gegend draußen ein zweites Gesicht, in den verwühlten Wolken, die jetzt gigantische Schatten auf die Hänge werfen, will er das Antlitz des Leidträgers und Freudverkünders schauen. So groß steht der unnahbare Tragiker vor seiner Seele.

„Bum! bum! bum!“ Er summt, rennt ans Klavier, sucht’s zu fassen, umsonst! Ein musikalischer Gedanke geht ihm nach, das innere Erlebnis aus der Eroicagasse will ihm nicht aus dem Sinn. Die Klavierbässe dröhnen: „Bum! bum! bum!“ Aber seine Seele ist nicht imstande, dieses Gewaltige auszusprechen, das er darin vernimmt. So geht er seit langem schon auf den Spuren eines ganz Großen, des Größten, den er anbetet. Aber er ist zu schwach, sich ihm zu nahen.

„Ich erwisch es halt nicht,“ sagt er mutlos und schleicht zum Fenster zurück. Er hatte jenem Größten seine Noten geschickt, eine Auswahl seiner besten Arbeiten, aber auch im Leben vermochte er es nicht, sich ihm zu nahen, so groß ist die Scheu. Nun hätte er gerne gewußt, was jener große Meister

von den Sachen hielt. Ein Wort von ihm konnte zwar vernichten, konnte aber auch seligsprechen.

„Ja, ja," wiederholte er aus tiefster Brust. „Gott schauen!" Er hatte unwillkürlich laut gedacht und hielt erschrocken inne. Aber Grillparzer hinter ihm hatte ihn verstanden; der legt die Hand auf seine Schulter und sagt leise aber eindringlich: „Das ist so eine Sache. Ich war auch Gott schauen, in Weimar. Hätt's vielleicht nicht tun sollen. Man findet sich schwer zurück, . . ." Er vollendete hier nicht, so schwer löste sich seine Seele, und so krampfhaft verschloß sie wieder ihre Tiefen.

Ein dunkler Blick, der aus den fernsten Einsamkeiten kam, sah hinter Brillengläsern fragend den Sprecher an. „Was muß dem widerfahren sein?" dachte das Meisterlein. Die Rede war dunkel, aber er glaubte ihren Sinn zu verstehen. Vor allem, weil er in diesem Augenblick vielleicht erkannte, daß der Dichter neben ihm auch in tiefster Seeleneinsamkeit schmachtete, daraus ihn nicht einmal das treue Bemühen der Liebe befreien konnte. Er verglich ihn mit Schober, der ja selber ausgezogen war, seinen Gott zu suchen und heiter, voll strahlender Zufriedenheit zurückgekehrt war. Gegen diesen war der hier ein Büßer. Ja, ja, Schober tat sich leicht! Wie gut hatten es die Seichten! Wie schwer trugen die Tiefen!

„Ob er wohl heuer wieder in der Eroicagasse wohnt?" war Schuberts Frage, mehr an sich als an die anderen gerichtet.

„Wer?" wollte Netty wissen, die das Gemurmel am Fenster nur halb verstanden hatte.

„Nun Er?" wendete sich Schubert um, „Er doch, Beethoven!"

„Hoffentlich rappelt er sich wieder auf bis dahin," warf Netty hin.

„Ist er denn krank?" erschrak das Meisterlein.

„Schwer krank. Es soll nicht gut stehen um ihn."

„Das ist nicht möglich! Nein, das ist nicht möglich! Wer hat das gesagt?"

„Lachner hat's gesagt, der wird's doch wissen, er steckt doch immer bei ihm."

Der liebe, feine, kluge, ernste Lachner, der am Kärntnertor-Theater den Taktstock schwang, der konnte nicht freveln! Wenn der das sagte, dann war es so.

Wie besessen hüpfte das Meisterlein auf einem Bein herum, rannte zur Tür hinaus und fort. Nicht zum Aufhalten.

Rannte zu Lachner, zu seinen Freunden Hüttenbrenner und Jenger und hörte überall dasselbe: „Ja, leider; schwerkrank, stirbt schon seit acht Tagen."

Das Meisterlein war verzweifelt. Lebte ein ganzes Leben in der Nähe des Gewaltigen, in derselben Stadt, oft nur einige Gassen weit entfernt, hockte lauschend unter seinen Fenstern, träumte das Glück, dem Großen unter die Augen zu treten und ein Wort der Gnade von ihm zu empfangen: und hatte nie den Mut es zu tun. Er konnte ihn nicht anders denn als Gott denken, der dreifach eingehüllt war in den Mantel seiner Einsamkeit, in den Mantel seiner Taubheit, in den Mantel seiner Unnahbarkeit, ihn, der Schüler von keinem und der Meister aller war, ein himmelhoch ragender Fels, gegen den keine Macht anfluten konnte, weil er höher ins Ewige reichte und tiefer ins Menschliche als alle, die um ihn her nach dem Höchsten und

Tiefsten trachteten. Daß der Tod über den Mächtigsten Gewalt erlangen sollte? Das konnte dem kleinen Meister, der ein so großes Leidverstehen besaß, nicht einleuchten. Verlohnt es sich denn dann noch zu leben, wenn der starke Held fiel, der dieser kleinlichen Zeit ihre Größe gab? Mußte es nicht Nacht werden, wenn der purpurne Abglanz dieses Gestirns nicht mehr in den Fenstern lag? War es nicht zum Verzagen, wenn er nicht mehr war, der die Sehnsucht der flehenden und wimmernden Menschlein über diesen Garten der Schmerzen hinaushob in das Paradies der überirdischen Seligkeit, wo der Chor der Verklärten sang: „Freude, schöner Götterfunken . . .“

Gott schauen, ehe diese Sonne verlöschte, die hell über die zwanziger Jahre strahlte, um wenigstens mit der Erinnerung an dieses Gnadenlicht im Herzen den Weg durch das Dunkel fortsetzen zu können! Lachner, Jenger, Hüttenbrenner, die als treue Diener seiner geliebten Kunst im Vorhof des Tempels standen, darin der Unnahbare herrschte, mußten raten, mußten helfen. Sie sollten ihn bis an die Pforten geleiten, damit er, der Demütige, einen scheuen, ehrfurchtsvollen Blick hineinwerfen konnte, ehe es aus war für immer. Jetzt in der Stunde der Verzweiflung hatte er den Mut dazu, der ihm sonst immer gefehlt hatte. Jetzt mußte es sein, wenn er nicht den Schmerz um ein Versäumtes, Verlorenes und Unwiederbringliches durchs Leben mitschleppen sollte.

So stand er nun mit Jenger und Hüttenbrenner vor dem weitläufigen Haus in der Schwarzspanierstraße, krallte knirschend vor Aufregung die Finger in die Hände seiner Freunde und schwankte mit



Beethovens Wohnungstür im Sterbehause, Wien
Schwarzspanierstraße

Nach einem Holzschnitt des Malers Carl Moll, Wien

ihnen über die breite, weiße Treppe in den ersten Stock hinauf. Oben vor der Tür schauerte er wieder zurück. Angstvoll sah er auf die beiden, die hinter ihm gingen. Vor den Toren der Ewigkeit konnte man nicht mehr von Furcht geschüttelt sein, als er es war. Er wäre geflohen, wenn er allein gewesen wäre.

„Vorwärts jetzt," flüsterten die beiden und schoben ihn hinein. Ein stiller, leidtragender Mann kam ihnen entgegen, fast unhörbar und sprach leise mit den beiden Freunden. Es war Schindler, der Vertraute Beethovens, der als schweigsamer Wächter die störende Außenwelt von dem sterbenden Meister drin fern hielt. Sein trauriger Blick fiel auf Schubert, während die beiden Genossen mit ihm unterhandelten.

„Ich will hineingehen und ihn fragen," sagte er und entfernte sich ebenso leise, als er gekommen war.

Dann kamen Minuten des fürchterlichen Wartens.

Endlich erschien er wieder und flüsterte: „Schubert soll zuerst kommen."

Der preßte die Finger ineinander und bebte, als ob's zum Jüngsten Gerichte ginge. Zuerst war ein großes dunkles Zimmer und dann ein zweites gleich großes. Zögernd blieb er an der Schwelle stehen. Er fühlte plötzlich eine Schwäche, daß er um nicht umzufallen, nach der Wand griff, von der ein Stück Tapete losgerissen war. Überall eine fürchterliche, beklemmende Verwahrlosung, als ob der Tod hier schon gehaust und alle Ordnung in ein Chaos verwandelt hätte. In der Ecke des zweiten Zimmers beim Fenster stand das aufgerissene Bett,

und dort lag der Tod selber in den zerwühlten Kissen. Der winkte plötzlich lebhaft mit den Händen und sagte ein paar unverständliche Worte. Ein Stoß von Noten lag neben ihm, und obenauf erkannte der junge Meister seine eigenen Kompositionen.

Der ihm da winkte hatte noch die Züge des geliebten Meisters, obzwar sie fremd und furchtbar anzuschauen waren. Die sokratische Häßlichkeit des Antlitzes, nur noch mehr zerklüftet wie eine vom Götterkampf der irdischen und überirdischen Gewalten verheerte Landschaft, und darüber als Thron unsterblicher Schönheit die gewaltige, hochgewölbte Stirn, die eine unsichtbare Dornenkrone trug und ein Leuchten ausstrahlte, als wären diese Dornen eine weltverklärende, über alles Weh des Menschseins hochgelind tönende Himmelskrone gewesen.

Die draußen warteten und warteten, bis die Reihe an sie käme. Endlich ging die Tür wieder auf, heraus huschte der kleine, linkische, unbeholfene Musikant, der glücklich Gepriesene, mit einem schmerzerweckenden Zucken im blassen Gesicht.

„Was hat er gesagt?“ Man wollte das nie gelüftete Geheimnis frisch aus seinem Munde hören. Aber der bebende Mund blieb krampfhaft verschlossen, um nicht aufzuschreien und die Weihe im Hause des Todes zu stören. Vorbei rannte das Meisterlein mit diesem entsetzlichen Zerren und Zucken im Gesicht, vorbei an den Freunden und hinaus über die Treppe ohne zu warten, bis die anderen aus dem Sterbezimmer zurückkamen. Den Hut hatte er vergessen, in der linken Hand preßte er das kleine Stückchen Tapete, das ihm in den

hilfesuchenden Fingern geblieben war, jetzt ein kostbares Pfand des Todes, ein Vermächtnis des unsterblichen Meisters, der oben in den schrecklichen Zimmern lag. Der Sturm heulte in den Gassen, rüttelte an den Fenstern und jagte in weißen Tüchern von Staub über das Glacis, Märzenwind, scharf und schneidend wie die Sense des Todes, der jenem Gewaltigen oben das Herz bricht, aber auch voll Geläut und Lebenserweckung wie die Osterglocken der Auferstehung.

In wenigen Tagen schon ging der arme Schubert Franzl in dem endlosen Zug, der vom Schwarzspanierhause nach dem Währinger Friedhof hinauswallte mit feierlich nickenden Federn und schwarzen Pferden, und Menschen, unabsehbar wogenden Menschen, die dem großen Toten das letzte Geleit gaben.

„So sind diese Wiener," sagte mit erstickter Stimme der treue Schindler unterwegs zu seinen Begleitern. „Verhungern hätten s' ihn lassen, verhungern auf dem Krankenbett! Wenn die Engländer nicht gewesen wären, die sich seiner angenommen und Geld geschickt haben, acht Tage vor seinem Tod . . ." Er konnte nicht weiter vor Schluchzen. Und dann: „Jetzt kommen's scharenweis daher und erkreuzigen sich . . . So sind diese Menschen hier! Keine Katz hat sich früher umg'schaut um ihn! Verhungern hätten s' ihn lassen! Eine Stadt, die ihm so viel zu danken hat! So handeln die Wiener an dem Genius! Sie vertragen die Größe nicht! Nur der gemeine Kerl hat's gut. Wer höher hinaus will, ist schon verdächtig. Und nun gar das Genie, das ist vogelfrei . . .'

Grillparzer ging ihm zunächst.

Hörst du es Dichter? Sie vertragen die Größe nicht!

Der aber ging in sich gekehrt, er, der ein verwandtes Schicksal trug! Und Schubert, dem das gleiche Los des Auserwählten zugefallen war!

„Ach diese Wiener, so sind sie! Ein Volk!"

„Bum! bum! bum!" dröhnte die Musik, ein Trauermarsch, den der verewigte Tragiker auf den Tod eines Heroen geschrieben hatte. Wie fuhren diese entsetzlichen Schläge dem armen Schubert ins Herz!

„Bum! bum! bum!" Nun hatten die abgerissenen Töne, die er einst in der Eroicagasse erlauscht hatte, diese tiefen, schmerzaufpeitschenden Klavierbässe, den dunkel geahnten Sinn bekommen, den er bisher immer vergebens zu enträtseln versucht hatte.

„Bum! bum! bum!" Das große Schreiten war darin, das stolze Nicken der schwarzen Federn auf den Trauerrossen, das jähe Aufschreien des gequälten Herzens, und dieses grauenerregende Pochen, als ob der Tod umherginge und mit seinem ehernen Finger an alle Tore hämmerte. Dann diese Pausen, die sich zu Ewigkeiten dehnten und das Herz stillestehen machten in Angst und Vergehen, und wieder dieses von allen Schrecknissen des Sterbens erfüllte Pochen des Todesfingers.

Mit zerschlagener, aus allen Wunden blutender Seele kam man endlich vor das zyklopenhaft getürmte Tor des Währinger Friedhofs, wo der redegewaltige Anschütz sprach, Worte von Grillparzer, die sich wie Flammen auf die Wunden ergossen, und dazu noch immer dieses gnadenlose Pochen und Hämmern, ein Hagel von Trauer und

Todesangst, der immer und immer auf die zertretene Seele niederschlug und unverlöschliche Male zurückließ.

„Darum sind ja von jeher Dichter gewesen und Helden, Sänger und Gotterleuchtete, daß an ihnen die armen zerrütteten Menschen sich aufrichten, ihres Ursprungs gedenken und ihres Ziels!"

Die Welt wollte finster werden, weil er nicht mehr war. Einem wollte es jetzt bedünken, als könnte er sich nicht mehr zurecht finden.

Der arme Schubert Franzl!

Das tragische Los derer, die Gott schauen! Grillparzer hatte ihm ein deutungsschweres Wort gesagt, das dem Nachdenksamen nie mehr aus dem Sinn gehen wollte. Nur ahnend ließ sich das Geheimnis begreifen, das die drei so ähnlich machte, den Verkünder der weltstarken Neunten Symphonie, das de- und wehmütige kleine Meisterlein und der tragische Dichter, der selbst ein Sänger und Gotterleuchteter war, wenn auch unlösbar dicht umsponnen von den Kleinlichkeiten, Launen und Schwächen seines Menschseins.

Zu tiefst aber, im innersten Innern, alle drei: Einsame, die sich zufällig grüßen und weitergehen den einsamen Weg der Seele, von ihrer Zeit nicht immer erkannt und geachtet, von den Niedrigen oft verspottet und verschmäht, Gotterleuchtete und Gottschauende, Sänger und Helden, an denen die Menschheit sich immer aufrichten wird, ihres Ursprungs gedenkend und ihres Ziels!

XVI.

„Spinn, spinn, o Tochter mein,
Morgen kommt der Freier dein.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —“

Immer wenn sie bei der Arbeit saß, summte Kathi das Gesätzlein, das ihr von der Landstraße zugeflogen war, vor sich hin. „Immer fällt mir das dumme Liedel ein! Ich hör' sie noch mit ihren Gitarren und Ziehharmoniken, als ob s' da unten stehen würden.“ Sie ärgerte sich schon. Es war gar keine lustige Weise. Die erste und zweite Zeile sang sie ganz unbewußt, bei der dritten und vierten hielt sie inne oder fing wieder von vorne an. „Spinn, spinn . . .“

Der Sommer war da, und es gab noch so viel zu sorgen, für die anderen und für sich selbst. Es ging ja alles so langsam von statten.

Der Geburtstag der Gosmar war inzwischen gekommen, Grillparzer hatte ein hübsches Gedicht gemacht: „Leise klopf' ich mit gekrümmtem Finger . . .“, Schubert sollte es in Musik setzen.

„Na, geben Sie's einmal her!“

Dann nahm er das Blatt, lehnte sich ans Klavier, las es und überlas es noch einmal.

„Ei, ist das schön — ist das aber schön!“ rief er unwillkürlich, sah eine Weile sinnend über das Papier hinweg und sagte: „So, es ist schon fertig — ich hab's schon.“

Ich hab's schon! Der Glückliche, der es vom lieben Gott hatte, wie leicht sich der tat! Nahm das Blatt und versprach in einigen Tagen die fertige Musik zu bringen.

Schön, ja wirklich schön war das Gedicht! Kathi war so stolz darauf, ganz glücklich darüber, denn es stand so viel von Liebe und Freundschaft darin, und wie selten und kostbar die Menschen seien, die uns geneigt und hold sind. Was konnte er denn anderes gemeint haben als die Liebe und Freundschaft, die ihn mit ihr verband? Was ging ihn die Gosmar an, die er kaum kannte? Es war nur eine der vielen Gelegenheiten, eine verhüllte Huldigung darzubringen, die vor allem ihr galt, ihr, der Kathi! Aber nur nicht merken lassen, nein, das wäre ganz gefehlt! Sie wußte es jetzt schon, wie er es meinte, und nahm sich selber in acht, daß es nicht laut wurde, wie stolz und glücklich sie über diese Kleinigkeit war, die für sie nichts Kleines bedeutete. Lieber einen schlechten Witz gerissen, als etwas verraten.

„Drum, wenn Freundschaft, Liebe spricht,
Freundin, Liebchen, schlaf' du nicht."

Eher noch hätte sie ihm erklärt, daß sie solche Verse schon auf Katarrhzelteln gelesen hätte, bevor sie gestanden haben würde, daß sie diese beiden Zeilen Tag für Tag innig wie ein Abend- und Morgengebet sprach. Sie war keine der zehn törichten Jungfrauen, die schliefen, wenn Freundschaft und Liebe sprach, o nein, sie wachte, wachte und spann, und wenn wirklich eine Träne rann, dann war es eine heimliche Träne des Glücks!

Das Meisterlein brachte die Komposition, ein Frauensolo für Pepi und ein Frauenchor dazu für die Schülerinnen Nettis. Nun ging's an das Einstudieren, wieder war viel Zeit damit vertan, und die eigenen Angelegenheiten der Kathi, wenn sie auch nicht unmittelbar mit dem Ständchen zu tun

hatte, mußten in den Hintergrund geschoben werden. So gab's halt immer für andere zu tun. Aber endlich war auch das vorüber.

Der Geburtstag war da, also auf nach Döbling! Drei Stellwagen faßten den schneeigen Mädchenfrühling. Alles verlief programmäßig, das Klavier stand unter den Gartenfenstern und im Halbkreis herum auf grünem Rasen der weiße Reigen. Nur Schubert fehlte. Wo er denn steckt? Es ging zwar ohne ihn auch, aber ärgerlich war's doch. Vergessen, wahrscheinlich hat er vergessen darauf. Kathi nahm sich vor, ihn tüchtig auszuzanken.

Er war so unverläßlich geworden in der letzten Zeit, die Freunde hatten schon über ihn geklagt, daß er sich verbummele. Er arbeitete zwar, oh, was das betrifft! so viel, daß einem angst und bange wurde, und daß man meinte, er müsse sich in der Bruthitze des Schaffens verbrennen. Und eins schöner als das andere! Aber alles achtlos wieder liegen gelassen, verworfen, in alle Winkel gestreut, als wär's nicht Gold, das er, der arme, reiche Verschwender um sich warf.

„Wenn er doch nur das Trinken ließe, das muß ja den gesündesten Menschen auf den Hund bringen!" So hörte man über ihn klagen. Oder war es nur Tratsch? So neulich in einer Familie auf der Landstraße, wo er immer hinlief. Dort sollen sie ihn eines Abends ins Nebenzimmer getragen und aufs Kanapee gelegt haben, so sehr hatte er sich beim Wein übernommen.

„Pfui, wie abscheulich!" Aber Gott, man soll vielleicht nicht alles glauben, den besten Menschen wird gerne das Schlechteste nachgesagt!" Nur daß er an dem wundervollen Abend nicht gekommen



Beethovens Studierzimmer
Nach einer Lithographie 1827

ist, das soll ihm nicht geschenkt werden! Er geht doch sonst so gerne nach Döbling! Also! Kathi nahm alles heißblütig.

Die Guten! Bei aller Liebe und Freundschaft konnten sie doch nicht verstehen, was das wortkarge Meisterlein im Innersten bewegte. Noch einmal war er draußen gewesen, seiner großen Sehnsucht zu folgen, noch einmal war er in den stillen Gassen gewandelt, immer auf den Spuren des großen Meisters, hatte in die alten Häuser und Höfe hineingeblickt, war tiefbekümmert über den Heiligenstädterplatz gegangen, wo hinten in dem breitgelagerten Haus die Weinbauern lärmten, hatte sich scheu in der Eroicagasse umgesehen — und war geflohen. Fremde, gleichgültige Menschen sahen aus den Fenstern, die Häuser dünkten ihn leer, die Liebe war tot, die draußen am Ende des Weges in Grinzing gewartet hatte, und das große Herz, das in gewaltigen Schmerzen von der Freude sang, schlug nicht mehr.

„Ach, diese Wehmut der früher begangenen Wege! Es ist, als ob sie eine Stimme hätten und ein Herzklopfen, und die Stimme mahnt an Glück und Leid, das gewesen ist, und das Herzklopfen kommt von der Furcht, seinem entfremdeten Selbst zu begegnen. Bum! bum! bum! tönt dieses Herzklopfen wie eine marternde Trauermusik, und weckt ein Gefühl, als ginge man hinter dem eigenen Leichenzug einher.

„Bum! bum! bum!“ Jenes unbarmherzige Pocher lief ihm nach wie eine Geisterstimme und scheuchte ihn ruhelos hin und her. Er konnte nur in Tönen sagen, wie ihm war, daß sie es doch verstehen mochten! Da hinaus aber ging er nicht wie-

der, es wurde ihm dort ganz wund und weh. Man ist früher schon voll Schmerz und Sehnsucht diese Wege gelaufen, und wußte nicht, wie glücklich man hier war, trotz Liebesleid und Schaffensnot. Und als man so glücklich war, wußte man's nicht, und ehe man's erfuhr, war das Glück schon wieder dahin. Vorbei, vorbei, so war's dem immer gegangen, den die anderen für ein ausgemachtes Glückskind hielten.

Das Ständchen war so schön, und Netty beschloß, es im Musikvereinssaal in den Tuchlauben zur Aufführung zu bringen.

„Das wird ein Fressen sein für Schubert!" frohlockte Kathi, denn es war bestimmt, daß der Komponist die Aufführung dirigieren sollte. Wieder eine Gelegenheit, den Säumigen und Lässigen mit dem großen Publikum bekannt zu machen und ihn vorwärts zu bringen.

Der Saal war übervoll, der Vortrag sollte beginnen, aber wer wieder nicht kam, das war der Schubert Franzl, diesmal die Hauptperson.

„Das sieht ihm ähnlich!" schimpfte Kathi.

Was war zu tun? Da hatte einer den Einfall auf die Brandstatt zu laufen und dort im Gasthaus „Zur Eiche" nach dem Tondichter zu forschen. Richtig saß er da ganz gemütlich hinter einem Glas Bier. Wütend fiel Kathi über ihn in der Garderobe her, als er angestürzt kam: „Oh, Sie Vergißmeinnicht! Aufs Trinken aber vergessen Sie nicht, was?!"

Er nickte hilflos: „Ja, ich hab wirklich ganz vergessen!"

Und nachher, als alles glänzend abgelaufen war, stammelte er freudigen Gesichts: „Wahr-

haftig, ich hab' nicht geglaubt, daß 's doch so schön wäre!"

Nun wurde ihm erst gehörig der Kopf gewaschen. Er lächelte bloß. Was sie nur wollten? Er begriff ihren Eifer nicht. Das bissel Trinken! Er trug einen unbestimmten Schmerz und die unbefriedigte Sehnsucht nach etwas Großem, nach dem unendlichen Glück. Er, den sie den Glücklichen nannten! Vielleicht war es nur der Schmerz und die Sehnsucht seiner Zeit und der Menschen, die in dieser Zeit lebten. Sie alle verlangten ein großes, unnennbares Glück und litten, weil sie es nicht finden konnten. Und er, der scheinbar so Zufriedene, litt mehr als die anderen. Denn er war auserwählt als Leidensträger und Glücksverkünder und wußte um alle Qualen des Herzens und um das Brennen der ewigen Sehnsucht. Dieses Brennen wollte gestillt und vergessen sein. Der Rausch der Arbeit war das eine Mittel der Betäubung, und wenn dieses nicht fruchtete, dann mußte der Wein als Hüter seiner Muse ein neues, wenn auch oft täuschendes Kraftgefühl erzeugen. Nie flossen die Melodien so voll und herrlich als jetzt, da der Glückliche so schwer an diesem Leben trug. Und immer dieses Aufreißen der Brust, dem Pelikan gleich, der sein Blut hinströmen läßt, die Lechzenden zu laben. Denn alle waren Lechzende und suchten wenigstens in der Musik das Labsal, das sonst im Leben so schwer zu finden war. Das glückliche Meisterlein trug auch eine tönende Himmelskrone, nur wußten die anderen nicht, daß es eine Dornenkrone war.

Jener andere Meister Franz, der selbst ein stiller Tragiker war, der Dichter und Hofkonzipist,

betrachtete ihn mitleidig: „So sieht ein Glücklicher aus! Wo ist eigentlich das Glück?"

Er selbst hätte es gern erfragt und rief verlangend danach und hoffte es von diesem Sänger zu erfahren, aber auch ihm gab eine Geisterstimme die grausame Antwort auf diese bange Frage: „Wo du nicht bist, da ist das Glück!"

Ach, und wie es diesem armen Grillparzer mitspielte, das war nicht mehr schön. Ein neues Stück von ihm, das zur Aufführung gekommen war, hatte neuen Undank, neues Verkennen, neuen Haß eingebracht. Das war der Lohn, den der „treue Diener seines Herrn" empfing.

„In Österreich scheint kein Platz für mich zu sein," klagte er in tiefster Entmutigung, „und doch könnte ich lieber alles tun und leiden, als es verlassen." Der Gedanke ans Fortgehen war eine schöne Rosine; auch damit war es nichts mehr. Seit er im Reich draußen war, wußte er, daß er ohne den Anblick des alten Steffels nicht leben könnte. Und dann — wer fragte draußen nach ihm?

Trübe Aussichten! Alle Hoffnungen auf Besserung hatten sich als eitel und nichtig erwiesen. Je mehr die Welt fortschritt, desto übler wurde sie.

„Spinn, spinn . . ." Die Hochzeit naht, die hohe Zeit!

Doch gemach! Nicht so schnell! Wie konnte man denn jetzt heiraten in dieser miserablen Zeit? Lieber noch einen kleinen Aufschub, ein Vierteljährchen, ein kleines Halbjahr, dann wird sich alles zum besten wenden. Bis dahin würde die dichterische Frucht aus dem Garten ihrer Liebe zur Vollendung gereift sein. War ein schöneres Hochzeitsgeschenk zu denken als „Hero und Leander"? Und

welcher Reichtum von Hoffnungen hing daran! Vor allem aber handelte es sich um dieses: fertig werden, die Ernte unter Dach und Fach bringen, denn dann kamen andere Zeiten und andere Gefühle, und wer weiß, ob sie dann noch diesen Sinn und diese Kraft haben würden, den schäumenden Liebestrank hervorzubringen, so er in diesem edlen Gefäß der Dichtung perlte und brauste.

Um diesen Preis zu warten, oh wie gerne! Es war kein Opfer für Kathi, die ja immer mehr für die anderen als für sich lebte. Und da behaupten die Leute noch, sie sei eigensinnig! Was ist ein halbes Jährchen gegen die Ewigkeit, für die man ja dann oder eigentlich schon jetzt einander angehörte? Sie war glücklich.

Trotzdem prägten sich in Kathis schönem Gesicht ein paar Linien von den Mundwinkeln her tiefer ein. Sie ging oft tagelang mit einem Gefühl der Gereiztheit umher, das so stark und schmerzhaft wurde, daß es ihr Tränen erpreßte. Ohne äußere Ursache, niemand hatte ihr etwas getan, kein böses Wort war gefallen, mußte sie plötzlich weinen. Dieses krampfhafte An-sich-halten und Beherrschtsein, diese unbestimmte Furcht vor dem Nichts, oder vor dem eigenen Temperament, oder vor dem Schicksal, oder vor nichtigen und zugleich erschreckenden Anzeichen — manchmal wurde es halt zu viel. Dann gab's kritische Zeiten. Lostage, verhängnisvolle Augenblicke für das wetterwendische Gemüt.

„Mädchen spann, die Träne rann . . .“ Aber da lächelte sie schon wieder unter Tränen, eine glückliche Braut! Nur nicht verzagen, Kopf oben und festhalten das Glück!

Ein schweres Ding.

Die mühsam errungene Haltung konnte freilich auch zur Unzeit in Brüche gehen. So einmal im Burgtheater. Die Fröhlichs saßen oben im zweiten Stock, Grillparzer unten im Parkett. Ein kokett verführerisches Weib nickte und lächelte ihm zu — Daffingers Frau. Sie war versöhnt mit ihrem Schicksal und ihrem Dichter; sie nahm das Leben leicht. Der Gatte saß daneben, finster und mürrisch. Er sah gar nicht mehr aus wie ein lockerer Zeisig, sondern wie einer, dem nicht wohl ist in seiner Haut. Jetzt hatte er sein liebes Kreuz und wachte mit den Argusaugen der Eifersucht auf ihre Blicke und Gebärden. Aber sie tat, was sie wollte. Wildfang! Sie war schöner als je, und ihre Augen gefährlicher als damals hinter den Fenstern in der dunklen Ballgasse.

Der eitle, prahlerische Daffinger hatte darauf bestanden, den Dichter an der Hochzeitstafel zu sehen; der war gekommen, widerwillig zwar und gezwungenermaßen, um ein bösartig aufzüngelndes Gerede da und dort zu widerlegen. Und hatte dann und wann, gleichsam die Unbefangenheit sichtbar zu machen, den Künstler bei der Arbeit aufgesucht, den Händen zugesehen, die so fein, geistreich und genial beim Werk waren, und sich von neuem über den Menschen entsetzt. Wie konnte der grob und gewalttätig gegen Marie sein! Rein aus eifersüchtiger Liebe. Das war dem Dichter innerlich nicht fremd, er mochte dunkel empfinden, hier sein vergröbertes Gegenbild zu finden; er verabscheute es vielleicht gerade deshalb um so mehr. Und konnte es nicht verhüten, daß er nach und nach in die fatale Lage eines Vertrauten der beiden Ehegatten geriet.

Der Mann klagte bei ihm heimlich über sie; sie über ihn. Wobei der Dichter in der seltsamen Rolle eines Hausfriedensstifters unwillkürlich zu ihren Gunsten entschied. Zunächst war es ja Mitleid und der fromme Wunsch, eine Gewissensschuld abzutragen. Das aber war wieder nicht ganz ungefährlich; die neuen Geheimnisse konnten eine Schlinge sein, die beiden heimlichen Sünder in die alte Schuld hinabzuziehen, tiefer als je. Die Blicke der unbedenklichen, schönen Frau sagten vielleicht mehr, als er jetzt wissen wollte.

Als Daffinger nun merkte, daß ihr Nicken und Grüßen dem Dichter galt, war er beruhigt. Jetzt lächelte er auch. Von dem war ja nichts zu fürchten. Der war ja mit ihm im Bunde und sozusagen der Schutzpatron seines Hausfriedens.

Dafür aber wachten nicht weniger scharfe Argusaugen der eifersüchtigen Liebe im zweiten Stock, die Meister Franz, den Dichter, beobachteten.

„Gott, was ist das mit den Weibsbildern, die so mit ihm tun?! Schon wieder eine!“

Aus dem Kranz holder Frauen unten ging wieder eine auf ihn zu, die ebenso schöne als gelehrte Charlotte: „Mit Dante möchte ich sagen: nessun maggior dolore che ricordarsi del tempo felice nella miseria!“

„Nella Miseria?“ fragte der Dichter, als ob er von nichts wüßte, obschon er ihr längst einen poetischen Abschiedsgruß geschickt hatte:

„Seitdem irr' ich verbannt, alleine,
Betrüge andre so wie mich;
Du aber, armes Weib, beweine,
Den du verloren ewiglich!“

Zwar konnte der Leidenszug ihres Antlitzes, der Krankheit oder Siechtum inmitten noch nicht ganz verblühter Jugendschönheit verkündete, dem Zitat von der misera eine naheliegende Deutung geben.

Was fragte er also heuchlerisch: „Nella miseria?!"

Sie jedoch, die Feine und Schlaue, tat wieder so vertraut und unbekümmert, wie sie früher getan, gar nicht im Sinne dieser Abschiedsverse; sie hatte gar viel Neues zu sagen, erbat sich seinen Arm und wollte in den Wandelgang hinaus.

Der Theaterdiener riß die Tür auf, unwillkürlich blieben sie stehen und warfen einen Blick hinauf in den zweiten Stock; ein kleiner Schrei war oben ertönt, leicht wie das Zerspringen eines Glases, und doch hörbar genug, daß im Lärm der Pause alles hinaufsah.

Dort oben war lebhafte Bewegung und Aufregung; die Plätze der Fröhlichs waren mit einemmal leer.

„Wer war das, wer war das?" flog unten die neugierige Frage von Mund zu Mund. Und jemand, ein ganz ahnungsloser Jemand, der zufällig in der Nähe Grillparzers stand, ward plötzlich zum Sprachrohr des Schicksals und ließ das orakelhafte Wort fallen: „Ach, die ewige Braut!"

Aber so konnte es passieren, daß jemand ein kostbares Krüglein, darin seine Gelübde, seine Wünsche, seine Hoffnungen, seine Tränen aufgespart liegen, mit krampfhafter Ängstlichkeit über steinige, gefahrvolle Pfade trägt, um, ganz nahe am Ziel, an irgendeine harmlose Ecke anzustoßen und hinzustürzen. Da liegt es, das Krüglein, in tausend



Beethovens Grabmal am Währinger-Friedhof, Wien

Scherben! Die arme Kathi! Sie hatte sich alles so fest vorgenommen: Kopf hoch . . . und nicht locker lassen . . . das Glück fest halten, denn dies war ein solches Krüglein voll Hoffnungen und Tränen . . . Geduld vor allem, Geduld, — beim Teufel war's! Man ist eben nur ein Mensch. Dieses unerträgliche Warten und Warten bei einem durchgängerischen Temperament, dieses gewaltsame Ansich-halten und Zurückdrängen, diese aufreibende Spannung — wer hält denn das auf die Dauer aus? Ein schlimmer Augenblick, eine fixe Idee, ein böser Wahn und das mühsame Werk der Selbstbeherrschung war dahin. Verpfuscht und dahin.

„Kathi, Kathi!"

Netty und Pepi konnten nur Augen machen, den Kopf schütteln und sagen im Ton des tiefsten Vorwurfes:

„Kathi, Kathi!"

Mitleid war freilich auch dabei und menschliches Verstehen. Es war ja allzu begreiflich! Wasser her, die Schläfen und Pulse der halb Ohnmächtigen zu netzen, die wieder ihren Weinkrampf bekam, und fort aus dem Theater, eilends heim!

„Wie die Leute alle schauen!"

„Ist doch ein Skandal! Ein rechter Skandal!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mehrere Tage vergingen, ehe Grillparzer wieder in den vierten Stock zu den Fröhlichs hinaufkletterte. Er war sehr ärgerlich. Dieses ungezügelte Betragen im Theater, wo ohnehin alle Leute die Augen auf ihr hatten! Das war gar zu arg. Was sie doch nur gehabt hat? Es war ihm nicht ganz geheuer zumute, darum hatte er die der Kathi zugedachte

Strafpredigt von Tag zu Tag verschoben. Nun aber durfte nicht länger gewartet werden.

Beim Fröhlichschen Hause begegneten ihm Frau Butterstößel und Minna Süßholz. Das auch noch! Diese Brunnenvergifterinnen! War das ein Umgang für Kathi? Diese bösen Vetteln, die überall Zwietracht säten, wo sie hinkamen! Giftig sah er die Klatschbasen an, die aus dem Fröhlichschen Hause huschten und mit einem scheuen Seitenblick an ihm vorübergingen.

„Daß denen der Stuhl vor die Tür g'setzt wird, dafür soll jetzt gesorgt werden!“ Gelobte sich's und stürmte hinauf.

Es kam freilich ein wenig anders, als er erwartet hatte.

Waren das unerhörte Dinge, die Kathi in den letzten Tagen erfahren mußte! Soeben hatte sie ein paar Ohrenbläser zur Tür hinausgejagt, diese nichtswürdige Butterstößel und ihre wahlverwandte Freundin Süßholz. Würde sie den schmutzigen Angebereien geglaubt haben, wenn sie nicht selbst im Theater mit eigenen Augen die Beweise seiner Treulosigkeit gesehen hätte? War es nicht Schuldbewußtsein, das ihn tagelang fern hielt?

„Treulosigkeit? Schuldbewußtsein?“

Er war betroffen. „Was sind das für Worte? Was soll diese üble Laune heißen? Ist das ein Empfang?“

„Laß mich!“ Sie setzt sich hin und weint.

Er wird immer ängstlicher. „Schon wieder Tränen . . .!“

„Freilich, es bedeutet dir gar nichts, wenn ich weinen muß!“

„Wie kannst du das sagen? Du weißt doch, es ärgert mich!“

„Ärgern tut's dich? Oh, oh, oh! Weh tun sollt es dir!“

„Nein, grundlose Tränen ärgern mich.“

„Du erpreßt sie mir: Deine Grausamkeit, deine . . .“

„Was, ich grausam?! Ich bin nicht grausam; lammfromm bin ich, geduldig wie ein Schaf, ich lasse mich um den Finger wickeln, aber ich lasse mich nicht quälen, nicht hofmeistern, nicht peinigen . . . Sag doch lieber gleich, was dir über die Leber gelaufen ist, damit man weiß, wie man daran ist.“

„Also meinetwegen — — Du hast gestern wieder mit der Paumgartten gesprochen.“

„Was ist dabei?“

„Man redet mancherlei von ihr; sie hat einen schlechten Ruf.“

„Lächerliche Eifersucht!“

„Du nimmst diese Person noch in Schutz, ist es also wahr, du liebst sie . . .“

„Kathi!“

„Oh ich Betrogene, ich Unglückliche!“

Heftige Auftritte waren bei Kathi nichts Seltenes gewesen; diesmal aber wurde es ärger als je.

„Alles weiß ich, du kannst es nicht leugnen, oh mein Gott!“ tobte sie.

„Hm!“ Er wurde finster, verschlossen, hart. Das brachte sie noch mehr auf.

„Also wahr! Alles wahr! Auch das mit der Smollenitz?“

„Hm.“

„Und das Pfänderspiel?“

„Hm.“

Und dies und das, die Geheimnisse der dunklen Gasse, alte Geschichten, die vergessen und begraben schienen, und die plötzlich mit Schlamm und Unrat ans Tageslicht traten wie Leichname, die von einer Überschwemmung aus den Gräbern gerissen wurden und in trüben Fluten dahergeschwommen kamen um zu klagen, anzuklagen und zu rächen.

„Gott im Himmel, das alles wissen die Leute, und woher, woher?“ murmelte er. Hatten die alten Mauern, die Steine im dunklen Gäßchen einen Mund um zu reden? Hatte sich das spähende Ölflämmchen in der windgebeutelten Laterne in eine böse Lästerzunge verwandelt? „Es ist zu viel,“ er konnte nichts wie dieses sagen, „es ist zu viel!“

Nun hätte Schröder die Kathi sehen müssen, und er würde dennoch an ihre theatralische Mission geglaubt haben. Wie sie ganz Fels war bei seinem Kommen, wie sie sich plötzlich herausschleuderte aus der Erstarrung, ein zündender Funke, der aus dem Kiesel springt, ein Emporschäumen wie die Woge, die alle Dämme einreißt, und dann wieder ein hilfloses Zusammenbrechen in der Schwachheit eines Kindes.

„Prachtvoll, prachtvoll!“ hätte er vielleicht gesagt und mit vollen Händen Beifall geklatscht. Denn für ihn lag das Leben und der Ernst nur im Spiel.

Der aber, für den dieses Spiel bitterer Ernst war, fand es gar nicht prachtvoll. Sie hatte ausgetobt, die Ungebändigte, und wollte nun getröstet, gestreichelt und liebkost sein. Nicht von den Schwestern, die zuvor noch machtlos über sie waren, nein, von ihm, der sie aufs schwerste gekränkt hatte, und der ihre Verzeihung erflehen sollte, die ihm schon in dem Augenblicke ward, als ihr aus-

brechender Zorn verebbte. Ihre Liebe hatte gedroht, gestraft, gewettert und war auch schon bereit, lächelnd zu vergeben.

Er aber bat nicht, streichelte nicht, liebkoste nicht. Er grub in sich hinein, um das Übermaß seiner Liebe gegen das Übermaß der ihrigen zu halten, er grub und grub, und wendete jedes Gefühl um und um und fand, daß seine Brust leer war. Die Liebe war verbraucht, langsam aufgezehrt und aufgerieben im ermüdenden Kleinkrieg, gestorben. Wie lange schon? Er wußte es nicht. Daß sie tot war, wußte er jetzt erst.

Die Schwestern redeten und redeten, und er hörte, was sie sagten, Worte, Worte, und er sagte auch wieder Worte, Worte: „Ja, ja, es ist wahr, ihr habt recht."

„Sie ist von Sinnen gewesen, sie wußte nicht, was sie redete, man darf es bei ihr nicht so genau nehmen, sie leidet an einem krankhaft überreizten Zustand, sie hat sich überarbeitet, mein Gott, und das Warten und Hoffen und Harren . . . wer kann ihr's denn verübeln!" So sagte die Netty, so sagte die Pepi.

Und er stimmte zu, aber er tröstete nicht, er streichelte nicht und liebkoste nicht.

„Bist böse?"

„Aber nein. Warum denn? Gar keine Spur!"

Doch als er ging, da wußten alle: aus ist es, wahrscheinlich für immer!

Kathi hob ihr Antlitz aus den Tränen und sah die Schwestern angstvoll fragend an. In ihren schmerzlichen Gesichtern konnte sie den unausgesprochenen Gedanken lesen:

„Die war schon verheuratet!"

Und als ob sie diese stumme Antwort verstanden hätte, sank sie wieder in sich zusammen und weinte in ihr Tüchlein.

XVII.

Aus für immer!

Es ist ihm eine Erleichterung, das zu denken. Ehebett, Kinderstube, Nahrungssorgen, ihr Starrsinn — was wäre denn geworden aus dem Dichter der „Medea“ und der „Sappho“! Der Dichter tot und der Rest ein vegetierender Beamter — ein halbbrüchiger Formalist!

Das sind seine Gedanken; er phantasiert wie ein Fieberkranker.

Zucke nur, kleine, verräterische Flamme in der Laterne unten, zucke, winde dich, verwehe im Schicksalswinde, du bist nicht mein Herz, denn sieh her, mein Herz ist ruhig, stark ist es und ganz ruhig, obgleich ich sie vernichtet habe, die ich geliebt ... Ich habe sie zerstört, weil ich sie geliebt habe, ihr Leben zerstört, ihr Glück, ihre Hoffnungen und habe sie betrogen, wie ich andere betrogen habe und am stärksten mich selbst! Alles habe ich geopfert, alles hingegeben, alles erduldet, nur für eines sorgend, für dieses Eine, das Höchste! Von wem sprachen meine Worte am Grabe Beethovens? Sprach ich von Beethoven? „Nicht Gattin hat er gekannt, noch Kind; kaum Freude, wenig Genuß. Ärgerte ihn ein Auge, er riß es aus und ging fort, fort, fort bis ans Ziel!“ — Von mir habe ich gesprochen, von mir allein. Was soll mir Gattin, was Kind? Was schiert mich Freude, was Genuß? Mein

Auge sie, die mich ärgerte, ich riß es aus und fort, fort, fort bis ans Ziel! Der Welt ward ein Dichter geboren, aber die Prosa hat ihn töten wollen. Die Geliebte hat ihn töten wollen mit ihrer zänkischen Liebe, mit ihren Heiratssorgen und ihrem hausbackenen Kleinkram; Neid und Mißgunst der an Leib und Seele verkrüppelten, von dem Blut ausgesogener Autoren spinnenartig aufgeschwollene literarische Matadoren haben ihn töten wollen, die Erbärmlichkeit und Kleinlichkeit der Zeitgenossen, die den Berg nicht zu sehen vermochten, weil sie ihm zu nahe standen, haben ihn töten wollen — aber der Dichter hat sich immer wieder aufgerichtet, ein unzersplitterter Stamm, der die Kraft von neuem an sich nimmt um fortzutreiben nach ewigen Höhen. Wenn noch Sinn für Ganzheit in uns ist in dieser zersplitterten Zeit, so laßt uns sammeln! Darum sind ja von jeher Dichter gewesen und Helden, Sänger und Gotterleuchtete, daß an ihnen die arme zerrüttete Menschheit sich aufrichtet, ihres Ursprungs gedenkt und ihres Ziels!

Zucke nur, kleine, erbärmliche Flamme, die mich verraten hat, zucke und stirb! Mein Herz ist stark und fest und weiß nichts von deinem Beben. Sieh her, ich weine nicht mehr, wie ich an diesem Fenster einmal geweint habe, geweint über sie und mich; ich weine nicht mehr, wie ich an dem Tisch Goethes geweint habe, als ich bedrückt und entmutigt von den Schmerzen und Sorgen, die mir euere Liebe und euer Haß aufgenötigt, den Dichter in mir ersterben fühlte und mich unwürdig hielt, das Antlitz des Göttlichen zu schauen. Ich ertrug es nicht! Als Zeus kam er geschritten, und als Kronos wollte er mir zeigen, was ich verloren, was ich an

euch zu verlieren immer gefürchtet habe! Ach, daß er mich mit dem anderen Gesindel zusammenwerfen mochte! Der Abglanz seiner Mienen hätte mir Flügel geben sollen und gab mir Gewicht, Gewicht, niederdrückendes Gewicht!

Wenn dir der Sturm nicht dein Lebenslicht ausgeblasen, kleine, tückische Flamme, sieh her: mein Auge ist trocken und heiß, meine Wange von keiner Zähre benetzt! Wie anders, als damals in Weimar, wo ich wie ein Verurteilter hinkam, der den Richtplatz betritt, und wo die Geister aller dort Verstorbenen und noch Lebenden sich dagegen auflehnten, daß ich mich unter sie stellen sollte! Aber ihr werdet nicht hindern können, daß man mich einst unter eueren Großen zählen wird. Das Gottesurteil der Zeit mag entscheiden! Ich bin ein dorischer Dichter. Ich kümmere mich den Henker um die Sprache der Leipziger Magister, des Dresdener Liederkreises und der Weimaraner Bildungsdichter. Ich rede die Sprache meines Vaterlandes. Das Gottesurteil der Zeit und der Begebenheiten hat über meine Liebe entschieden. Ich tue, was es mich geheißen hat: „Reiß das Auge aus, das dich ärgert und geh fort, fort, fort bis an dieses Ziel!“ Das habe ich getan. Zucke nur, kleine, verlassene, zitternde Flamme, als ob du meine grämliche, zänkerische, alt gewordene, händeringende Braut wärest, die mir die Liebe stückweis aus dem Herzen gerissen und sie aufgezehrt hat wie du ringendes Flämmchen das Öl deiner Lampe aufzehrst und dann hinsterben wirst. Sieh, was ich getan habe und staune, wie mein Herz ruhig ist, ganz kalt und starr wie die Lampe, die das heilige Öl der Liebe verbrannt hat!

— — — — — — — — — — — — — — —

Kathi Fröhlichs Brief von Anfang Oktober 1843
an Franz Grillparzer auf seiner Reise nach Griechenland

So groß war die Verfinsterung, daß es immerwährend Nacht schien, trotzdem Tag um Tag dahinging. Zuweilen war es, als wollte sich die Starrheit des Herzens lösen und ein Schmerz aufquillen, der empordrängte und siedendheiß in die Augen stieg, glühende Tropfen, die brannten und schmerzten, als hätte er blutige Tränen geweint. Aber das ging vorüber. Er war entschlossen, nichts aufkommen zu lassen, keine Reue, keine Sehnsucht, die so elend und hinfällig macht. Vergessen können, vergessen! Von den beiden Unglücklichen war er das stärkere Bäumchen, das sich nun fest mit Rinde bezog; mochte das andere, schwächere, brechen! Eine Narkose für dieses wankelmütige Herz! Er suchte und fand sie — in neuer Schuld. Was plagte er sich noch mit Skrupeln und Zweifeln?

Da wird schüchtern an seine Tür geklopft.

„Was gibt's?!"

Ein fremdes, nettes Mädchen steht draußen, ein Kind der Dienstbarkeit; ein Paket hält es behutsam auf dem Arm.

„Die gnä' Fräul'n hat mich herg'führt — die Wäsch', bitt schön!"

Kathi, die Treue, die Sorgliche, sie schickte ihm den Rest seiner Wäsche, die sie in Obhut genommen hatte!

Mit einemmal war die starre Rinde wieder geborsten.

„Kathi, wo ist sie?"

„Drunten wart s' auf mich."

Hinaus stürzt er und neigt sich übers Treppengeländer; unten hat er ihre hellen Kleider verschwinden gesehen.

„Kathi!"

Die Helle unten hat sich geflüchtet, aber ihre tränenerstickte Stimme ruft zurück:

„Franz! Leb' wohl! Und sei glücklich!"

„Kathi! Bleib! Ich bitt dich, Kathi!"

Weg ist sie.

Er taumelt ins Zimmer zurück und schlägt die Hände vors Gesicht, stöhnt wie ein todwundes Tier. Aber er faßt sich bald wieder!

„Es ist gut so! Es ist gut!"

Doch jetzt ist ihm erst, als ob die Welt ihr Herz verloren hätte.

Leer ist es um ihn geworden, ganz leer. Das Beste ist gestorben. Und er lebt.

Wofür, wofür lebt er denn noch? Richtig ja: um dieses Eine, um das Höchste! „Darum sind ja von jeher Dichter gewesen und . . ." Er vollendet den Gedanken nicht.

Jetzt ist alles wieder hin, die Ruhe, die Festigkeit, die Starre, die Sicherheit, das Selbstvertrauen. Was, Selbstvertrauen? Selbstüberhebung! Er weiß es jetzt schon wieder, daß er nicht ist wie jener große Tragiker, der das Auge ausriß, das ihn ärgerte und fort, fort, fort ging bis ans Ziel. Oh, allzu schwaches Herz!

Der Tod geht wirklich um, er pocht an alle Türen und an alle Herzen, es ist erschreckend.

Charlotte war schwerkrank, sie rief nach ihm, er kam nicht. Er, der Betrüger, der sie noch in der letzten Stunde um die Gnade eines Trostes betrog!

Und jetzt hört er, daß sie gestorben ist.

Aber er hat zwei Seelen in der Brust, davon die eine empört ist, daß die andere gleichgültig und empfindungslos bleibt.

Und dann wieder Nächte, schlaflose Nächte am Fenster in der dunklen Ballgasse.

Unten späht die Ölflamme in der Laterne über dem Haustor herauf. Sie will immer wissen, was es gibt.

Sie zuckt nicht und flackert nicht, sie ist ruhig, wie er in vergangenen besinnungslosen Nächten es zu sein vorgab. Jetzt zuckt und flackert sein Herz oben, wie vom Sturme gepeitscht. Siehe, ich bin ruhig, singt die Flamme, bist du es auch noch? Ihre matten Strahlen tasten ihm ins Antlitz und sie sieht — o weh! wie ihm die Tränen stromweise über die bleichen Wangen fließen. Der sagt jetzt nicht mehr: schau, mein Auge ist heiß und trocken, keine Zähre benetzt mein Gesicht, sondern der weint jetzt wie ein hilfloses Knäblein, weint, daß es zum Steinerweichen ist.

Weint er aus Reue, aus Kummer und Trauer über Charlotte? Nein, nein, das kann vielleicht noch kommen; jetzt weint er über Kathi.

„Warum, warum, warum?" So schlägt er sich vor die Stirne. „Sie, die es schon dahingebracht, mich vergessen zu lassen, daß sie ein Äußeres sei, sie, die schon ganz Ich war, warum mußte sie selbst diesen Bruch herbeiführen?! Unglückliches Geschöpf! aber, bei Gott, unglücklicher ich selbst!"

Wie sollte das Leben weitergehen? Jetzt wußte der Dichter, der über einen abgerissenen Hemdknopf das innere Gleichgewicht, alle Stimmung und Schaffenslust verlieren konnte, was die im stillen wirkende Liebe Kathis für ihn bedeutet hatte. Mochte er noch sagen, daß sie das Verhängnis seines Lebens war, daß sie den Flug seines Genius gehemmt hatte, indem sie ihn mit Zänkereien und

Alltagssorgen belastete? Ahnte er nun, daß ihre tätige Treue noch viel mehr des Hemmenden ihm aus dem Wege geräumt hatte? Aber das hat er nicht sehen wollen. Er vermeinte das Dasein nicht ertragen zu können ohne sie und mit ihr erst recht nicht. Unseliger Konflikt, der nicht enden konnte! Und Mißverständnisse, die wie eine dünne Scheidewand zwischen ihnen standen, und durch beider Bemühen, sie wegzuräumen, immer neue, größere Mißverständnisse gebaren! Sollte man das zerstörende Spiel von vorne beginnen? Es wäre die Hölle, es zu tun. Aber es war auch die Hölle, es nicht zu tun. Unmöglich, das Medeengeschenk ihrer Liebe zu bewahren, und ebenso unmöglich, es zu verlieren!

Was bist du so ruhig, Flamme, siehe, mich beugt der Sturm!

Es war eine schwere Zeit. Wo ist die Ruh', der Friede mild? Wo ist das Glück?

Schon einmal stand er in Not und Verzweiflung nächtlicherweile an diesem Fenster, das war vor Jahren. Damals aber war das Fenster drüben noch nicht leer, das als Rahmen ein madonnenschönes Gesicht umschloß. Seine Venussin war es, die damals schon Kathis Bild aus seinem Herzen verdrängte, sich in seine Dichtung einschlich, und als priesterliche Hero seine Liebesgeständnisse empfing. Die hatte er damals in wilder Nacht gerufen, wenn auch vergebens, einen Schmerz zu betäuben, der gegen diesen, den er jetzt empfand, ein Hirtenlied war. Nun rief er sie in der Wirrnis seiner Seele von neuem, obzwar das Fensterbild längst verschwunden war.

„Keine Erhörung?“

Oh doch, sie wurde ihm so schnell, als er es nur wollte.

Das war jetzt die Narkose.

Das Leben war so voller Schlingen und Fallgruben, und er, der in allem Menschlichen so schwach war, patschte in jede hinein.

Die schöne Frau Daffinger hatte ihn wieder zu sich gebeten.

Da saß er neben ihr auf dem Sofa im Salon, einem Sofa mit goldenen Sphinxen und Flügeln und Klauen und hörte ihre Klagen an, obzwar sie schon getröstet schien, weil er da war, der Arzt ihrer Seele.

Ja, er hatte sich selbst überzeugt, die arme Frau! Ihres Mannes Roheit wird sie noch zugrunde richten! Der Mann brüskiert sie im eigentlichsten Verstande. Er ist absolut im Unrecht. In dieser Frau liegt mehr als anfangs scheinen wollte!

Das sagt ihm seine Empfindung.

Sie läßt ihre Augen spielen — Herrgott, und was für Augen! Nixenseen sind sie. Dunkel, unergründlich und gefährlich!

Und er sitzt dicht daneben und taucht seine blauen Strahlen in die dunkle Unergründlichkeit.

„Schön ist sie, schön, schön, schön!“ denkt er.

Er ist ein wenig benommen, wortkarg, melancholisch.

„Da hat jemand im Salon der Pereira über Sie gesagt, daß es gut wäre, wenn man Ihr Blut ein wenig aufriegeln würde,“ sagt sie und sieht ihn verführerisch an.

„Wär schon gut,“ erwidert er etwas trocken. Aber es schwindelt ihm, und eh er recht weiß wie, ist er in dem Liebesnetz der dämonischen Schönen

verstrickt, heilloser als einst in der geheimnisreichen, dunklen Ballgasse.

„Allmacht ist deine Macht
Schönheit, mächtige Herrin!“

So besingt er die ehebrecherische Geliebte, die zum zweiten Male die Seine wurde.

Aber der Rausch ist kurz, die Ernüchterung folgt mit dem unausbleiblichen Katzenjammer.

Er sitzt neben der wunderschönen Frau auf dem geflügelten Sofa mit den Sphinxen und goldenen Klauen und langweilt sich. Sein Benehmen wird brüsk, sie verlacht ihn. Diese Frau wird ihm selber zur Sphinx, voll Rätsel. „Ein Dämon oder ein Kind oder beides!“ Er kennt sich selber nimmer aus. Wie unschuldig sie ihrem Manne gegenüber tun kann! „Es ist zwar nicht zu verzeihen, aber es ist ein klein wenig zu begreifen, wenn er sie schlecht behandelt!“

Der Dichter hat einen unüberwindlichen Abscheu gegen das Komödiespielen jeder Art, besonders aber gegen das im gewöhnlichen Leben. So wird ihm diese Frau unerträglich. Überhaupt dieses ganze, üble Verhältnis! Er sehnt sich weg.

„Jason, ich weiß ein Lied!“ höhnt sie und parodiert Medea, um ihn für seine verletzende Kälte zu züchtigen.

Jetzt aber ist es aus! Seine Empfindlichkeit ist aufs tiefste getroffen. Das ist der Punkt, wo er sterblich ist. Jason, Jason, wer hat ihn denn nur einmal mit Jason verglichen? Er denkt angestrengt nach. „Jessas, die Kathi war's!“ Er war damals schwer genug darüber hinweggekommen. Aber die Kathi war auch was anderes wie die da! Nie hätte er von einer anderen diesen Spott eingesteckt!

Da lästert er schon wieder über das „verächtliche Geschlecht“, wie er es in früherer Zeit oft tat. „Sind alle auf einen Schlag. Weinen ohne traurig zu sein, lachen ohne froh zu sein, scheinen immer anders, als sie wirklich sind, und bringen ihrer Gefallsucht jedes, auch das größte Opfer. Koketterie, das ist die Achse, um die sich ihr ganzes Tun und Denken dreht. Liebe und Freundschaft werfen s' leichtfertig hin, wenn sie sich damit nur einen Augenblick das Beifallslächeln der Bewunderung erkaufen können. Ehe, ach Ehe, bin nichts für die Ehe!“

Er kann jetzt reden, er hat die Erfahrung!

Nun sagt er sich los, endgültig. In Gedichten gibt er ihr den Abschied: „Und wer da lebt, der hüte sich vor dir!“

Sie lacht dazu. Früher einmal hatte sie geweint. Er hatte ihre Tränen gesehen. Jetzt war es freilich anders. Vielleicht hatte sie auch diesmal geweint. Aber das ließ sie sich nicht mehr merken. Nur ins Gesicht lachen, das tat sie.

Er hatte wieder eine schöne Lehre empfangen. „Wie anders war es doch mit Kathi!“

Jede neue Erfahrung ätzte den Schmerz tiefer und tiefer um das, was er verloren hatte.

XVIII.

Der mieselsüchtigste der zwölf Monatsapostel hatte sein Weltregiment angetreten, ein fürchterlicher November, der mit Trauerfahnen einzog, mit naßwehenden Tüchern von Regen und Nebel. In den Häusern und Straßen roch es nach dem Tode. Der ging um, trat durch verschlossene Türen und

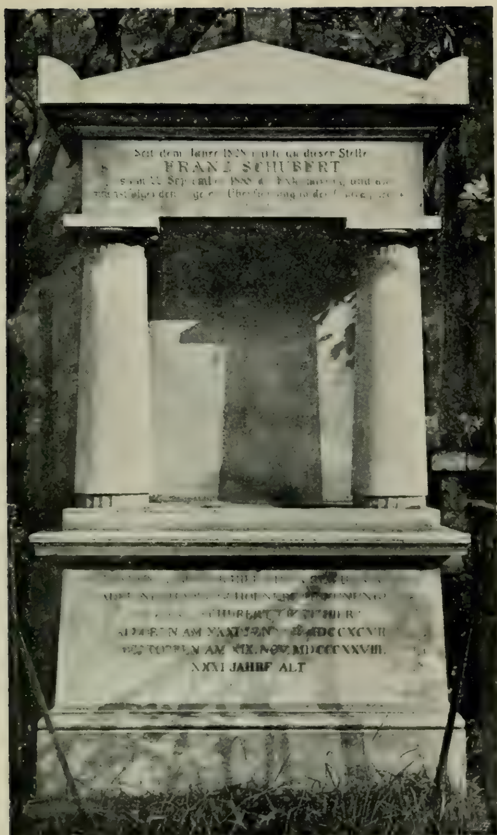
suchte ein Opfer. Das Edelste steht dem Tode am nächsten. Der suchte und suchte, bis er draußen in der Kettenbrückengasse einen fand, der sich im Nervenfieber wälzte. Hin und her warf sich der Kranke im Bett, drehte sich zur Wand, an der unter Glas in einem kleinen Rähmchen ein Stückchen Tapete hing, zeigte mit dem Finger und stöhnte: „Hier ist es aus!" Der Tod hatte den gefunden, den er suchte.

Schubert gestorben!

Der Liedermund der zwanziger Jahre war für immer verstummt. Die Lerche Gottes hatte gesungen, bis ihre Brust zersprengt war. Der edle Klang, der über den seelenvollen zwanziger Jahren schwebte, war aus. Zuerst Beethoven, dann Schubert! Jeder fühlte in der eigenen Brust, daß etwas zu Ende war, ohne das das Leben matt und schwer wurde, ein totes Gewicht ohne Flügel, ohne Schwung. Es war wie ein allgemeines Sterben.

Der gefühlswarme Bauernfeld drückte die Stimmung in wenigen, schmerzlichen Worten aus: „Die ehrlichste Seele, der treueste Freund! Ich wollt', ich läge statt seiner."

Unter den naßwehenden Fahnen von Regen und Nebel wimmerten die Glocken, dröhnte in bangen Schlägen die Trauermusik. Als Einsiedler, mit Lorbeeren an den Schläfen, wurde das Meisterlein zu Grabe getragen. Als wunderlicher Heiliger! Wie Freund Schwind es immer gefabelt und schließlich gemalt hatte. Die Legende von dem wunderlichen Heiligen. Schubert Franzl hat sie verwirklicht. Der Glückliche! Der saß nun in unerreichbarer Seligkeit, rauchte aus der g'stopften Pfeifen himmlischen Tabak mit ambrosischem Geruch, trank Nektar, der



Schuberts Grabmal am Währinger-Friedhof, Wien

mindestens so gut war als der beste Grinzinger und sah gleichmütig auf den Erdenbettel herab, der ihm nichts mehr anhaben konnte.

„Bum! bum! bum!" ging jenes bange Pochen durch die Musik, das dem Meisterlein gefolgt war, seitdem er es zum erstenmal in der Eroicagasse hörte, besonders aber seit Beethovens Tod, als es mit tödlichen Schlägen auf sein blutendes Herz niederprasselte: Bum! bum! bum! Als immerwährende Todesmahnung ging es hinter ihm, tönte aus der Lustigkeit heraus, wenn er mit seinen Kaffee-, Wein- und Punschbrüderln beisammen saß, pochte wie ein leiser Schmerz in den Wundmalen seiner Seele, die nie vernarbten . . . Dieses angsteinflößende Pochen war nun nicht in Beethovens heroischem Trauermarsch zu hören, sondern in Schuberts letzter Symphonie, die von allen Bangnissen des Herzens, von den Wundmalen seiner Seele, von den Schauern seiner Todesahnungen erzählte. Immer höher, höher schwoll die Tonflut, der Tod ging mit pochendem Finger umher und rüttelte drohend an den Toren. Aber über allen Schrecken stand der Jubel der Seele, die schon im ewigen Himmelschor mitsang. Nun stand sein Leben schon ganz im Verklärungslicht. Ganz dicht neben Beethoven stand er jetzt, diesem einsamen, hochragenden Fels, zu dem er sich nun fest schon hinaufgesungen hatte. Da brach die Kraft, sie war verströmt. Rasch nahm ihm der Tod den Stift aus der Hand . . . Was brauchte der Sänger sein Werk vollenden? Er war schon ein Vollendeter!

„Der göttliche Funke Schuberts, von dem Beethoven gesprochen hat, kann in Ewigkeit nicht mehr verloren gehen," flüsterte der ergriffene Hütten-

brenner, der gleich Mayrhofer in seiner Jugend Kleriker gewesen und sich bei seinem Hang zur Mystik ein wenig undurchsichtig gab.

„Hat das Beethoven gesagt?“ wollte Bauernfeld wissen. „Mein Gott, wär' das ein Trost für Schubert gewesen, wenn er das gewußt hätte. Wie sehnte er sich nach solchen Brosamen! Das wäre ja Himmelsspeise für ihn gewesen.“

„Er hat's doch gewußt! Wenn ihm's Beethoven nicht am Sterbebett g'sagt hat, nun, dann wird er's ihm jetzt gesagt haben,“ gab Hüttenbrenner leise zurück.

Am Heimweg wurde der Gedanke weiter ausgesponnen. Die Freunde ereiferten sich über die Unsterblichkeit, konnten aber nicht einig werden; Streit brach aus. Hüttenbrenner und Mayrhofer waren tief religiöse Naturen, Schober dagegen huldigte wie die Weltleute überhaupt einem seichten Aufkläricht; Bauernfeld hielt so die Mitte.

„Der Tod ist kein Ende,“ sagte Hüttenbrenner, „er ist eher ein Anfang. Eine so herrliche Seele wie Schubert! Was wäre denn das Leben, wenn man nicht an den Fortbestand und an die Wiedervereinigung denken könnte!“

„Daß der göttliche Funke Schuberts nicht stirbt, das behaupte ich auch,“ ließ sich Schober vernehmen. „Aber ich meine es nicht so wie Ihr. Der göttliche Funke liegt in seinen Werken, die sind unsterblich und der Sang, der drinnen ist, wird über die Welt tönen und nie vergehen, solange Menschen sind, die Sinn für Schönheit und Kunst haben.“

„So, und der Geist, der durch diese Werke gesprochen hat, soll nach Ihrer Meinung verraucht

sein wie blauer Dunst?“ fuhr Mayrhofer gereizt auf, der mit den Jahren immer weniger umgänglich geworden war.

„Schubert hat so gedacht wie wir,“ sagte wieder der sanftere Hüttenbrenner, „auch Beethoven hat so gedacht. Das Höchste wäre ihnen nicht gelungen, wenn sie nicht die Unerschütterlichkeit und Zuversicht des Glaubens gehabt hätten. Musik ist wie alle hohe Kunst Offenbarung des Göttlichen.“

Schober hatte allerlei Einwendungen. „Von Grillparzer, den ich übrigens nicht mag, habe ich ein gutes Wort aufgefangen: Musik soll menschlichen Schmerz ausdrücken, wo bleibt da der Gott?“

Bauernfeld nickte zustimmend. An die Unsterblichkeit großer, schöner Werke glaubte er selbst; im übrigen war ihm zweiflerisch zumute. Sein geliebter Schubert aber war fromm gewesen, er ehrte sein Andenken und hielt es deshalb mit den anderen, die in dem Gedanken an die Wiedervereinigung einen Trost schöpften, den auch er jetzt bedurfte.

Um so heftiger lehnte sich gegen Schobers bequeme Alltagsweisheit der sinnlich besinnliche Schwind auf, dessen kindlich reines Gemüt über alle Zweideutelei in Aufruhr entbrennen konnte. Er sah die Welt als romantischer Künstler und glaubte an die überirdische Wirklichkeit der Elfen, Genien und Engel, die er malte. Wie hätte er sie denn malen können, wenn er nicht felsenfest von ihrer Existenz überzeugt gewesen wäre? Er sah seinen lieben Leidensbruder und Freund Schubert auf weißen Wolken unter einem blauen Baldachin sitzen als wunderlichen Heiligen, wie er ihn geträumt hatte, die himmlische Friedenspfeife rauchen und ab und zu dem lieben Herrgott den Taktstock aus den Hän-

den nehmen und, zur Aushilfe nur, die himmlischen Heerscharen dirigieren, denn umsonst, ganz umsonst war ihm doch der göttliche Funke nicht verliehen, wenn er nicht dann wenigstens in Gottes Hauskapelle hätte wirken können zur Freude derjenigen, die nach ihm in die ewige Seligkeit eingehen und um jeden Preis ihren lieben Schubert wiederfinden wollen. Recht borstig und unangenehm konnte der zartsinnige Künstler werden, der ohnehin einen Zahn auf Schober hatte. Es setzte gar böse Worte ab. Die Uneinigkeit brach aus, jeder hatte einen anderen Sinn. So mußte den Jüngern zumute gewesen sein, als sie nach dem Tod ihres Heilandes einander nicht mehr verstanden, und jeder in einer anderen Sprache redete.

Grollend gingen die Freunde auseinander. Einer ging dahin, der andere dorthin; Schwind wendete sich nach München, wie es immer sein Sinn war, Schober ging nach Ungarn, der Kreis war zersprengt. Keine fröhlichen Schubertiaden mehr, kein heiter geselliger Hausgeist, keine Liebe, keine Freundschaft, die Kunst trauerte, was ist das für ein Leben! Das stärkste einigende Glied war gesprungen, und nun zerbarst die ganze Kette. Mit Schubert gingen die gemütvollen, liederreichen, sonnigen und trotz Tränen und Liebesleid glückhaft lächelnden zwanziger Jahre zu Grabe. Was nachkam war schaler Rest. Die freudlosen, innerlich verarmten, erbärmlichen dreißiger Jahre, zu deren Beginn auch das große Licht in Weimar verlöschte, meldeten sich an.

Grillparzer saß hypochondrisch daheim, weltscheu und verschlossen wie ein Austerntier. Keine Liebe, keine Freundschaft, keine Wärme in diesen

sonnenarmen Tagen, so fristete der größte Dichter seines Vaterlandes das Dasein. Daß Gott erbarm! Nur klagen konnte er noch, und selbst darin war kein Trost und keine Erhebung, weil niemand war, dem er sich anvertrauen hätte können, um also sein Herz zu erleichtern. Wie anders früher! Das einzige Haus in der Welt, wo er nach Herzenslust hätte raunzen dürfen, sein Paradies auf Erden, hatte er sich selbst verschlossen.

„Ach ja, wer sich der Einsamkeit ergibt, ist bald allein!“ Niemand hatte schwerer an diesem Leid getragen, von dem der Harfner in Goethes „Wilhelm Meister“ sang, als er! Aber vielleicht war noch ein Wesen, das schwerer trug und in dem Verlies der vier Wände mit tränenerfüllter Stimme das schmerzliche Schubertlied sang:

„Die Liebe hat gelogen, die Sorge lastet schwer,
Betrogen, ach! betrogen hat alles mich umher!
Es fließen heiße Tropfen die Wange stets herab,
Laß ab, mein Herz, zu klopfen, du armes Herz, laß ab!“

Er mochte nicht daran denken, daß es so war, der Gram zerfraß ihm das Herz.

Mit den Freunden hatte er es vollends verdorben; die gingen ihm scheu aus dem Wege, teils weil sie ihn für menschenfeindlich hielten, teils weil sie mit ihm überworfen waren.

Der offenherzige Bauernfeld litt unter einem harten Urteil, das der anfangs wohlgeneigte Dichter über ihn gefällt hatte.

Das erklärte sich dieser wieder so: „Seit mein Ruhm im Aufsteigen ist, wird Grillparzer immer verstimmter gegen mich. Poesie ist Poesie — aber die Prosa herrscht!“

Mayrhofer, der mit einem Band Gedichte hervortrat, ist ebenfalls schlecht auf Grillparzer zu sprechen. Der war von Mißtrauen gegen den Zensor erfüllt, der Literatur kastrierte und zugleich Literatur aus eigenem machte.

„Mayrhofer hätte diese Gedichte nicht herausgeben sollen,“ äußerte er gelegentlich. Darüber war der andere wieder in seiner Dichterehre gekränkt.

Nach allen Seiten gab's kleinliche Mißverständnisse und Verstimmungen. War's da nicht besser, sich ganz von den Menschen zurückzuziehen? Blieb noch die einzige und höchste Zuflucht: die Dichtung! „Hero und Leander“, die große Schöpfung seiner Liebe war noch unvollendet. Nun mußte doch endlich diese volle, süße Traube eingeheimst werden. Aber wehe, dreimal wehe! Der Frost war eingefallen ehe die Edelreife gekommen war.

Da tapst jemand die Stiege herauf, pumpert an die Tür: „Därf ich eintreten?“

„Ja, wer kommt denn zu mir?“

Einer schiebt sich herein mit Kummerfalten im Gesicht, sonst ganz fein zusammengewichst.

„Jessas der Daffinger! Haben uns schon lang nöt g'sehen. Ein, zwei Jahr denk ich würd's, wenn ich nöt irr'?“

Während er seinen Gast begrüßt, kann er sich einer unangenehmen Empfindung nicht erwehren. Der Mensch war ihm schon entrückt, er sieht ihn jetzt wieder so an wie damals, als er ihm bei den Smollenitz' begegnet war. Auch die Worte von ihm kommen ihm plötzlich in den Sinn: „Sie, Herr Grüllpatzer, wenn ich Ihnen die Sachen, die ich erlebt hab, erzählen tät, da könnten S' Stücke schreiben!“

Er fürchtet fast, daß ihm der jetzt seine vergangenen Lottergeschichten erzählen wird mit der Anmaßung, ihm einen saftigen Stoff für die Dichtung zu liefern. Trotzdem fragt er mit etwas sauersüßer Miene:

„Was bringen S' mir denn Neuch's?"

Aber der lockere Zeisig ist ein zahmer Zeisig geworden und denkt nicht daran. Er ahnt gar nicht, daß er schon längst eine Geschichte zum besten gibt, unfreiwillig, darin er die Rolle des traurigen Helden spielt. Das war keine Geschichte zum Flunkern und Protzen; er hätte auch nicht gedacht, daß es je so kommen würde. Seufzend läßt er sich in den angebotenen Stuhl nieder, preßt die Hände ineinander nach Worten suchend und bricht dann fast verzweifelt aus: „Scheiden laß ich mich!"

So, und deswegen kommt er zu mir? denkt der Dichter. Wahrhaftig, das Leben verliert seine tragische Haltung und sinkt immer tiefer zur niedrigen Posse herab. Und laut antwortet er dem traurigen Ehemann:

„Na na, gar so gach! Wird wohl nicht so ernst gemeint sein. Warum wollen S' Ihnen denn scheiden lassen?"

Dem anderen aber war nicht so gemütlich zumute, der ballte die Fäuste, rollte die Augen und sprang auf: „Weil — weil s' schon wieder einen Liebhaber hat!"

Dieses „schon wieder!" ist das Haar in der Suppe. Was will er denn damit sagen?

„Was kann denn da ich dafür?"

„Sö versteh'n mich nöt, Herr Grüllpatzer, Sie

können freilich nichts dafür, aber helfen sollen Sie mir, sonst ist's aus und g'scheh'n!"

Helfen, das heißt, ihr eine Strafpredigt halten, den Liebhaber ausreden, das Ehepaar versöhnen — oh diese Komödie! Er, der selbst vor nicht allzu langer Zeit in der Lage des Liebhabers war, und dessenwegen der Daffinger vielleicht mit denselben Worten zu einem anderen gerannt ist — das Leben ist wirklich nur ein Possenspiel.

Ungern fügt er sich der Bitte, aber er tut es, er glaubt es dem Daffinger schuldig zu sein.

Daheim fährt das Ehepaar erbittert aufeinander los. Nur die Anwesenheit des Dritten verhindert das Ärgste. Jetzt redet er jedem Teil ins Gewissen. Halb und halb bringt er die Versöhnung zustande. Sie gebraucht wieder ihre Augen, lächelt den Friedensstifter ein wenig spöttisch und bedeutsam an und sagt mit leichter Wendung: „Sie haben's gut gemeint." Nur auf den Mann hackt sie noch mit spitzigen Worten hinüber. Und er gibt's sackgrob zurück.

„Ruhe!" Und zu ihr gewendet ermahnt der Schutzgeist: „Sie müssen nicht das letzte Wort haben."

„Hörst du's jetzt?" höhnt der Mann, „das Weib muß gehorchen."

Aber da kriegt er's wieder ab.

„Reden Sie nicht immer vom Gehorchen, dann wird sie um so gehorsamer sein, das heißt, wenn Sie im Recht sind . . ." Da besinnt er sich, daß diese Worte einen bekannten Klang haben. Hat er nicht einmal etwas Ähnliches hören müssen, als er mit Kathi in Streit war? Er hat das Gefühl vor einem Spiegel zu stehen und seine eigenen Züge



Wohn- und Schlafzimmer
Grillparzers letzte Wohnung (bei den Schwestern Fröhlich)
in der Spiegelgasse

verzerrt und häßlich zu schauen. Ach, ist das grauslich! Er redet nun in einem anderen Ton:

„Wißt's ihr lieben Leut'? Ihr seid's eins so viel wert wie's andere. Ihr habt's euch also gar nichts vorzuwerfen. Vertragts euch! Es geht schon, man muß nur ein bissel Willen haben, ein bissel Geduld, ein bissel Nachsicht! Eins muß dem anderen entgegenkommen, sonst kann der Frieden nicht bestehen."

So hat er die brüchige Ehe wieder zusammengenietet. Auf wie lange? Immerhin, das Ehepaar war wieder guter Dinge, nur der Friedensstifter fühlte sich als Gerichteter, als hätte er das Urteil über sich selbst gesprochen.

„Nur ein bissel Willen, ein bissel Geduld, ein bissel Nachsicht!" Ja, das war es ja, was ihnen beiden gefehlt hat, der Kathi und ihm! Sonst waren sie zwei ausgezeichnete Menschen, eins so viel wert wie's andere. Aber an diesem kleinen Mangel ging das ganze Glück zugrunde. Hätte man das nicht früher einsehen können?"

Und jetzt die Widerwärtigkeit, sich und seine Kathi in diesem häßlichen Gleichnis zu erblicken! Er ging und behielt nichts als diese Bitterkeit zurück: „Was hat der Mensch von der Ehe? Bin froh, daß ich ihr entronnen bin!"

Das war die niederziehende Gewalt des gemeinen Beispiels. Man behält ordentlich einen häßlichen Zug davon im Gesicht und im Herzen. In einem solchen Spiegel mußte auch das Eheglück häßlich und gemein aussehen.

Nun flüchtet er wieder in die Dichtung. „Hero und Leander" muß vollendet werden um jeden

Preis. Jetzt galt es zu zeigen, daß Poesie noch immer Poesie war. Wofür hat er denn gelebt und gelitten? „Darum sind ja von jeher Dichter gewesen und Helden, Sänger und Gotterleuchtete, daß an ihnen die armen zerrütteten Menschen sich aufrichten . . .“

Und nun kommt das Schlimmste: die Phantasie ist da, aber das Herz ist tot. Und darum die Phantasie nur halb. Er fühlt nicht mehr die frühere Kraft, das Gedicht zu meistern und das Werk auf die letzte Höhe zu bringen. Eine fürchterliche Selbsterkenntnis dämmert jetzt auf: „Der Welt war ein Dichter geboren, und die Prosa hat ihn getötet. Meine Seele ist betrübt bis in den Tod. Ich fühle mich erlöschen von innen heraus.“

Und dann noch diese letzte bittere Frucht vom Baum der Erkenntnis: daß das tiefste Verhängnis seines Lebens, Kathi, auch sein tiefstes Glück war. Sie war die Verkörperung seiner Muse; in allem, was er schuf, war ihr Bild. Jetzt weiß er, warum ihm die Kraft zum Vollenden fehlte: „Ich komme mir als Verräter an allen Gefühlen vor, weil ich das ihrige mißhandelte; meine Begeisterung für ein erdachtes Gebilde scheint eine Lüge, weil ich die lebendige Wirklichkeit hinterging. Das ist es! Das zerstört mein Leben und meine Poesie!“

Aber er zwingt es doch mit einem letzten Aufgebot der Kräfte, wenn auch mit erkalteten Sinnen. Alles endet in Nacht und Grauen, auch das Gedicht. Des Meeres Wellen werfen den toten Geliebten an den Strand, nachdem beide schon in der Liebe Wellen untergegangen waren. So unauflöslich sind der Tod und die Liebe verbunden, daß auf dem Höhepunkt der Leidenschaft beide eins werden.

Was hatten sie noch fürs Leben übrig? Sie hatten alles hingegeben, nichts blieb ihnen als zu sterben.

In diesem Symbol, dem Werk einer höheren Eingebung, glaubte der Dichter den Schlüssel zu dem Geheimnis seines Lebens zu finden.

Das war die Lösung: sterben! Was lebte er noch? Er hatte nichts mehr zu geben, das Herz war erlöscht wie eine leere Lampe, das heilige Öl verbrannt, die Liebe betrogen, und damit alles betrogen, er selbst, das Leben und die Kunst!

Schubert, war der beneidenswert! Mit vollem Ruhm ist er aus der Welt gegangen, beinahe friedlich, nachdem er sein Pfund reichlich angewendet hatte! Sie nannten ihn nicht umsonst einen Glücklichen. Ja, das war er, ein ganz Glücklicher, bis zuletzt und darüber hinaus in alle Ewigkeit.

Jetzt hätte Kathi vom vierten Stock in die ruhende Gasse hinuntersehen müssen, dann hätte sie einen Menschen stehen sehen in stiller Nacht, der in die Höhe starrt und mit Schmerzensgewalt die Hände ringt — — —

Dem graust es, wenn er sein Antlitz sieht — — in den Fenstern zeigt ihm der Mond die eigene Gestalt.

Eine schrille Melodie singt ihm im Ohr — wieder ist's ein Schubert —:

„Du Doppelgänger, du bleicher Geselle!
Was äffst du nach mein Liebesleid,
Das mich gequält an dieser Stelle
So manche Nacht in alter Zeit?“

XIX.

In der allgemeinen Verfinsterung geschahen plötzlich verheißende Zeichen. Am Horizont flammte es auf. War es die Morgenröte einer neuen Zeit? Vielleicht. Vorerst war es nur die Juli-Revolution in Frankreich.

„Viktoria!" schrie Bauernfeld. Er stürmte schon mit fliegenden Fahnen der Zukunft entgegen. „Jetzt fort mit Streusand, Aktenstaub und Zensursverordnungen. Faszikeln hinhauen, einen Strich über den ganzen Quark machen, die Amtstüren aufreißen, daß ein bissel Luft und Licht rein kann, ein bissel Freiheit, damit die Talente im alten Österreich sich auch einmal rühren können . . ." Ganz wie der Mayrhofer immer geredet hatte. „Preßfreiheit, Denkfreiheit, Redefreiheit, Aktionsfreiheit!"

Aber der Mayrhofer war einer, der die Faust in der Tasche machte, sich geduldig hinsetzte, Papier verschrieb, Akten häufte, Streusand vergoß und von Amts wegen jede freiheitliche und geistige Regung weiterknebelte. Mein Gott, was soll denn der Mensch machen; der Österreicher kann aus seiner Haut nicht heraus, noch weniger wenn er ein Beamter ist, und damals erst recht nicht. Also die großen Gedanken schön still im Herzen pflegen und nicht gemuckst!

„Freunde!" Bauernfeld sah sich um, wo waren denn die Freunde? Er sah keinen um sich, Schubert tot, Schwind in München, wo sein Stern aufging, Mayrhofer versetzt in Josefstadt, Schober in Ungarn bei dem Grafen Festeticz. Er stand allein. Seine Begeisterung war rasch gekühlt. Gemach, gemach!

Zwei Jahrzehnte mußten überdauert werden, die jämmerlichen dreißiger Jahre und die noch jämmerlicheren vierziger Jahre. Alles Große mußte jetzt schweigen, wie Grillparzer nun schwieg. Ein kleinliches, nichtiges Geschlecht mußte überdauert werden, das dreist den Platz der Großen einnahm; Strauß und Lanner an Stelle Beethovens und Schuberts, Nestroy an Stelle Grillparzers und Raimunds, den lieben Dichterzauberkerl der Vorstadtbühnen, — und dennoch erfüllten diese Kleinen den Zweck, die ganze Haltlosigkeit der Zustände zu offenbaren. Die Wirkung der Flammenzeichen von draußen zu Beginn der dreißiger Jahre war die, daß der Polizeidruck im alten Österreich noch größer und die Zensursverbote verschärft wurden.

Der junge Bauernfeld harrte aus. Er war die muntere Forelle, die sich den Wasserfall hinaufschlängelt, er, der bereits in den dreißiger Jahren für die Zeit nach 48 kämpfte und den Lichtstrahl neuer Auferstehungen ahnte.

Oh, sie mußten kommen, diese Auferstehungen; der göttliche Funke konnte nicht mehr untergehen, nachdem er einmal über der Welt geleuchtet hatte. Der große Sang, der sich in den zwanziger Jahren erhob, war zwar jetzt verstummt, aber jenseits der großen, beginnenden Finsternis mußte er wieder laut ertönen, das sollte dann ein Auferstehen werden! Beethoven, Schubert — und auch Grillparzer, der bis dahin lebendig Eingesargte! Ob er wohl in der trüben Zeit diese Hoffnungen hatte? Oder an sich verzweifelt war? Aber das hatten die Nornen seines Schicksals nicht gewollt, vor allem jene Mittlere nicht, die ihm zu seinem Glück auch das Leid schuf.

Wieder wurde der Dichter viel in den Zeitungen genannt, verhöhnt, verspottet und gegeißelt. Er war abermals das Tagesgespräch geworden.

„Was s' denn nur gegen ihn haben, daß sie gar so herfallen über den armen Grillparzer?" sagte die gutmütige Hofrätin von Chezy beim Tee zu Bauernfeld, der die lebendige Zeitung war.

„Sein Gedicht auf des Kronprinzen Genesung wurde von oben übel vermerkt," erklärte der Räsonneur. „Man wittert in dem Refrain des Gedichtes „Du bist gut" eine böse Anspielung und macht es ihm zum Vorwurf, daß er keine anderen Geistesgaben hervorhebt als die Güte. Ich bin überzeugt, daß Grillparzer es ganz aufrichtig, ohne Nebensinn gemeint hat. Die allerhöchste Ungnade hat ihn wieder ausgeliefert, jede liebedienernde Schreiberseele darf ihn mit Tinte besudeln. Ach, dieses Zeitalter! Was wird mit uns in Österreich noch werden? Wenn's den besten von uns so geht, was sollen wir sagen? Nur Halunken haben's gut, wie der Saphir und ähnliches Gelichter. Da hat der saubere Rupprecht in seiner Zeitung eine Parodie auf jenen Refrain gebracht und damit Grillparzer apostrophiert: „Du bist dumm!" Pfui Teufel! Den Kerl soll man prügeln."

„Wissen S' nichts, Herr von Bauernfeld, wird denn gar nichts aus der Heirat mit der Fröhlich?" wollte die hausmütterliche Hofrätin wissen. „Die zwei haben sich doch so gern gehabt, wenn s' gestritten haben, dann war's doch nur aus Liebe."

„Die Liebe! So heißt es gewöhnlich," eiferte Bauernfeld. „Man quält, man ärgert, man martert einander, man macht sich unglücklich, man wird am Ende gleichgültig — aus lauter Liebe! Zu guter

Letzt vergißt sie ihre große Liebe, sobald sich der richtige Epouseur meldet."

„Pfui, das war garstig," rief die Klementine Ruß dazwischen, „Sie sind ein boshafter Mensch, Herr von Bauernfeld! So ist die Kathi Fröhlich nicht! Sie tun ihr unrecht!"

„Aber ich bitte, ich sag' doch nichts!" tat der Ironiker unschuldig, „ich hab nur gehört, daß ein Gutsverwalter aus Achau, ein Herr Kirstein, ernste Absichten auf Kathi Fröhlich hat. Ich kann mich natürlich irren."

„Richtig ist, daß die Kathi mit der Rosenkart, die in Triest verheiratet ist und jetzt zu Besuch da war, eine Schwester der Gosmar, vorigen Sommer in Achau war. Man kann ja die Gosmar fragen, die wird's wissen."

„Aber ich bitt Euch, wer denkt denn gleich was Ernstes, wenn man einmal mit einem Menschen ein freundliches Wort redet? Verleumdung, alles Verleumdung! Die Kathi ist gewiß ganz ahnungslos; ich möcht' doch wissen, wer sie so ins Gerede bringt?" empörte sich die Ruß. „Überdies, Grillparzer war doch auch zur selben Zeit in Achau."

„Ja, aber er ist nicht ins Schloß gegangen, wo Kathi und die Rosenkart gewohnt haben," ließ sich jemand im Gesellschaftskreis vernehmen; „er hat niemand besucht und ist bald wieder fort. Er war nur auf einem Jagdausflug dort."

„Jagdausflug?" sagte die Chezy. „Das kenn ich schon! Spioniert hat er; es hat ihm halt keine Ruhe lassen — ich sag's, die zwei kommen wieder zusammen! Grad das gefällt mir so vom Grillparzer; es ist doch ein Beweis, daß er sie doch noch immer gern hat."

„Mit Verlaub, die Schachpartie steht jetzt anders. Herr Kirstein in Achau ist am Zug und nimmt die Königin. Grillparzer hat zu wenig für Deckung gesorgt, er opfert seine beste Figur und wird matt gesetzt; das Spiel ist aus!" So der Bauernfeld.

„Nichts ist aus!" behauptet die Chezy. „Ich habe aus ganz sicherer Quelle, daß Grillparzer seine Besuche bei den Fröhlichs wieder aufgenommen hat; er kann ohne Musik nicht leben, heißt es; in der Tat aber ist es so zu verstehen, daß er und die Kathi nun endlich doch ein Paar werden."

„Stimmt nicht," versicherte ein anderes, das genauer unterrichtet schien; „die Besuche, wenn sie überhaupt neuerdings stattgefunden haben, sind wieder eingestellt, gerade wegen der Sache in Achau! Jetzt ist es erst recht aus!"

So ging das Gerede.

Einer, den's nichts mehr anging, fühlte sich durch die Heiratsgerüchte ins Innerste getroffen. Dieser eine war Grillparzer selbst. Was ging ihn jetzt noch die Kathi an? Die Liebe war tot, gestorben, begraben; aus! Warum aber jetzt diese Unruhe? Eifersucht?! Man ist doch nicht mehr eifersüchtig, wenn die Liebe erkaltet ist. Oder sollte vielleicht noch ein Funken glimmen, den der Wirbelwind der Eifersucht von neuem zur Flamme entfacht? Nein, nein, das ist es nicht, man ist ganz gleichgültig, das redet man sich ein, und trotzdem kann man's nicht lassen, hinüberzuspähen zu den drei Schwestern und gelegentlich zu erfahren, was sie treiben, wer bei ihnen verkehrt, und ob nicht etwa einer vermessen genug ist, Absicht zu hegen... So ganz entsagungsfroh, wie er sich und die anderen glauben machen will, ist er nicht.



Bibliothek
Grillparzers letzte Wohnung (bei den Schwestern Fröhlich) in der Spiegelgasse

„Es gibt doch nur eine Kathi auf der Welt!“

Gut, daß er es einsieht. Er meint zwar die Liebe zu ihr entbehren zu können, aber ohne ihre Freundschaft leben, das ist schwer. Er sehnt sich. Doch heiraten, nein! Aber Mädchen wollen eben geheiratet sein! Da sitzt der Haken. Also doch lieber entsagen!

„Ich hätte müssen allein sein können in einer Ehe, indem ich vergessen hätt', daß meine Frau ein anderes sei; meinen Anteil an dem wechselseitigen Aufgeben des Störenden hätte ich herzlich gern beigetragen!“ So lamentiert er jetzt, der eifersüchtige Gefühlsegoist, der im Kreuzverhör jeden Gedanken Kathis umgewendet hat, um sich zu überzeugen, daß sie ja an nichts anderes denkt als an ihn, oder an das, was ihm genehm ist. Er muß jetzt öfter als je an die Mutter denken: wie die war, so find't er halt keine mehr, denn die hatte für das Zusammenleben die rechte Art: „Sie hatte keinen Willen als den meinigen, mir fiel aber auch nicht ein, einen Willen zu haben, der nicht der ihrige gewesen wäre. Alles Äußere überließ ich ihr blindlings, wogegen sie sich aber auch alles Einmengens in meine Gedanken, Empfindungen, Arbeiten und Überzeugungen glücklicherweise enthielt.“

Wie kann er sich jetzt schön machen, der verflixte Griesgram!

Da kam nun die Geschichte mit Achau, die hat ihn völlig durcheinander gebracht. Daß er nachgereist ist, wie bei der Chezy erzählt wurde, ist richtig; nicht aber um zu spionieren. Die Sehnsucht trieb ihn. Erst unterwegs auf seinem „Jagdausflug“ erfuhr er von der Sache. Blieb über Nacht

im Ort und kehrte am frühen Morgen wieder um, kam heim, unglücklicher als je. Litt Seelenqualen, gegen die alle Vernunft ohnmächtig ist. Was wollte er denn? Nun war doch alles so, wie er es gewünscht hatte. Ja, ja, es war so, und es war doch nicht so! Der schreckliche Sommer wird endlos, die Fröhlichs kommen noch immer nicht vom Lande zurück.

„Vielleicht ist sie schon Braut — die Braut eines anderen! Fürchterlich!“ Er rannte hin und her, ganz sinnlos vor Aufregung.

„Was tun, was tun?“

Die Not bricht Eisen. Er hat einen guten Gedanken.

„Schreiben!“

Er setzt sich hin und will schreiben. Er muß Klarheit haben. Er hält diesen Zustand der inneren Qual nicht mehr aus. Ein paar Zeilen fliegen übers Papier, dann schmeißt er den Gänsekiel wieder hin.

„Es geht doch nicht!“ Er bringt's nicht über sich. Diese Schamhaftigkeit der Seele, die sich immer zur Unzeit regt!

So läßt er wieder eine Zeit verstreichen. Aber die Eifersucht peitscht ihn wieder auf. Er, der schließlich nicht mehr der Erwählte sein wollte, will jetzt auch nicht der Verlassene sein.

Also setzt er sich wieder hin und schreibt. Doch nicht an die Kathi, sondern an die Pepi. Ob was Wahres an dem Gerücht sei, „daß der Verwalter in — wie heißt der Ort? in Achau dafür gelte, ernsthafte rechtliche Absichten auf Ihre Schwester Kathi zu hegen usw. usw.“

Sein Brief kommt indessen ein wenig spät ans Ziel, die Antwort läßt auf sich warten; das Schicksal liebt die Neckerei, und spannt seine Ungeduld

auf die Folter; es spielt Katz und Maus mit ihm, und er ist die Maus.

Endlich bringt die Hausmeisterin ein Brieflein. Es ist nicht von der Pepi, sondern von der Netty, abgegeben hat's die Kathi. Die hätte es einem Burschen gegen einen kleinen Botenlohn übergeben sollen, es begegnete ihr keiner, sie lief und lief, war in der Nähe der Ballgasse und gab es rasch entschlossen selbst ins Haus. Aber das hat sie zu bereuen gehabt.

Als sie herzklopfend und scheu wie auf der Flucht aus dem Tor eilen will, trifft sie mit Kirsteins Schwester zusammen, der Frau Maly, die in Wien verheiratet ist, und mit ihrem Mann bei den Hausherrenleuten in der Ballgasse Besuch machen will. Verwünschter Zufall! Das Schicksal spielt wieder Katz und Maus, jetzt ist Kathi die Maus. Gerade mit Grillparzers Hausherrenleuten mußte Maly befreundet sein! Gerade in diesem Augenblick mußte Kathi sie treffen! Das Unglück hat's gewollt, daß sich kein Bote findet! Und daß sie den törichten Einfall hat, den Brief selbst zu bestellen! Sie fühlt sich schuldbewußt, obgleich sie nichts angestellt hat. Die Röte steigt ihr ins Gesicht, sie hastet ein paar Worte der Verlegenheit herunter, irgendeine Ausrede, wird dadurch noch unsichtbarer und macht sich mit verdächtiger Eile von den Leuten los. Die Maly hat ein süß-saueres Gesicht aufgesetzt, sie tut zuckerfreundlich, aber hinter ihren Worten lauert der Argwohn. Auf der Stiege stößt sie ihren Mann an: „Die hat's noch immer mit dem da oben, trotzdem die Verlobung zurückgegangen ist! So eine leichtfertige Person. Ein Glück, daß wir ihr draufgekommen sind! Der Karl wird sich's überlegen, die

zu heiraten. Schön dumm wär er! Heut noch schreib ich's ihm! Er wird es uns danken, daß wir ihn gewarnt haben!"

Der Brief an Grillparzer enthielt vor allem die Mitteilung, „daß Kathi wiederum vom Land herin ist", das übrige würde lieber mündlich besprochen werden; ob er ganz vergessen habe, daß ihm das Haus Fröhlich „freistünde"? Pepi habe selbst nicht schreiben können, sie rüste zur Abreise nach Mailand, wo sie in der Scala singen werde; Kathi begleite sie wieder als „Theatermama". Beide lassen grüßen und würden einen großen Trost mit auf die Reise nehmen, wenn er doch früher kommen, oder sonst ein Lebenszeichen geben würde. Das Klavier würde sich nicht minder freuen, ihn wieder zu einer Singübung begleiten zu dürfen; ob er die Stimme wieder einrosten lassen wolle? Es wäre ewig schade, und so weiter. Kurz eine bündige Einladung, ohne auf seine Frage näher einzugehen.

Er erkennt, daß er doch noch einen Stein im Brett hat, und schon beginnt er sich wieder zu spreizen. Das Spiel von Katz und Maus erneut sich, aber jetzt ist er die Katz. Er kommt nicht. Warum sind sie seiner Frage ausgewichen? Wieder geht die Schreiberei hin und her.

Pepi und Kathi sind inzwischen abgereist, in Triest verbringen sie bei der Rosenkart lustige Tage, Kathis Namenstag wird gefeiert, Gratulationen regnet es in Masse aus der Heimat, Kirstein schreibt zärtlich, allzu zärtlich, Kathi erwidert herzlich. Trotz vielen Lachens ist sie eigentlich nicht froh. Sie ist so gern von Wien weggefahren, nur um Entschlüssen auszuweichen, zu denen sie sich gedrängt fühlte, obschon sie nicht Kraft und Willen genug hatte, ja

oder nein zu sagen; nun war sie entronnen und hat dennoch ein schweres Herz. Täglich träumt sie von Grillparzer und weint heimliche Tränen. Oh, cara memoria! Vergessen ist schwer, jetzt schwerer als je! Ob er nicht mehr geschrieben hat? Netty möchte ihm doch alles über Kirstein erzählen, daß er ihr auch geschrieben habe, kurz alles, alles! Sie will durchaus kein Geheimnis vor Grillparzer haben.

Das Gastspiel in Mailand läßt sich für Pepi recht übel an. Sie bekommt nur kleine Rollen zugewiesen, fühlt ihren künstlerischen Ruf dadurch bedroht, es gibt Ärger und Tränen. Kathi hält tapfer die Fahnen der Hoffnung hoch, sie scherzt, lacht, reizt die anderen zum Lachen, obgleich sie lieber weinen möchte. Aus der Heimat kommen sehr unangenehme Briefe. Netty schreibt, daß Maly eine sehr böse Zunge habe und bemüht ist, Kathi in ein „abscheuliches Licht" zu stellen. Kirstein habe alles ruhig angehört; er habe kaum widersprochen. Man solle sich in Zukunft vor den Sommerfrischen-Bekanntschaften mehr in acht nehmen; zuerst wollen einen die Leute vor Liebe und Freundschaft schier „fressen", und hinterher käme Bosheit, Tratsch, Feindschaft. Maly weiß, daß ihr Bruder Kirstein Heiratsabsichten in bezug auf Kathi habe, und möchte die Sache, die sie früher gefördert hatte, jetzt hintertreiben. Ob Kathi recht getan habe, dem Kirstein soviel Freundlichkeit zu zeigen? Netty befürchtet, daß Kathi in ihrer Überschwenglichkeit doch zu weit gegangen sei und dem Manne wenn auch unabsichtlich mehr Hoffnungen gemacht habe, als sich erfüllen könnten.

„Maly, die falsche Kreatur!" Kathi gerät in hellen Aufruhr über diese Tücken. Setzt sich hin,

schreibt flugs an Netty und redet sich den ganzen Zorn frisch von der Leber weg. „Ich muß gestehen, hat Kirstein diese Reden ruhig angehört, so hat er viel bei mir verloren . . . Nicht als ob mir so viel an diesen Leuten gelegen wäre, aber ich glaube, daß ein Frauenzimmer sich, sobald es ihren Ruf gilt, auch vor den Unbedeutendsten rechtfertigen muß.“ Netty soll diese Mission übernehmen. Maly soll wissen, daß ihr Bruder Kirstein ebensowenig wie irgendein anderer Mann auf sie je Eindruck gemacht hat noch machen wird. Den Vorwurf der zu großen Freundlichkeit weist Kathi zurück. Wenn ihr jemand gleichgültig ist, so scheut sie sich nicht, mit ihm zu tanzen, zu springen, zu singen, kurz zu tun, was ihr in den Sinn kommt, während sie im Gegenteil furchtsam und schüchtern wird, sobald sie jemand interessiert. „Nun, bei Gott, das war ich gewiß nicht in Achau!“ beteuert sie. Die Leute haben sie halt ganz verkehrt beurteilt — wie es so oft schon geschehen ist. Aber sie will sich durch diese Plauschereien in ihrer Handlungsweise nicht irre machen lassen. Möge Netty doch Grillparzer alles lesen lassen! Er soll's nur wissen. Warum er gar nichts hören läßt? Daß sie jede Nacht von ihm träumt, ist ein Zeichen, wie innig sie zu ihrem Unglück an ihn denkt. Sie hätte gern an ihn selbst geschrieben, aber sie unterließ es aus Furcht, ihm zu mißfallen; sie wagt nicht zu hoffen, daß ein Brief von ihr ihm Freude machen könnte. Wie groß aber wäre ihre Freude, wenn er ihr ein paar Zeilen schreiben würde!

Grillparzer ließ sich wohl noch ein wenig darum bitten, dann schrieb er. Ein bißchen spröde zwar, aber immerhin. Das Eis war gebrochen. Nun ward

leichten Herzens die Heimreise angetreten. Die Mailänder Oper ward fürchterlich ausgepfiffen, Pepi hatte den Riesenmißerfolg miterlitten. Das war das Ende ihrer Bühnenlaufbahn. Aber es war auch Glück im Unglück, und alles Mißgeschick wog gering gegen die Klärung der Verhältnisse, die der Gewinn der Reise war. Pepi hatte eingesehen, daß sie für die Bühne zu wenig Schwielen, Seelenschwielen besaß, um die Stöße und Püffe auszuhalten und weiterzugeben, die oft genug meuchlings geführt werden und den Charakter verbeulen; sie zog das stillere, harmonischere Wirken im Konzertgesang und im Lehramt für Musik vor und wollte sich darin zum Besten der heimischen Kunstpflege mit Netty vereinigen, zumal sie ohnehin im Mittelpunkt der musikbeflissenen Wiener Gesellschaftskreise standen. Kathi aber ging aus den Wirren und Prüfungen mit geläuterter Festigkeit hervor und trug das immerblühende Hoffnungsreis ihres an Stürmen, an Gluten und Frösten, an Hagel und Tränenschauern überreichen Brautfrühlings im Herzen.

Das war in der bösen Zeit, da Grillparzer allen Angriffen ausgesetzt war und niemand zu ihm stand, kein Freund, kein Helfer, kein Tröster. Doch halt, eine war es, die wieder viel hübscher und vor allem ruhiger, besonnener, gütiger geworden war und die es noch viel mehr mit ihrem Murrkopf werden möchte, an dem sie mit so viel Innigkeit hängt. Die eine war es, die immer sehnsüchtig aus der Ferne nach ihm geforscht hatte und jeden Streich, der gegen ihn geführt wurde, wie einen Stich ins eigene Herz empfunden hatte. Nein, nicht eine war es, sondern gleich zwei, drei! Und eines Tages, als am

schlimmsten gegen ihn gewütet wurde, umringten ihn die drei, und trösteten ihn liebreich: „Mach dir nichts draus, Grüllpatzer, wir wissen, wer du bist, und die kommende Zeit wird's auch wissen!" Die drei Parzen waren es, die seinem Lebensweg gefolgt waren, auch in der Ferne, ob er nun wollte oder nicht, und die nimmer gedachten, ihn aus den Augen zu verlieren. „Was tut man nicht alles, wenn einem ein Mensch nicht gleichgültig ist!"

Die Tränen flossen nach diesem Geständnis, und von neuem hielt der Dichter seine Kathi umschlossen, mit dem schmerzerlösten Gefühl, daß seine Muse zurückgekehrt war. Eigentlich aber umarmte er alle drei Schwestern und sie ihn, drei Parzen, die sich zu jener einzigen verdichteten, die das Schicksal des Auserwählten mit Blumen aus dem Garten der irdischen Leiten und Freuden bekränzt.

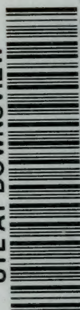
Wieder saß Grillparzer Tag für Tag oben bei den Fröhlichs, spielte mit Netty Klavier, sang und fühlte sich durch seine Fortschritte in der Singkunst über alles andere getröstet, obschon er bei jedem zweiten Takt stecken blieb, weder über die Noten noch über ihre Geltung im reinen war, meistens auch den Text nicht lesen konnte und an Lieblichkeit der Stimme nicht zugenommen hatte, trotzdem eine gewisse Hübsche unter den Schwestern ihm unbedingt den Vorzug vor allen Sängern der Welt gab. Dann scherzte und zankte er wohl auch hin und wieder ein klein wenig mit dieser Gewissen, der nun einmal schon das Glück in Tränen beschieden war wie ihr einst geträumt hatte, scherzte und zankte, aber ohne daß es zu weit ging. Und wenn ihn eine beim Kommen fragte: „Nun, warum denn heut so z'wider, Grüllpatzer, immer raunzen?"

dann hatte er die alte Antwort bei der Hand: „Ich bitt euch, laßt's mich raunzen, ist doch das einzige Haus auf der Welt, wo ich mich ausraunzen därf!" Raunzte sich aus und war dann immer wieder mit dem Schicksal ausgesöhnt.

Die tugendstarke Kathi hatte wohl ihre Bestimmung erkannt; danach zu leben war schon ein gewisses Glück. Jetzt durfte niemand mehr sagen: „Die war schon verheuratet", denn nun war sie ja wieder die Braut, die sie zu sein niemals aufgehört hatte. Zwar machte sie keinen Anspruch mehr darauf, daß man sagte: „Die wird erst heuraten", denn sie hatte im stillen längst darauf verzichtet. Beide waren füreinander bestimmt, Kathi und Grillparzer, und dennoch wäre es eine unglückliche Ehe geworden. Das wußten sie. Darum war es besser so. Nun hatte sich keines mehr vom anderen weggeschaut. Um sich zu meiden, hätten sie sich überhaupt nie kennen lernen dürfen. Ob glücklich oder unglücklich, sie hatten das Los gefunden, das ihnen beschieden war. Sie blieb der standhafte Schutzgeist der beiden Schwestern und ihrer Häuslichkeit, und er gesellte sich dazu, der Dichter, der der freundschaftlichen Liebe der drei nicht entraten konnte und später sogar bei ihnen in der Spiegelgasse wohnte, bis an sein Lebensende. Zuweilen kam über Kathi der Rückschlag eines gänzlich unnötigen Ehrgeizes, indem sie klagte, daß sie selbst nichts verdiente und keinen Beruf ausübe; aber das ging vorüber.

Wie, keinen Beruf? Hatte sie doch den schönsten unter den Schwestern als des Dichters ewige Braut.

„Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie,
So hell, daß er Unsterblichkeit ihr lieh!"


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 11 02 06 018 3